Отр. 582 t/2

L 125.

Heinrich Zschokke's

ausgewählte Schriften.

Zweiter Theil.

Der Aufruhr von Stans und der Urkantone im Sommer 1799.
Heinrich Cäsar Laharpe.
Nikolaus Friedrich von Steiger.
Schwarz von Sonnenburg.
Ludwig Burkhard von Basel.

Aarau 1825.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Bayerische Staatsbibliothek München
Wb 9/66/191

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Der

Aufruhr von Stans

und der

Urkantone

im Sommer 1799.

Quantum religio potuit suadere malorum.

Lucretius.

Bayerische Staatsbibliothek München

Die folgende Darstellung erschien zuerst im Jahr 1804 im zweiten Band der „historischen Denkwürdigkeiten der helvetischen Staatsumwälzung“, wo auch mehrere Belege und Urkunden im Anhange beigedruckt waren, die hier, so wie die häufigen Hinweisungen auf Prozeßakten u. dgl. weggelassen werden, aus denen der Verfasser manche Einzelnheit schöpfte.

Erster Abschnitt.

1.

Weltkundig ist die Zerstörung des schönen Hirtenlandes Unterwalden in Helvetien durch fränkische Waffen. Die Klage um den blutigen Fall dieses kleinen Freistaats war so allgemein, daß selbst die Ueberwinder sich nicht ihres Sieges zu rühmen wagten. Die öffentliche Stimme Europens, man darf sagen die Stimme der Menschheit, hatte sich einmal gegen die Verbrechen der französischen Regierung, damals Direktorium geheißen, laut angekündet; Frankreichs Waffenthaten in Helvetien empfingen den Schein der

Mordbrennerei, und die besiegten Hirten wurden in den Glanz der Helden gestellt.

Ich ergreife die Feder, um dies traurige Ereigniß zu beschreiben, wie ich es aus dem Munde der Augenzeugen, aus amtlichen Berichten und gerichtlichen Verhören vernahm. Ich lebte lange genug unter jenem beklagten Volke, um seine Tugenden und Fehler zu erkennen; und sehe keinen Gewinn darin, der Nachwelt eine Lüge zu überliefern, oder Gefahr darin, einem Theile meiner Zeitgenossen zu mißfallen.

Ehe ich die Erzählung des fürchterlichen Schicksals beginne, welchem Unterwalden erlag, werde ich ein Gemälde von dem Zustande dieses Ländchens voransenden, dessen es sich rühmte, ehe es in den allgemeinen Untergang der Eidsgenossenschaft verwickelt wurde.

2.

Die meisten Geschichtsschreiber haben den Fehler gemein, daß sie das Volk, dem sie ihren Griffel weihen, unvermerkt liebgewinnen, und ihm mit aller Kunst der historischen Muse, selbst auf Unkosten der Wahrheit, Interesse zu erwerben suchen.

Bald hören wir eine kriegerische Nation rühmen, welche, umringt von Triumphen, Feinden Frieden gebietet; bald ein Volk, welches seit Jahrhunderten, unter seinen Oelbäumen ruhend, kein

Waffengeräusch vernahm: bald ein Reich, welches durch Handel und Gewerbsfleiß die Schätze aller Indien sammelt, und mit seinem Golde die halbe Welt fesselt; bald einen Staat, der in Vergessenheit, ohne Reichthum und Kultur, an häuslicher Genügsamkeit eine Gesellin seiner Armuth und Bildungslosigkeit hat.

Der Weltweise beurtheilt im Volke die Menschheit, in wie fern sie mehr oder minder veredelt erscheint; er kennt das Ziel, dem nachgeeilt werden muß, und untersucht die gegebenen Bedingungen des Volks, unter welchen es sich dem Ziele nähern könne.

Für ihn ist diejenige Nation Ruhmes werth, welche geachtet von Nachbarn, unabhängig, frei, durch innere Verfassung jedem Bürger die meisten Gelegenheiten zur Vergrößerung des Wohlstandes, der Geistesbildung und Sittlichkeit gewährt. Für ihn ist, auch ohne Thatengeräusch, jenes Volk auf den höhern Stufen der Vollkommenheit, welches mit wachsendem Wohlstand fortschreitende Kultur und Sitteneinfalt verknüpft.

Kriegerische Tapferkeit und Größe, ohne Rechtlichkeit und Großmuth, verdienen in Europa keines Lorbeers mehr, da auch die barbarischen Horden Indiens sich solcher Tugend rühmen können. Luxus und Reichthum ohne Sitteneinfalt adeln kein Volk, weil

jeder reiche Wollüstling öffentlichen Lobes werth sein müßte. — Einfalt der Sitten, liebenswürdig an sich, ist bei Barbaren ohne Verdienst, nur Kind der Noth; wohl gebührt ihr die Palme bei gebildeten, in geselligem Zusammenhang wohnenden Menschen, und im Schoose des Ueberflusses. — Zufriedenheit mit seinem Zustande ist kein Beweis wahren Völkerglücks; denn also hat jeder Mensch, in allen Lagen seines Lebens in jeder Zone und Zeit, sein bestimmtes Maas Glücks und Unglücks; so wären die rohesten Nomadenstämme die glücklichsten, weil sie, unkundig des Bessern, mit ihrem Treiben die Zufriedensten sind; so wären zur Thierheit hinabgesunkene Sklaven glücklich, weil sie, zufrieden mit ihrem Loose, die angebotene Erlösung von den Ketten der Leibeigenschaft verschmähen.

3.

Der alte Freistaat Unterwalden, von holzreichen Gebirgen umfangen und durchzogen, im Herzen der Schweiz und den Vierwaldstättersee von Mittag begrenzend, hatte kaum die mäßige Ausdehnung von zwölf Geviertmeilen. Die gesammte Volksmenge auf diesem engen Bezirk erreichte ungefähr die Zahl von zwanzigtausend Seelen, war mithin nur der Bevölkerung einer Stadt von kaum mittlerer Größe gleich. Er übte

aber Herrscherrechte gemeinsam mit andern Kantonen der Schweiz über verschiedene Gegenden des unterthänigen Helvetiens, über die Vogteien des Rheinthals, der obern freien Aemter, der Landschaft Sargans, des Thurgau, in der italienischen Schweiz zu Lugano, Locarno, Mendrisio und Vallemaggia, auch über Bellinzona, Polenza und die Riviera *).

Ich will hier nicht die ältere Geschichte der kleinen Hirtenrepublik wiederholen, da sie aus den Werken ausländischer und einheimischer Schriftsteller bekannt genug ist **). Eben so wenig ist es meine Absicht, ihre einfache Staatsverfassung und deren Geist zu schildern. Es genügt zu wissen, daß dies Bergvolk seit uralten Zeiten einer

*) Ueber die drei letztern eigentlich Nidwalden allein mit Uri und Schwyz.

**) Abbé Joseph Businger, nachmaliger Pfarrer von Stans, und Lieutenant Zelger, nachmaliger Oberrichter, bearbeiteten gemeinschaftlich aus Urkunden die Geschichte ihres Kantons: „Kleiner Versuch einer Geschichte des Freistaats Unterwalden, ob und nid dem Kernwalde". 2 Bände. 8. Luzern. 1789 und 1791. Sie führten ihre Erzählung nur bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. Sinn für Toleranz, Sittlichkeit und Industrie einzuflößen, ist einer der ersten Zwecke ihrer Arbeit gewesen.

ungemessenen Freiheit genoß. Es übte unmittelbar in Landesgemeinden sein Hoheitsrecht; ernannte seine Vorsteher; gab und vernichtete Gesetze und ließ sich weniger von der Bestimmtheit und Strenge der letztern, als von seinem natürlichen Gefühl des Rechts und Unrechts leiten.

Diese einfache Staatsverfassung, welche im Wesentlichen denen der übrigen Hirtenstaaten der alten Schweiz sehr verwandt war, ist älter, als der Freiheitsschwur der Eidsgenossen im Grütli, und als Tellens Tyrannenmord. — Sie erbte seit einem Jahrtausend von Enkeln zu Enkeln, und indem sie den mäßigen Bedürfnissen, den unverwickelten Verhältnissen der Bürger angemessen war und blieb, gewann sie durch den Zauber des Gewohnten und das Heilige des Alterthums eine unerschütterliche Festigkeit.

Nur eine einzige, vom Volke ausgemachte, große Staatsveränderung kennt die Geschichte von Unterwalden. Aber auch sie fällt in frühe Zeiten und wahrscheinlich schon in die Mitte des zwölften Jahrhunderts.

Ehe nämlich diese Gebirge und Thäler reich bevölkert waren, hatten sie im Flecken Stans ihre gemeinschaftliche Richtstätte, und zu Wyserlen, einem Orte in der Mitte des Landes, die Versammlungen der Landesgemeinde. Stans, in einem anmuthigen fruchtbaren Thale gelegen, we-

nige Stunden von der Stadt Luzern, und nahe am Ufer des Sees, behauptete eben sowohl durch die Bequemlichkeit seiner Lage das Ansehen des Hauptortes, als dadurch, daß alle Niederlassungen in entferntern Gegenden und Wildnissen in ihm ihre erste Heimath und Geburtsstätte zu ehren gewohnt waren. Daher wurden die Bewohner jener Gelände vor Zeiten nur „nur die Leute von Stannes“ geheißen.

Da aber die Volkszahl sich mehrte, und viele reiche und angesehene Leute die entlegenen Thäler verliessen, um dem Hauptort näher zu wohnen; auch die Klagenden viel Zeit und Aufwand den Reisen zur entfernten Gerichtsstätte widmen mußten, erhob sich mancherlei Zwist. Die Folge desselben war eine Trennung des obern Thales von dem untern in innern Angelegenheiten.

Ein langer Gebirgsstreif von der Nachbarschaft des ewigbeeisceten Titlis bis zur Ebene von Stans, und im Boden des Thales ein dichtes Gehölz, genannt der Kernwald, ward die Grenzscheide der Getrennten.

Das Volk ob dem Kernwald (Obwalden) bildete von da an eine eigene Republik, dessen Hauptort Sarnen wurde, so wie Stans es für Unterwalden nid dem Kernwald (Nidwalden) blieb.

Ungeachtet dieser Scheidung und getrennten Haushaltung, betrachteten sich doch die Einwoh-

ner der zwei Unterwalden immer noch als ein gemeinsames, blutsverwandtes Volk. Sie hatten gleichen Ursprung, gleiche Sprache, gleichen Glauben, gleiche Erwerbsquellen. Im Kriege fochten sie unter einerlei Panier und Hauptmann. Gegen das Ausland waren sie nur ein Staatskörper, auf den gemeineidsgenössischen Tagsatzungen nur eine Stimme.

Es konnte inzwischen nach dieser Trennung doch nicht an mancherlei Zwisten fehlen, welche unter Nachbaren gewöhnlich sind; Zwiste, welche Quellen des sogenannten Nationalhasses werden können. Eine gewisse Nebenbuhlerei vererbte bis in die spätesten Zeiten, und äusserte sich zuweilen mit einer Heftigkeit, die selbst den Bürgerkrieg drohte.

Die Eifersucht zu vermehren, trug gewiß auch die Verschiedenheit der Gemüthsarten beider Völkerchen bei. Nur in Gebirgsländern findet man Beispiele von so auffallenden Abweichungen der Bewohner eines engen Landbezirks, wovon man in Ebenen keine Vorstellung besitzt.

Das Thal von Obwalden, höher gelegen, heiterer und freier, als Nidwalden, sieht den Schnee früher auf den Matten und ihn später zu den Berggipfeln zurückkehren. Die Luft ist reiner, unbeengter.

Im Lande nid dem Kernwald ziehen die Berge

enger zusammen, in ihren Schlünden Nebel und Regengewölke gern nährend. Von hier aus schweifen an den waldigen Halden der Gebirge düstere Regenschauer hervor, während über Schwyz und Luzern am entgegengesetzten Seeufer noch heller Himmel lächelt.

Der Körperbau der Obwaldner ist schöner, fleischiger, die Gesichtsfarbe blühender, lebhafter. Der Körperbau der Nidwaldner ist gedrängter. Sie sind stark, knochigt, hager, von minder frischer Farbe.

Obwalden beherbergt ein heiteres, freundliches Volk, es ist gewandter, friedlicher.

Nidwalden beherrscht ein ernsterer Geist, das Volk ist gutmüthig, aber finsterer, zurückhaltender in seinem Wesen; minder lebhaft, schwärmerisch-eifrig in seinem kirchlichen Glauben; kriegslustig und kaltsinnig in der Gefahr.

4.

Es gehörte dieser kleine Freistaat zu denjenigen, in welchen seit Jahrhunderten kein Fortschreiten der Kultur wahrgenommen wurde. Das Volk behielt mit den Gebräuchen der Vorwelt deren Unwissenheit, wie dies der Fall in den meisten demokratischen Kantonen der Schweiz war.

Obgleich Unterwalden weniger berühmte Staatsmänner, Gelehrte, Dichter und Künstler hervorbrachte, als fast alle andern Kantone der Schweiz: so fehlte es ihm doch an solchen nicht gänzlich. Auch bemerkte man immer da, wo das Volk nicht durch einseitiges Interesse oder durch Vorurtheile gebunden war, kraftvollen Mutterwitz, Schnelligkeit im Begreifen, Geistesgegenwart, und gesundes Urtheil, wodurch es vortheilhaft, wie das Volk jedes herrschenden Kantons, von dem mehr oder minder niedergedrückten, an Nahrungssorgen klebenden Geist unterthäniger Landschaften abstach.

Nur von den Händen der Geistlichkeit, welche unter den Hirten allein im Ruf und Besitz der Wissenschaft war oder sein sollte, konnten diese einige Veredlung empfangen. Allein die Ernennung der Geistlichen zu Pfarreien lag in der Macht des Volks. Unfähig, deren Tugenden und Kenntnisse zu prüfen, gab es meistens demjenigen die Stimme, der durch Familienverbindungen bedeutendern Einfluß hatte, oder die Kunst verstand, durch Schwänke den künftigen Pfarrkindern beliebt zu werden. Bei diesen Pfarrwahlen geschahen nur zu oft die unwürdigsten Umtriebe; und es ereignete sich nicht selten, daß, besonders in neuern Zeiten, der Kandidat durch Ausgelassenheit bei Trinkgelagen, oder durch Scherze im Bauerngeschmack seiner Wahlmänner Huld und

Zutrauen und Spannzettel gewann *). Der Lehrer des Volks blieb aber auch nach der Wahl noch immer von der Gnade seiner Gemeinde abhängig, indem diese die Wahl alljährlich bestätigte, oder bei eingehenden Klagen vernichtete.

Solche Verhältnisse beschränkten die nützliche Wirksamkeit des Geistlichen. Es mußte ihm, bei gewöhnlich sehr mäßigem Einkommen, mehr darum zu thun sein, sich im Amte zu erhalten, seine Einnahmen durch allerlei Mittel zu vergrößern, denn für Aufklärung und Veredelung zu wirken, selbst wenn er dazu Eigenschaften besessen hätte. Er verwandte ausser der Zeit, welche er kirchlichen Pflichten schuldig war, die meiste Sorge auf Gewinnung größern Einflusses. Er schmeichelte Launen und Meinungen der ungebildeten Menge, trat in ihre Familiengeheimnisse, unterhielt Parteien, und erkünstelte so allmälig eine Obergewalt, welche seinen Stuhl sichern konnte.

Hieraus erklärt sich die ziemlich allgemeine Neigung der Geistlichen, besonders in katholischen Demokratien der Schweiz, zum Leiten des Volks.

---

*) Spannzettel oder Spannbriefe hießen in den kleinen Kantonen die Bestallungsbriefe der Pfarrer, welche ihnen nach geschehener Wahl vorgelegt wurden, und die Wahlbedingungen, Gerichtsbarkeit, Lasten und Einnahmen der Pfarrei erzeigten.

Herkommen, Religion, Beichtstuhl und selbst das Recht, in politischen Volksversammlungen die Stimme erheben zu dürfen, öffneten ihnen die Bahn. In Landesgemeinden hörte man den Vortrag der Weltgeistlichen und selbst der Kapuziner, auch wenn sie Ausländer waren, zuerst. Sie hatten sogar Erlaubniß, bei Wahlen mitzustimmen, und machten sich durch dieses Vorrecht, so wie durch Beredsamkeit, selbst den Gebildetern wichtig.

Von Vorurtheilen befangene Menschen sind furchtsam bei Neuerungen. Sie lieben betretene Bahn, und erblicken in jeder Abweichung eine Verirrung.

Daher durfte auch kein Geistlicher, ohne Gefahr seines Ansehens, der Einführung nützlicher Anstalten und Einrichtungen das Wort reden, welche von dem Gewohnten abwichen. Seine Feinde oder Neider wußten es schnell zu benutzen, um ihn zu stürzen.

So ward der Unterricht der Jugend vernachlässigt. Die Kinder der Landleute wurden, wie ihre Vorfahren waren, und ihre Nachkommen konnten nicht besser werden. Es lag sogar zuweilen in der Hauspolitik der reichern Geschlechter, deren Glieder durch Handel, durch Reisen, durch ausländische Kriegsdienste einen höhern Grad von Bildung gewonnen hatten, das Volk in moralischer

Verwilderung zu lassen, um der ersten Staatsämter und des Einflusses sicherer zu sein.

5.

Wirklich war in Unterwalden immer der Armuth viel, und selten Bestreben, sie zu mindern. Sehr reiche Privatleute hatte das Land nie, sondern nur wohlhabende, bemittelte und eine große Zahl höchstdürftiger Bürger. Unwissenheit, Trägheit und Mangel sind unzertrennliche Gesellen.

Ausser der dem Hirtenstab anklebenden Lust am Nichtsthun, hatte das Land noch einige andere Ursachen der Verarmung seiner Bürger. Dahin gehörte die Leichtigkeit, sich zu verheirathen.

Gewöhnt dürftig zu leben, fiel es einem neuen Ehepaar nicht schwer, sich zu erhalten. Schon im fünfzehnten Jahre hatte der Knabe das Recht, als eingesessener Landmann, den Landesgemeinden beizuwohnen. Als Taglöhner, Hirt und Knecht war er bald im Stande sich zu ernähren; er heirathete und konnte, wenn er kein eigenthümliches Vieh besaß, seinen Antheil an den Allmeinden gegen baares Geld Andern überlassen. Diese Sicherheit machte ihn unbesorgter für die Zukunft. Vermehrte sich seine Familie durch Kinder, daß sein Gewinn nicht für den Unterhalt derselben ausreichte, so wurden sie zum Betteln angehal-

ten. Die Freigebigkeit der vielen Reisenden begünstigte den unedeln Erwerb an Straßen und Wegen. Traten Krankheiten und andere Unglücksfälle ein: waren die reichern Verwandten verpflichtet, Unterstützung an Geld und Lebensmitteln zu gewähren. Diese Ausgabe war oft für wohlhabende Personen sehr beträchtlich.

Eine andere, nicht minder wirkende Ursache an Verhinderung allgemeinern Wohlstandes war die Zeitverschwendung, welche allzugroße Kirchenfrömmigkeit nach sich zog.

Nicht ohne Ursach schmückte man dies Bergvolk mit dem Namen der frommen Unterwaldner. Ihr natürliches Ueberneigen zur Schwermuth und Klage, zum traurigen Anschauen der Dinge, machte ihnen den düstern Pomp der Religion, die trostverkündenden Geheimnisse der Kirche, und die unbeschwerliche Beobachtung eines Kultus, welcher auf Einbildungskraft und Empfindung jedes Alters zauberhaft anschlägt, unentbehrlich. Man sah daher die Kirchen selten von Betern, die Straßen von Wallfahrenden, die Gräber von hinknienden Verwandten leer. Mit einer kirchlichen Handlung ward jeder Tag begonnen und geendet, jedes wichtige bürgerliche Geschäft, das erste Auswandern des Viehes in die Frühlingsmatten, das freundliche Gastmahl

und der Sturm politischer Versammlungen eröffnet.

Die Menge der Festtage und kirchlichen Uebungen, während sie den arbeitsamen Händen einen wichtigen Theil vom unerkauflichen Schatz der Zeit entrissen, begünstigten die Entspannung und Thatenlosigkeit des Müßiggängers.

Werkheiligkeit ist keine Frömmigkeit; und Armuth seltener die Mutter der Tugend, als schädlicher Entwürfe, neidischer Empfindungen und der Begier, in groben Ausschweifungen Entschädigung zu suchen.

Allerdings mußte Dürftigkeit des Volks die Sitten verschlimmern. Schadenfreude beim Verlust der Großen, Neid und Verleumdung gegen die Reichen, Undankbarkeit und Treulosigkeit, üble Haushaltung und Schlemmerei mitten in der Armuth waren die ersten Folgen. Nur die allmächtigen Bande der Gewohnheit, nur das in allen Schweizern unauslöschliche Ehrgefühl im Kreise ihrer Heimath, verhütete größeres Verderben.

Es war indessen im frommen Unterwalden groß genug, daß die edelsten Männer, die redlichsten Freunde des Vaterlandes laut dagegen klagten. Aber nicht mit trockenen Lehren

wird Unsittlichkeit zerstört, sondern daß man dem Uebel die Wurzel nehme.

Auch die Staatsverfassung, so ehrwürdig sie durch ihr Alterthum stand, ward durch Einfluß der Armuth und des bettelhaften Eigennutzes angegriffen. Die Mehrheit der Landsgemeinden war eben dadurch nicht mehr frei. Hoffnung geringen Gewinns überwog die Gründe der Vernunft, die Wahrheiten des weisen Redners. — Bei Besetzung der Aemter in Unterthanenlanden wurden solche von der Landsgemeinde den Meistbietenden verkauft, und die für Ertheilung der Ehrenstellen gelöseten Geldsummen unter die Stimmenden vertheilt. Dies geschah in Nidwalden; nicht also in Obwalden. Hier wurden nur zwei Landvogteien im eigentlichen Sinne verkauft; aber das dafür empfangene Geld verlor sich nicht in den Händen der Stimmgebenden, sondern floß in den öffentlichen Schatz.

Es wagte auch wohl dann und wann ein treuer Patriot, gegen die Entehrung des Volks zu reden. Es ward der Vortheil in's Licht gestellt, statt die erlöseten Summen an Landleute, unter den Namen der Gaben, zu versplittern, sie zu öffentlichen Anstalten zu sammeln — aber gewöhnlich ward er zurückgewiesen, und mußte fürchten, Feind des Volks geheißen zu werden, weil er sein Volk liebte.

6.

Der allgemeinste und vorzüglichste Nahrungszweig Nidwaldens ist die Viehzucht. Diese wird mit der den schweizerischen Hirten eigenen Sorgfalt betrieben. Ihr sind die weiten Alpen in den Höhen, und die fruchtbaren Matten in den Thalungen ausschliessend gewidmet. Eine Kuh verzinsete sich jährlich mit fünfzig bis achtzig, ja selbst, doch selten und nur in den ergiebigsten Gegenden, mit hundert Gulden.

Nach einer im Jahre 1794 von der Kommission der Eilfer *) in Nidwalden vorgenommenen Aufnahme des gesammten Heu- und Viehstandes, betrug die vorhandene Summe des Heues an Klaftern 27,714, und an „Kupschwer" oder Stükken Hauptvieh 4994. Nach der Verheerung des Landes durch die Franken im Jahre 1798 waren die Gemeinds-Alpen nicht mehr ganz mit Vieh besetzt, so daß 1799 wegen Mangel des Heues und Verbrennung der Scheunen 400 Stück Vieh weniger berechnet wurden, und zwei fremde Sen-

---

*) Nidwalden war politisch in eilf Urtinen getheilt. Ein Rathsglied aus jeder Urti, verbunden mit den Landräthen der Urti Stans, bildeten unter Vorsitz des Landammanns den Wochenrath, welcher wöchentlich zweimal gehalten ward.

ten *) aus Obwalden und Luzern in die Nidwaldner Alpen traten.

Die jährliche Ausfuhr von Vieh, Käse, Anken oder Butter, Felle, Unschlitt u. dgl. mehr, war daher beträchtlich und machte die größte Einnahme des Landes. Hingegen Heu aus dem Lande zu führen, blieb gesetzlich verboten: eben so wenig wurde die Milch auswärts verkauft.

Der reiche Gewinn, welchen, bei geringerer Arbeit, Viehzucht gewährt, verdrängte den Ackerbau. Es fehlte nicht an Versuchen, Kornbau zu treiben; aber die damit verknüpfte Beschwerlichkeit schreckte bald wieder zurück; und da das Vorurtheil sich selbst im minder fruchtbaren Boden der Anpflanzung der Futterkräuter entgegenstämmte, wurde das Land nie in dem Grade benutzt, als es sich vortheilhaft darbot.

Das nöthige Korn bezieht man von den Luzerner Märkten, und begnügt sich allenfalls in einzelnen Gärten Gemüse und Erdäpfel zu ziehen. Flachs wird fast gar nicht, Hanf nur wenig, und kaum für die Bedürfnisse des Landes hinreichend gebaut.

Dagegen ist der Obstbau vorzüglicher. Das ganze schöne Stanserthal gleicht einem Gar-

---

*) Eine gewöhnliche Sente in den Unterwaldner Alpen begreift vierundzwanzig Kühe und einen Stier.

ten, worin, zwischen üppigen, mit Fruchtbäumen beyflanzten Matten, Hütten und Dörfer zerstreut liegen. Das Obst ist ein bedeutender Theil vom Reichthum wohlhabender Familien. Es wird theils gebacken, theils zu Most gebraucht. Auch gebricht es nicht an einer Menge zahmer Kastanienbäume, welche besonders die Seeufer bei Kersiten beschatten, und deren Früchte in Nachbargelände verführt werden.

Die reichen Waldungen der Gebirge gehören zum Schatz des Landes, und noch immer werden ansehnliche Geldsummen für ausgeführtes Bau- und Brennholz bezogen. Aber wegen gänzlicher Unkunde in der Forstwirthschaft verdünnen sich die nutzbarsten Gehölze. Indem man die nächstgelegenen Waldreviere nach Bequemlichkeit abtrieb, ohne an Gehau und Schonung zu denken, veröden dieselben und zwingen zu den entferntern Zuflucht zu nehmen. Eine Klafter Scheiterholz, welche noch vor zwanzig Jahren zu drei Gulden verkauft ward, gilt jetzt schon acht Gulden. Diese Verspürung des Holzmangels vermochte die Obrigkeit vor der Revolution, die Ausfuhr des Holzes in andere Kantone einzuschränken. Ein großer Theil, vielleicht der größte von den Hochwäldern, liegt so hoch in den Gebirgen, daß der Transport des Holzes beschwerlich, kostbar, oft fast unmöglich ist. Unbe-

kannt mit den Vortheilen der Holzflößen und Riesen der Tyroler, Salzburger und Pontironen der italienischen Schweiz, verdirbt jährlich eine ungeheure Menge des besten Holzes.

An Kunstfleiß fehlt es den Unterwaldnern. Statt ihre rohen Materialien selbst zu verarbeiten, verkaufen sie dieselben und nehmen solche verarbeitet um den doppelten Preis zurück. Wenige Weber arbeiten nur für das Land, und man läßt noch auswärts weben. Tuchmacher, Töpfer, Hutmacher u. s. f. fehlen gänzlich. Inzwischen nimmt doch auch hier Sinn für größere Bequemlichkeit zu. Man kleidet sich minder in halbwollenes Landtuch, wie ehemals, sondern begehrt ganz wollenes, auch wohl feine Zeuge. Vor fünfzig Jahren hat der Tuchhandel im ganzen Lande nicht so viel abgeworfen, als jetzt von vier bis fünf Kaufleuten einer allein absetzt. In gleichem Verhältnisse ist das Bedürfniß von baumwollenen und Seidenzeugen, Gewürzen, Kaffee, Tabak u. s. w. gestiegen.

7.

Das Volk blieb, was es von jeher gewesen, ein einfaches, braves Hirtenvolk, unwissend, werkheilig, ohne Wetteifer, es sei denn in kriegerischer Tapferkeit, worin es keinem Volke der Schweiz wich. Es liebte sein Vaterland mit jener edeln

Schwärmerei, welche das süße Gefühl der Freiheit und die Erinnerung an die Thaten der Vorwelt, durch welche sie errungen ward, erzeugen muß. Es war zufrieden mit seinem Zustande; zufrieden mit einer Verfassung des Landes, worin jede Abänderung nur eine Schmälerung der Volksrechte werden konnte; zufrieden mit dem kirchlichen Kultus und dessen Wirkungen.

Es sehnte sich nach keinem Ruhme, nach keinem Vorzuge. Sein Vaterland war ihm die Grenze alles Erdenglücks. Freiheit sicherte ihm sein Loos diesseits und Religion jenseits des Grabes. Eins oder das andere angreifen, war Hochverrath und Majestätsverbrechen.

Zweiter Abschnitt.

1.

So war Unterwalden, als das verhängnißvolle Jahr erschien, in welchem es dem französischen Vollziehungsdirektorium gefiel, durch seine Feldherren Brune und Schauenburg die Eidsgenossenschaft zerstören zu lassen.

Unterwalden glänzte im Anfange des großen Kampfes nicht durch eigene Thätigkeit. Es folgte, verbunden mit seinen ältesten Schicksalsgenossen, Uri und Schwyz, den Beispielen derselben.

Verschiedene Ursachen vereinten sich, die Thätigkeit Unterwaldens zu lähmen, und zwar in einem Zeitpunkte, wo sie am rühmlichsten erschienen sein würde.

Das Volk, wiewohl es den Anzug feindlichgesinnter Heere gegen die abendliche Schweiz vernahm, und von den Gährungen aller Unterthanen-Lande, und von den Ansprüchen des stolzen Frankreichs, und von der Selbstvernichtung der alten Basler Regierung hörte *), verharrte in dumpfer Betäubung. An seine Verfassung gewöhnt, unfähig, sich ein Bild von Zerstörung bisher bestandener Verhältnisse, von Schöpfung neuer zu entwerfen, dünkte ihm der Untergang seines kleinen Staats Unmöglichkeit.

Es hielt die Gefahr, welche den Umsturz der Eidsgenossenschaft drohte, für sich selbst so entfernt, daß seine Abgesandten noch am 7. Hornung zu Brunnen am See Hilfe an Bern verweigerten, „weil der Bundesfall noch nicht dazu vorhanden sei". Im Gefühle seiner Unschuld wähnte es sich geborgen. Es sah, wenn alles Unglück zusammenströmen sollte, endlich im Felsenring seiner Gebirge eine unüberwindliche Festung, deren Inneres noch kein siegender Feind berührt hatte seit Jahrtausenden; es fühlte in

---

*) Den 21. Jänner 1798.

seinen Adern noch das Blut der Altvordern und die Kraft, für Freiheit in den Tod zu eilen; es sah mit hoffnungsvollem Blick auf den Beistand des Himmels und seiner Heiligen, und fürchtete in einem so machtvollen Bündnisse nicht die Waffen aller Völker.

Während die Hirten in stolzer Sicherheit unter dem Schutze der Himmlischen ihre Heerden pflegten, traten auch ihre Obrigkeiten nur gezwungen zum Kampfplatze. Keiner stand unter ihnen, der das gefährliche Gewebe ganz überschaut hätte, welches Frankreichs Staatskunst über die gesammte Eidsgenossenschaft ausdehnte. Was die Thätigkeit der Vorgesetzten noch mehr lähmte, war der Zwiespalt unter ihnen selbst, welcher sich in allen seinen fürchterlichen Wirkungen enthüllte, als Bern und Solothurn und Freiburg schon unter Frankreichs Waffen gefallen waren, und die Noth am höchsten stieg.

Frieden und die Freundschaft, welche der Oberfeldherr Brune noch im Namen seiner Republik den demokratischen Ständen der Schweiz zugesichert hatte, hob er endlich durch seine Verkündung einer Einen und untheilbaren Republik bald wieder auf, und sein Nachfolger im Oberbefehle der französischen Armee, Schauenburg, vollendete das Begonnene.

So war es entschieden, daß auch die Hirten-

kantone aufgelöset, und in die Form eines neuen Freistaates verschmolzen werden sollten. Sich selbst überlassen waren schon die mächtigsten Bundesglieder der Eidsgenossenschaft im ungleichen Kampfe gefallen; jetzt mußten die Hirtenländer entweder allein für ihre Selbstständigkeit in den Streit gehen oder dem Gebote des Ueberwinders gehorchen.

Hellsehendere Männer beider Unterwalden aber verkannten nicht die Größe der Gefahr, und das Vergebliche in dem ungeheuern Wagestücke, mit einer Handvoll der neuen Kriegskunst unerfahrner Aelpler, den Besiegern der europäischen Könige Stirn zu bieten. Es schien Weisheit, sich dem Schicksal mit Gelassenheit zu unterwerfen, und für die Menschheit da Gewinn zu ziehen, wo für den kleinen Staatsverein Verlust sein sollte. Jenseits der Stürme, in welchen die Bande vieler kleinen, in sich selbst kraftlosen Republiken zerrissen, lächelte eine trostvollere Zukunft — da zeigte die Hoffnung alle Schweizer als ein einziges und darum zum Schutz der Freiheit stärkeres Volk; da galten nicht mehr die Schranken der Geburts- und Ortsvorrechte; da konnte bessere Gerechtigkeitspflege aufgehen; da wurden Vorurtheile zerstört, welche sich der Aufnahme des Handels, des Ackerbaues, der Wissenschaften und nützlichen Künste bisher unüberwindlich entgegengebäumt

hatten; da sah man die Majestät des Aberglaubens erblassen, und Tugend und Talent in den Wettkampf gehen, wo sonst Umtriebe, Leidenschaft und barbarische Unwissenheit um den Preis gestritten hatten.

Solches waren die Ansichten und Hoffnungen der gebildetern Männer, und hiemit beschwichtigten sie ihren eigenen Kummer um den Verlust einer Staatsverfassung, welche ihnen minder durch innere Güte, als durch ehrwürdiges Alterthum und durch die beispiellose Ungerechtigkeit der anrückenden Zerstörer theuer war *).

Als nun die Frage durch's erschütterte Volk lief: ob Kampf bis zum Tode, ob freiwilliges Eintreten in die neue Landesverfassung der Schweiz? riethen sie vom fruchtlosen Widerstande ab, und zur Theilnahme an dem Schicksale der übrigen Kantone.

Ihr Wort siegte in den Versammlungen zu Obwalden. Des frommen Nikolaus von der Flüe Enkel schirmten in ihrer Heimath Friedenssinn und Eintracht; weltliche Obrigkeit und Geistliche handelten in freundlicher Verbindung; und

*) Solche Männer wurden von der Parteiwuth nachmals Revolutionairs, Jakobiner, Metapolitiker, Metaphysiker, Philosophen genannt.

zu eben der Zeit, da Uri, Schwyz, Nidwalden, Zug und Glarus zusammengetreten waren im Hauptflecken Schwyz, den Kriegsbund gegen Frankreich zum Schirme des alten Regiments zu schliessen *), nahm das Volk von Obwalden, und mit ihm die Abtei Engelberg im Hochgebirge, die neuhelvetische Staatsverfassung feierlich an.

Vergebens mahnten Abgeordnete Nidwaldens von diesem Schritte ab; vergebens zürnten die andern kriegslustigen, demokratischen Stände gegen Obwaldens Abfall vom ewigen Bunde — mächtiger sprach die Nähe fränkischer Schaaren, welche über Thun gegen den Brünig, Obwaldens mittägliches Grenzgebirg, im Zeitraume weniger Stunden ziehen konnten.

2.

In Nidwalden war die Zahl der Einsichtsvollern nicht groß, oder deren Stimme nicht mächtig genug gegen die Leidenschaft Aller, und gegen den Einfluß der Geistlichkeit.

Im lebendigen Gefühle seiner Kraft, seiner Freiheit, seiner Unschuld wollte man nun und nie von Unterwerfung hören. Der heroische Geist Arnolds von Winkelried flammte in allen

*) Den 1. April 1798.

seinen Enkeln. Die Hirten stiegen nieder von ihren Bergen, sahen himmlische Erscheinungen und sprachen mit Prophetenzungen. Die Geistlichen fachten mit Worten heiligen Eifers den grenzenlosen Zorn gewaltiger an. Sie deuteten im Geiste auf die öden Tempel Gottes, auf die zerbrochenen Altäre, auf die geschändeten Heiligthümer der Kirche. Es war nicht mehr um die alte Staatsverfassung und ihren Tausch gegen eine neue, nicht mehr um das zeitliche Wohl Unterwaldens, sondern um die alleinseligmachende Religion, um den Preis der Ewigkeit zu thun. Und Alles schwor, eher Leib und Leben, als den Himmel zu verlieren; eher allem Elende, als dem neuen Heidenthume Hand zu reichen.

Es ward eine Landsgemeinde ausgekündet. Sie sollte, gegen die Bedachtsamkeit der etwanigen Hellseher im Lande, der Triumph der Priesterschaft werden.

Von dieser geleitet, und das Bild des Gekreuzigten vorangetragen, zog am 7. April des Jahres 1798 das Volk gen Wyl an der Aa zur Landsgemeinde. Hier unter freiem Himmel, umschlossen vom ehrwürdigen Kranze tausendjähriger Linden und Buchen, welche noch von der Hand der ersten Freiheitsstifter gepflanzt zu sein schienen, sank es betend auf die Kniee, den Himmel

um Erleuchtung anflehend. Dann forderten hundert Stimmen vor Allem des Landes Seelenhirten auf, über die neuhelvetische Staatsverfassung zu reden.

Da erhoben sich im Kreise der Landleute die Priester. Der Vornehmsten ihrer einer rief: „Was den Ursprung der Konstitution betrifft, so kömmt sie aus Paris — diesem gottlosen Babylon! Ihre Urheber sind weltbekannt. Man nennt sie Jansenisten, Deisten, Naturalisten, Atheisten, Philosophen, Freidenker, Aufklärer, Freimaurer, Illuminaten, Jakobiner u. s. w. — Irrende Sterne sind sie, denen die ewige Finsterniß vorbehalten ist; ungestüme Meereswellen, die ihre eigene Schande ausschäumen; — Bösewichte, die Kains Wege wandeln, Balaams Verführung um den Lohn ausschütten, und durch Kores Widerspruch endlich zu Grunde gehen" *).

---

*) Diese und folgende Stellen aus den damals gehaltenen Reden der Unterwaldner Priester sind ächt und wörtlich treu aus denselben gezogen, wie sie von ihnen selbst in eine Flugschrift folgenden Titels wieder eingerückt sind: „Der schröckliche Tag am 9. September des Jahres 1798 in Unterwalden von wirklichen Augenzeugen ächt beschrieben." Ohne Anzeige des Druckorts. 8. 1799. 80 Seiten.

Er erklärte nach diesem bündigen Eingange die Hauptgrundsätze der neuen helvetischen Staatsverfassung. „Wenn man, sagte er, wenn man das Volk mit französischen Grundsätzen aufklärt, so darf man zur Belohnung den Kirchen und Klöstern den Reichthum ihrer Stiftungen und die Pracht ihres Gottesdienstes hinwegnehmen! — Die natürliche Freiheit des Menschen ist unveräusserlich, spricht die Konstitution. Dies will sagen: die Freiheit des Menschen kann und darf nicht eingeschränkt, gehemmt oder gebunden werden! Hiermit sind die Ordensgelübde, das Priestercölibat, die Unzertrennlichkeit des Ehebandes u. s. w. lauter unzulässige Dinge. Es dürfen also Kraft dieses Grundsatzes die Ordensgeistlichen wieder alles Gott gethane Gelübde nach Belieben austreten, die Priester wider alles Verbot der Kirche heirathen, und die Männer wider das Gebot des Herrn Weiber tauschen. Die Gewissensfreiheit ist uneingeschränkt, spricht die Konstitution. Wenn dieser Satz wahr ist, so gelten das neunte und zehnte Gebot Gottes, und alle Gesetze, die der Freiheit des Gewissens Schranken setzen, nichts mehr. Daher

---

Treffender, als durch ihre eigenen Worte, kann der frommen Redner Geist und Vorstellungsart unmöglich karakterisirt werden.

sind alle Gedanken zollfrei, und Jeder darf in seinem Herzen denken, verlangen, argwohnen, urtheilen und glauben, was ihm beliebt. Heißt aber dies was anderes, als die Freidenkerei vollkommen erlauben, begünstigen und allgemein einführen? — Jeder Gottesdienst, sagt die Konstitution, ist erlaubt, wenn er die Ordnung nicht stört, und keinen Vorzug oder herrschende Gewalt an Tag legt. Laut diesem Artikel sind entweder alle Religionen, auch die mahomedanische nicht ausgenommen, gut, seligmachend, oder auch die Sekte, welche zur Hölle führt, ist eben so zuverlässig, als die Religion Jesu Christi, welche den Weg zum Himmel zeigt. Die Wahrheit darf demnach vor dem Irrthume keinen Vorrang fordern? und Jesus, der Lehrer der Wahrheit, muß auf hohe Verordnung der französischen Konstitution mit allen Irrlehrern und Freidenkern in gleicher Reihe stehen. Heißt dies aber nicht den Sohn Gottes lästerlich beschimpfen und auf ein Neues zwischen Mörder ans Kreuz hängen?“

Der Redner schloß, nachdem er mancherlei noch in diesem Geiste gesprochen, mit warnungsvollem Blick auf das unglückliche Frankreich, Italien und Belgien. „Ihr werdet, schrie er, da nicht blos die gewöhnlichen Folgen des Kriegs erblicken; sondern auch die schrecklichsten

Folgen der Konstitutionssätze, die wir Euch, theure, liebe Landleute, erklärt haben, in Menge antreffen."

Andere traten nach diesem auf. Sie wetteiferten in Furchtbarkeit der Weissagungen. „Fromme Stiftungen, hieß es, werden aufgehoben, die Kirchengüter geraubt, die Tempel geplündert, die Altäre niedergestürzt, das Heiligthum mit Füßen getreten, die Unschuld geschändet, das Laster begünstigt, die Tugend verhöhnt, das Eigenthum konfiszirt" u. s. w.

Schaudernd vom Greise bis zum Knaben, welcher zum erstenmal inner den steinernen Schranken der Landsgemeinde stand, hörte Jeder solche Worte. Der Glaubenseifer entzündete die Gemüther. „Verwerfet, schrien die Priester, verwerfet die Konstitution! — Seid ihr unsers Sinnes, liebe Landleute, so rufet heute mit einer Stimme: Es lebe die Freiheit der Kinder Gottes, die Gleichheit mit Jesu Christo, die Einheit und Untheilbarkeit unsers heiligen, christkatholischen Glaubens."

Der Landammann des Hirtenstaats, gelehnt an das entblößte Landesschwert, nahm noch, aber zum Ueberfluß, das Wort, der Priester Lehre mit weltlichem Ansehen zu befestigen. Das begeisterte Volk erhob sich und schwor mit entblößtem

Haupt und emporgestreckten Händen, im Angesicht des Gekreuzigten, „für Erhaltung der heiligen christkatholischen Religion und Rettung der theuern Freiheit im Fall der Noth, nach dem Beispiele der in Gott ruhenden Väter, Gut und Blut, Leib und Leben aufzuopfern.

„Die Religion unserer Väter sei, wie bis dahin, unsere Konstitution! und das Kreuz Jesu Christi unser Freiheitsbaum!“ Mit diesem Geschrei zogen Priesterschaft und Volk zu ihren Hütten heim, den Rosenkranz betend.

Jetzt war Haß der helvetischen Staatsverfassung Volksgesetz; Empfehlung ihrer Annahme, zur Verhütung größern Unglücks, Hochverrath; Schweigen, Nichteinstimmen in das allgemeine Zürnen, verdächtig. Wer zufällig, oder mit Vorbedacht, nicht an der Landesgemeinde vom 7. April erschienen war, geistlichen oder weltlichen Standes, ward gezwungen, den Eid, in Gegenwart eines Priesters und eines weltlichen Beamten, in seiner Pfarrei nachzuschwören.

Nüchterne Ueberlegung schwieg von nun an; Schrecken herrschte; die wilden Haufen geboten, die Weisen gehorchten.

Eine neue Landsgemeinde (am 13. April) ernannte einen vollständigen Kriegsrath, zur wirksamern Führung der Geschäfte. Dieser bestand aus sämmtlichen Vorgesetzten, Hauptleuten und

einem zugezogenen Landmann aus jeglichem Kirchgang. Er empfing Vollmacht, alle den Umständen entsprechende Maasregeln zu ergreifen, die Truppen in Waffen zu üben, und bei Stansstaad am See, und auf der Unterwaldner Uferspitze, die untere Nas genannt, welche die Mitte des Waldstätter Sees beherrscht, wo er zwischen den Gebirgen am engsten wird, Vertheidigungswerke anzulegen.

Reich war der neue Kriegsrath an Männerzahl, nicht so reich an Sachkunde und Scharfblick. Es fehlte ein Alles durchschauender, nach gleichen Zielen leitender Geist, der die Summe der vorhandenen Mittel kannte, würdigte, anwandte, und da neue hervorrief, wo sie mangelten. Und wie in dieser Versammlung, gebrach gleiche Einheit des Willens und der Kraft überall den zum Krieg verbündeten Bergkantonen. Der Augenblick war vor der Thür, wo im offenen Schlachtfelde das Schicksal der Hirtenländer entschieden werden sollte; langsam wälzten sich Frankreichs Heerschaaren aus der Ebene gegen die helvetischen Hochgebirge heran, aber noch hatten diese zum Streit entschlossenen Eidsgenossen weder gemeinsamen Oberfeldherrn, noch gemeinsamen Kriegsplan.

Nidwalden sprach die Hilfe seiner Verbündeten an, indem ihm durch die unbesetzten Eng-

päſſe des hohen Brünig und durch den Abfall Obwaldens die größere Gefahr drohte. Uri weigerte Theilnahme; es ſchien, wie Glarus, ſich auf Verfechtung ſeines eigenen Herdes beſchränken zu wollen. Zug war zu ſchwach, und mußte dem Feinde entgegengehen, welcher durch die freien Aemter vordrang.

Nur Schwyz erkannte die Wichtigkeit, ſich des Brünig zu bemeiſtern, durch einen kühnen Streich die Stimmung Obwaldens zu gewinnen, und ſo der weitläuftigen Vertheidigungslinie der Bergkantone auf der Abendſeite ein ſtarkes Bollwerk zu erwerben.

Es ſandte gen Unterwalden über den See eine Schaar von 338 Männern; auch die Waldſtadt Einſiedeln ſchickte Streiter, und ſelbſt der kleinſte von den alteidsgenöſſiſchen Freiſtaaten, Gerſau, am Fuße des ſteilen Rigi, ordnete 54 ſeiner Bürger zum Mitzuge gegen den Brünig.

Am 22. April brach das kleine Heer auf gegen Obwalden. Die Hauptmacht deſſelben beſtand aus 900 Mann Nidwaldnern, zum Theil mit Feuerröhren, zum Theil mit Knütteln bewaffnet. Ihr Führer war der Landeshauptmann Zelger.

Sie fanden in Obwalden keinen Widerſtand; die Regierung dieſes Ländchens, zitternd vor Gräueln des Bürgerkriegs, geſtattete den Eidsgenoſſen ſogleich bei erſter Aufforderung Durchzug.

Die Erscheinung dieser Schaaren, ihr Ruf für Kirche und Vaterland, die Gerechtigkeit ihrer Sache, die Erinnerung an alle ehrwürdigen Bande, mit welchen Obwalden an sie seit Jahrhunderten geschlossen war, verwandelten schnell die Stimmung des zusammenströmenden Volks. Wie ein elektrischer Schlag zuckte Enthusiasmus von Dorf zu Dorf. Inzwischen die Eidsgenossen den leeren Gebirgspaß des Brünig an Berns Grenzen besetzten, verwarf am 23. April die Landesgemeinde Obwaldens einmüthig die angenommene Verfassung.

Ungeduldig harrten die Schweizer auf den Höhen des Gebirgs dem Befehl entgegen, hinabzudringen ins Haslithal, welches sich unter ihren Füßen ausdehnte; zusammenschmelzend mit den Bernischen Gebirgsvölkern dieser Gegenden, in wilder Masse über die Seen von Brienz und Thun hervorzuströmen gegen die Mauern des gefallenen Berns, und an eben der Stätte den stolzen Feind zu bekämpfen, wo er noch von seinem ersten Siege ruhte. Aber beim Mangel eines festen Entwurfs, schwankend zwischen Lust zum Angriff und zur Vertheidigung, hatte der Nidwaldner Kriegsrath dem Landeshauptmann Zelger bestimmt verboten, die Berner Grenzen zu überschreiten. Vergebens mahnte er, als ihn Obwaldner, Urner und Glarner Kriegshaufen ver-

stärkt hatten, um Verhaltungsbefehle. Selbst als der Major Hauser erschien, die vereinten Völker am Brünig unter seinen Befehl zu nehmen, ward die Verlegenheit der Anführer nicht gelöset.

Unterdessen war der Zuger Oberst Andermatt dem anrückenden Feind in die freien Aemter entgegengezogen; der Glarner Paravicini hatte sich am Zürichsee über Rapperswyl ausgedehnt; Aloys Reding, der Schwyzer Landeshauptmann, hatte Luzern besetzt, wo 300 Mann von Unterwalden ihm beistanden. Allein im Zeitraum weniger Tage war das Heer der Eidsgenossen durch Uebermacht und Waffenkunst der fränkischen Brigaden zersprengt, daß nur noch Uri, Schwyz und Unterwalden mit geringen und übelgeordneten Kräften um die Vertheidigung ihrer heimathlichen Fluren zu sorgen hatten.

Dieser Wechsel der Dinge, welchen Jedermann bei der allgemeinen Unordnung und Planlosigkeit ahnen konnte, zerstörte den letzten, losen Zusammenhang der Kriegsverbündeten. Niemand wußte um den andern; jegliches rüstete sich, nun noch seinen eigenthümlichen Strich Landes zu verfechten.

Die Truppen am Brünig, als sie das Vordringen feindlicher Macht vernahmen, zogen theils aus eigenem Triebe, theils abgerufen, wieder der Heimath zu. Die Mannschaft von Uri vertraute

nicht mehr der Sicherheit von Unterwalden. Darum bahnte sie sich vom Brünig hinweg durch die wildesten Hochgebirge einen neuen Heerweg in den vaterländischen Kanton.

Doch weder Uri, noch Unterwalden, standen in ähnlicher Gefahr, als Schwyz. Dahin zogen sich gedrängt die fränkischen Heersäulen zusammen. Schwyz rief um Hilfe gegen die Uebermacht eines Feindes, dessen Heer allein stärker, als die Zahl der gesammten Landeseinwohner war. Allein die Obrigkeit Nidwaldens, vor eigenem Unfall zagend, zauderte, Beistand zu senden. Verlassen von allen Bundesgenossen, nur von einigen Hundert Urnern unterstützt, stritten, ihrer Vorfahren werth, die Schwyzer siegreich auf den Höhen von Morgarten und am St. Jostenberg. Als endlich 500 Freiwillige von Unterwalden den Helden zu Hilfe eilten, hatten diese schon, entkräftet durch ihre Siege, dem geschlagenen Feind Unterhandlung geboten.

Uri, bewogen vom Anblick unabwendbarer Gefahr, nahm unmuthig die zwischen den Schwyzern und Franken geschlossenen Bedingungen an. Die feindlichen Heere, in Folge des geschlossenen Vertrags, verliessen die Grenzen von Schwyz.

Auch Obwalden, nachdem Furcht den Rausch der Leidenschaft gelöset hatte, unterschrieb

am 5. Mai die neue Staatsverfassung zum andern Male.

3.

Einsam stand noch das Volk Nidwaldens auf dem Schauplatz der Verwandlungen, von Feinden und überwundenen oder abgefallenen Bundesgenossen umgeben. Doch legte es die Waffen nicht nieder. Es besetzte mit seinen Kriegern die Grenzen bei Ennetmoos gegen Obwalden, bei Stansstaad und Hergiswyl am Seeufer, desgleichen an der Nas, und bei Emmetten auf der Höhe des Gebirgs gegen das Land Uri.

Inzwischen verlor sich aber allmälig die brausende Wuth, je mehr man die Vereinzelung des Landes und die Ermattung der überspannten Kräfte fühlte. Das Beispiel aller Urkantone gab den Besonnenern im Volke Muth, besänftigende Worte zu wagen. Es wurde wieder wahrscheinlich, was noch vor wenigen Tagen unmöglich schien, daß der Rosenkranz der betenden Alpenhirten die Brigaden Frankreichs nicht besiegen würde. Man wagte sogar endlich das Wort Kapitulation zu sprechen, und glaubte sich nicht schämen zu dürfen, ohne blutigen Kampf anzunehmen, was Schwyz nach glücklichen Treffen nicht zurückgestoßen hatte.

Das Haupt des Nidwaldner Freistaates war damals der Landammann Würsch von Buochs. Konnte er gleich beim Mangel ausgebreiteter Kenntnisse und Geistesgaben nicht in den traurigen Staatshändeln seines Vaterlandes glänzen, so wußte er doch bei Volk und Priesterschaft den Ruhm eines frommen Vertheidigers der Kirche zu gewinnen. !Er war es, der bisher unermüdlich gegen das „höllische Büchlein" (so nannte man in den Bergkantonen die neuhelvetische Staatsverfassung) gedonnert hatte. Jetzt aber, da jeder Tag, jede Stunde den gewissen Untergang seiner Würde näher führte, hielt er es rathsam, die Rache dem Himmel zu überlassen, und mit christlicher Gelassenheit die Vernichtung seines Staates als Strafe Gottes zu ertragen. Er schwieg.

Sein Schweigen entnervte auch bald die Beredsamkeit der geistlichen Führer, unter welchen Käßli, Pfarrer von Beggenried, Kaspar Joseph Lüssi, Helfer zu Stans, und der Kaplan Kaiser von Stans, die bedeutendsten waren. Doch weder Pfarrer Käßli, ein trockener, eifriger Seelsorger, welcher vielleicht nur durch geistlichen Stolz und Familienverhältnisse verleitet werden konnte, noch Kaplan Jakob Kaiser, ein frommer, unwissender Mann, glichen in leidenschaftlicher, Alles zerstörender

Thätigkeit ihrem Anführer in der politischen Bahn, dem Helfer Lüssi. Erzogen im Kollegio zu Mailand, hatte dieser erst die Kaplanei von Ennetmoos, dann die Helferei von Stans erhalten, und durch Rastlosigkeit seines Ehrgeizes mehr Furcht denn Liebe gewonnen. Das hohe Alter des achtzigjährigen Pfarrherrn von Stans ließ ihm Hoffnung fassen, dessen Stelle zu erhalten. Seinen einstigen Mitwerbern den Rang abzulaufen, schmeichelte er dem spröden Geist des Volks. So waren immer geringe Ursachen großer Dinge Quellen.

Der Kriegsrath entschloß sich zum ersten Friedensschritt. Er legte der Priesterschaft die wichtige Frage vor: „Ob der am siebenten April zu Gott geschworene Eid, Religion, Freiheit und Eigenthum mit Gut und Blut zu beschützen, auch in den gegenwärtigen Umständen noch wirklich verbinde?“

Der hochwürdige Klerus ward versammelt, die Gewissenszweifel zu lösen. Man ahnte die Antwort. Darum weigerte sich der Helfer Lüssi, einer Versammlung beizuwohnen, deren Ausspruch nur Widerspruch seiner Neigungen und Grundsätze werden konnte.

Die Priesterschaft entsprach den Wünschen der Friedensfreunde. Sie erkannte, daß der Eid vom siebenten April nicht mehr verpflich-

tend sei, weil man ihn „niemals geschworen haben würde, wenn man vorausgesehen hätte, daß das Land Nidwalden einstens ganz allein stehen würde; weil es ferner eine gänzliche Unmöglichkeit wäre, das Ziel und Ende besagten Schwurs zu erreichen. Zudem sichere ja Frankreich den Kantonen die freie Ausübung der heiligen römisch-katholischen Religion zu; und sollte diese Zusicherung nicht gehalten werden, so bliebe ja der Eid noch immer in Kraft. — Uebrigens werde Gott diesmal den guten Willen für's Werk annehmen."

Diese merkwürdige, winkelvolle Erklärung von Seiten der Gewalt, die den Binde- und Löseschlüssel führt, veranlaßte nun Zusammenberufung einer Landesgemeinde, um den Willen des Volkes zu hören.

Es versammelte sich am 12. Mai zu Wyl an der Aa. Der Kreis ward geschlossen, und den Anwesenden die Kapitulation von Schwyz und das Gutachten der Nidwaldner Geistlichkeit vorgelegt. Düsteres Schweigen herrschte. In allen Mienen sprachen Unwille und Wehmuth. Die Weiber von Buochs, Beggenried und andern Dorfschaften, bewaffnet auf mancherlei Weise, waren ihren Vätern, Brüdern und Söhnen hieher gefolgt. Von Zeit zu Zeit erhoben sie

gräßliches Geheul: „Krieg! Krieg!“ während einige würdige Geistliche, besonders Pfarrer Kaiser von Emmetten und der Pater Prediger des Kapuzinerklosters, in langen Reden die obwaltenden Besorgnisse wegen Religionsgefahr zu zerstreuen suchten. Auch der Landammann Würsch sogar, von dessen Lippen man nur gewohnt war, die Verwünschungen der helvetischen Konstitution zu hören, öffnete den Mund, ihre Annahme zu empfehlen. Noch wankte das betäubte Volk in der Wahl blutigen Untergangs, oder stiller Ergebung. Doch einer fehlte, dessen Beredsamkeit gewiß alle Wünsche des Friedens zerschlagen und Tod und Krieg zur allgemeinen Losung gemacht haben würde — Lüssi, der Helfer, fehlte. Gewiß nur auf das Bitten seiner eigenen Freunde war er in Stans zurückgeblieben; denn sein unbeugsamer Sinn würde sich auch dort nicht verläugnet, und alle Gemüther überwältigt haben.

So ward, beinahe ohne einiges Handmehren, die neue Staatsverfassung angenommen.

Laut Beschluß der Volksversammlung wurden Abgeordnete an den Oberfeldherrn Schauenburg in Zürich gesandt, um mit ihm den Friedensvertrag abzuschliessen. Man behielt sich beim Eintritt in die helvetische Republik vor, daß Nidwalden die katholische Religion unverletzt bewahren könne, daß Personen und Eigenthum

gesichert seien, keine französische Truppen ins Land gelegt, oder junge Mannschaft ausgehoben, oder Waffen abgefordert werden.

Schauenburg, zufrieden des blutlosen Sieges, empfing die Boten des Freistaats mit Güte, und sicherte die begehrten Gegenstände in schriftlicher Antwort feierlich zu. Die alte Landesregierung legte die Gewalt nieder, verwandelte sich in eine provisorische, um den Uebergang von der alten zur neuen Ordnung mit eigener Hand zu bereiten, und meldete dies Ereigniß dem seit vier Wochen in Aarau bestehenden Vollziehungsdirektorium.

4.

Es läßt sich nicht läugnen, daß der fränkische Feldherr, welcher die Sache der Ungerechtigkeit gegen die Sache der Unschuld und gegen die Heiligkeit des Völkerrechts zu führen hatte, gezwungen war, den Nidwaldnern, wie andern demokratischen Kantonen, eine Kapitulation zu gestatten, wie die oben erwähnte. So rettete er seiner Regierung in den Augen Europens noch den Schein der Billigkeit und der natürlichen Ehrfurcht für Unschuld und Recht. Aber eben dieser den Bergvölkern gestattete Vertrag ließ über ihre Gesinnungen keinen Zweifel, früher oder später die an der Spitze blutiger Bajonette

gereichte Staatsform wieder zurückstoßen und das alte Regiment herstellen zu wollen.

Frankreich, seit dem Frieden von Campo-Formio (17. Oktober 1797) gefürchtet, noch mehr gehaßt von den Königen des festen Landes, schien durch empörenden Uebermuth alle Völker und alle Fürsten trotzend in die Schranken zu fordern. Frankreich hatte nicht nur die Schweiz unterdrückt, sondern, wie diese, auch Genua von ihrer Gewalt abhängig gemacht. Der römische Kirchenstaat war zu einer Marionettenrepublik umgestaltet, der König von Sardinien aus seinem Piemont verjagt; Malta genommen und seine Orden zerstreut; Aegypten der bundesverwandten hohen Pforte entrissen.

Es war zweifellos, daß Europa nicht länger geduldige Zuschauerin so vieler und entehrender Mißhandlungen bleiben werde. Von allen Seiten erblickte man im Schatten der Friedenspalmen Kriegsrüstungen. Diese Rüstungen wurden die traurige Hoffnung aller Bergvölker Helvetiens.

So fest und sehnlich aber auch der Wunsch der Gebirgs-Kantone zur Aufrichtung ihrer alten Ordnungen war, hatte doch selbst das Unglück, unter dessen Paniere sich sonst wohl Todfeinde versöhnen, nicht Macht genug, die Völkerschaften der

Alpen für das gemeinsame Ziel zu verbinden. Jede handelte, wünschte und sorgte für sich allein, unbekümmert um die Nachbarn. Ohne Einheit des Plans und der Mittel brach sich ihre Wuth daher in vereinzelten, unzeitigen, unberechneten Aufrühren, deren jeder die Last drückender machte, welche sie abzuschütteln gemeint waren.

Eben jene Volksversammlung Nidwaldens, welche am 8. Mai feierlich die Einverleibung ihres bisherigen Staats in die neue helvetische Republik erklärt hatte, ließ, ohne ihn auszusprechen, den Willen deutlich vorblicken, daß sie ihrem Worte nicht treu bleiben werde. Sie dankte zwar ihre Krieger ab, aber befahl jeglichem, sein Gewehr nebst vierundzwanzig Patronen mit sich zu nehmen, wo denn alle Monat von den Trüllmeistern oder Unteroffizieren Nachsuchung gemacht werden sollte.

Der Geist, welcher diese Gegenden bewegte, war kein Geheimniß. Die, welche Einheit Helvetiens wünschten, mußten ihn fürchten. Daher erhob sich schon früh im helvetischen Staatsrathe Peter Ochs, ein Glied desselben, und schlug vor, sämmtliche kleine Kantone Uri, Schwyz und Unterwalden in einen einzigen zu verwandeln, um dem Gefährlichen vorzubeugen, was von sechsunddreißig Abgeordneten dreier Kantone, welche

sich der Annahme der Konstitution so heftig widersetzten, zu befürchten sein dürfte.

Sein Gedanke fand Eingang. Wirklich wurden die drei Urkantone nebst dem von Zug in einen einzigen zusammengeschmolzen, welcher von nun an unter dem Namen Waldstätten erschien. Zwar gelang es durch diesen Schritt, welcher die Stimmen der Stellvertreter von achtundvierzig auf zwölf einschränkte, den Einfluß derselben in der Gesetzgebung zu schwächen; allein auf der andern Seite hatte man unbehutsam genug die Masse der mißvergnügtesten Völkerschaften so innig unter einander verbunden, wie sie es vorher nie waren, und ihnen eine Stärke verliehen, welche sie selbst nicht erwartet hatten. Zugleich hatte dieses Gesetz noch den Stolz der Urkantone verwundet, die sich, laut Ausspruch der Verfassungs-Urkunde, wenigstens geschmeichelt hatten, auch fernerhin als besondere Glieder der helvetischen Republik zu glänzen, und so — einen Schatten der ehemaligen Selbstständigkeit zu bewahren.

Es traten ihre Repräsentanten am 8. Juni in die gesetzgebende Versammlung der helvetischen Republik ein. Von Nidwalden erschien daselbst Franz Anton Würsch, um diejenige Landesverfassung handhaben zu helfen, wider welche er noch vor wenigen Wochen der Unversöhnlichste gewesen war. Sein ehemaliger Kanton, noch vor Kurzem unter

den Waffen gegen Frankreichs Heere, erschien nun in einem Bezirk des Kantons Waldstättens zusammengeschrumpft, Distrikt Stans geheißen.

Ein Bürger des Hauptfleckens, Aloys Von Matt, wurde vom helvetischen Direktorium zum Regierungsstatthalter des gesammten Kantons ernannt; dieser wählte zu seinem Unterstatthalter in Nidwalden den als Hauptmann in spanischen Diensten gestandenen Bürger von Stans, Ludwig Kaiser.

Beide Männer eröffneten ihre politische Laufbahn unter den gefährlichsten Verhältnissen. Als unmittelbare Beamte der vollziehenden Gewalt konnten sie keinen Befehl derselben vollstrecken, ohne sich in den Augen des leichtgläubigen, von schwärmerischen Priestern gestimmten Volks, als Mitschuldige aller wirklichen oder scheinbaren Bedrückungen und des Raubes uralter Rechtsame verdächtig zu machen. — Als Bürger Nidwaldens, als Blutsverwandte des Volks rechnete man ihnen jede Handlung, die mißfiel, zu doppelter Schuld an. Selbst ehevorige Verbindungen und Familien-Verhältnisse wurden Anlaß zweideutiger Auslegungen ihrer Thaten.

Aloys Von Matt besaß nicht die wissenschaftliche Ausbildung seines Unterstatthalters, ersetzte sie aber durch Erfahrung und Thätigkeit

eines hellen Geistes, welcher die Fesseln der Vorurtheile abgeschüttelt hatte. Er kannte sein Volk, und hatte die Gaben, welche den Demagogen Noth sind. Wäre er zur Seite der Föderalisten gestanden, er würde ohne Mühe Günstling und Held des großen Haufens geworden sein. Der ewige Widerstand und Groll der Gegner erzeugten in seinem Herzen jene leidenschaftliche Bitterkeit, welche im Parteikampfe endlich auch dem gelassensten Manne selten zu fehlen pflegt.

Ludwig Kaiser, ein junger, talentvoller Mann, voll Liebe des Vaterlandes, dem er seine Mühe und sein Schwert geweiht hatte, redlich, unverhohlen, standhaft, war minder geschmeidig und volkisch, als jener. Gewohnt unter Kriegern zu leben, rauh, ernst, buchstäblich und streng in Pflichten, gewann er die Hochachtung derer, die ihn kannten, aber auch den mit Furcht gemischten Haß des Pöbels und der Pfaffen.

Es war einer der ersten und der verderblichsten Fehltritte der Zentralregierung, daß sie die höchsten Kantonsbeamten aus der Mitte der Kantonsbürger wählte. Was dem unbekannten Fremdling verziehen worden wäre, ward dem Manne, der durch tausend kleine Nebendinge, durch stärkere und zartere Bande an seine Heimathsgenossen geknüpft war, zum Vorwurf; was man vom Fremdling als Wohlthat empfangen hätte, sah

man vom Mitbürger als Schuldigkeit an. So gebrach fast überall in der Schweiz den öffentlichen Beamten das Zutrauen der Menge; und Furcht mußte nur zu oft die Stelle der Liebe ersetzen.

5.

Rapinat, Frankreichs Kommissär, und seine Gefährten entführten die Schätze der Städte. Die Schweiz lag mißhandelt, wie ein erobertes Land. Nicht nur, daß Feldherren und Kommissäre bald hie, bald dort bedeutendere Gegner der Revolution deportiren liessen, und Jammer stifteten in zahllosen Familien, verfuhren sie selbst gegen die von ihnen eingesetzten höchsten Gewalten der jungen Republik und deren Beamten ohne Achtung. Die beschimpften und verhöhnten Obrigkeiten, welche mit ohnmächtiger Kraft den Räubereien und Gräueln französischer Diktatoren entgegenrangen, fanden im Volke, welches sie zu schirmen nicht Macht hatten, keine lohnende Gesinnung der Dankbarkeit. — Frankreich, dessen Grundsätze ehemals siegreicher, denn seine Waffen, Europens Völker durchdrungen hatten, verlor hier das öffentliche Vertrauen eines Welttheils durch gewissenloses Spotttreiben mit den heiligsten Rechten der Menschheit.

Muthig ertrug man indessen alle Leiden im ebenen Helvetien, wo die Freiheit gewonnen war. In den Bergkantonen ward die Tirannei der fran-

zösischen Machthaber minder empfunden, weil in diese Heimath natürlicher Armuth nicht Schätze lockten, und unter den Waffen geschlossene Verträge die Raublust fesselten.

Während jene also für das kostbare Geschenk duldeten, und jeden Verlust als Opfer betrachten mußten, gährte in den Thälern der Alpen unaufhörlicher Mißmuth.

Zurückgestoßen, wie durch einen Zauberschlag, aus uraltgewohnten Verhältnissen, und hineingeworfen in unbekannte Formen, ward sich der Aelpler in eigener Heimath fremd. Betäubt durch die Ereignisse der letzten Monde, unvertraut mit neuen Vorgesetzten, Ordnungen, Namen und Gesetzen, wähnte er Gefahr, wohin er trat, sehnte er sich nach dem, was ihm durch Verlust wünschenswerther geworden. Eine ungeheure Zahl neuer Gesetze und Beschlüsse, mit Redensarten und Wörtern fremder Sprachen gemischt, flutete ins Land. Er verstand ihren Sinn nicht.

Leicht war es, unter solchen Verhältnissen, diese rohen Kinder der Natur zu täuschen, ihr geängstetes Gemüth mit Schreckbildern zu verwirren. Ihr Mißtrauen verachtete ohnehin alle Belehrung; ihre Furcht hing jedem Mährchen an, was durch's Land lief; ihre Sehnsucht nach Zurückkunft des Ehemaligen verwandelte sich in Erwartung desselben.

Und doch würden sich die gutmüthigen Hirten an die veränderte Gestalt der Verfassung gewöhnt haben, wenn die abentheuerlichen Gefahren, welche ihre Einbildungskraft fürchtete, nicht erschienen wären; sie würden sogar den Tausch liebgewonnen haben, wenn ihnen statt des vermutheten Elendes Vortheile erwachsen wären — aber sie sollten diese nicht sehen. Ihre Leichtglaubigkeit selber zog die fürchterlichsten Schicksale auf sie herab.

Die Geistlichen nämlich blieben der Staats-Veränderung unversöhnlichste Feinde. Sie fürchteten nicht so sehr den Untergang des Christenthums, als ihrer Pfründen, Aufhebung der Klöster, Verbreitung der Wissenschaften, Vernichtung der Gewalt des Klerus. Schon hatten die gesetzgebenden Räthe der Republik das sämmtliche Vermögen aller Klöster, Stifter und Abteien mit Beschlag belegt, und Besitzern und Verwaltern untersagt, von denselben zu veräussern. Schon war durch ein anderes Gesetz Klöstern beiderlei Geschlechts bis auf weitere Verfügung verboten, Novizen und Professen anzunehmen. Die angedrohte Aufhebung des Zehnten ließ den Seelsorgern gänzlichen Verlust des Unterhalts fürchten, und daß die Mehrzahl der Glieder im Direktorium wie in den Sälen der Gesetzgeber protestantischen Glaubens war, machte um Aufrechthaltung ihrer Kirche besorgt.

Doch vielleicht würde der Klerus noch geschwiegen haben, wenn nicht das Gesetz vom 12. Heumond bei Verlust der bürgerlichen Rechte jedem Schweizer die Leistung des Bürgereides zur Pflicht gemacht hätte.

„Es ist also, schrien die Diener des Altars, eidliche Verpflichtung, die römisch-katholische, alleinseligmachende Kirche zu zerstören! Wer diesen Schwur leistet, schwört sich vom Himmel los!"

Es erhob sich plötzlich ungestümes Treiben und Gähren in Zellen und Beichtstühlen. Aus den Klöstern Mels, Meran, und St. Gerold im Tyrol flogen warnende Boten durch das helvetische Hochland. Die Abteien von Einsiedeln und St. Gallen thaten nicht weniger für die Sache ihrer Kirche. St. Gallen, die Abtei, zog sich sogar unter den Schirm des deutschen Kaisers, welchen sie, als Reichsoberhaupt, „den höchsten Lehensherrn aller seiner Gerichtsbarkeiten" hieß, und verband Bitte mit Trotz, die helvetische Regierung zu nöthigen, von der Forderung des Eides abzulassen *). Ja dies Stift erließ ein Umlaufsschreiben an den von ihm abhängigen Klerus, worin ihm feierlich verboten

*) Den Abdruck des Zirkulars, im schweizerischen Republikaner. Jahrgang 98. 1. Band, Seite 616.

ward, den Bürgereid zu leisten, vor weltlichem Richterstuhl zu erscheinen und den Rechtsamen der Kirche etwas zu vergeben.

Mit diesem Geschrei der Priester und Mönche verband sich die Stimme der an den Grenzen umherirrenden Ausgewanderten. Sie weissagten die Nähe neuen Krieges, und Befreiung des Vaterlandes durch Gewalt kaiserlicher Waffen. Sie versäumten kein Kunstmittel, keine glückliche Stunde, den Mißmuth der Hirtenvölker wachsam zu halten, Gährungsstoff auszustreuen, kleine Aufstände zu erwecken, Parteihaß zu nähren, Volk und Obrigkeit wider einander zu erbittern, und Gesetzlosigkeit zu befördern.

Indem ihre Thätigkeit das Vaterland mit Zwietracht, Aufrühren und Blut füllte, hofften sie der Welt den unverwerflichsten Beweis vom Nachtheil der Staatsveränderung zu geben, und die ehemaligen Regierungen in glänzenderes Licht zu stellen; durch Zerreissung aller öffentlichen Ordnung die Schweiz zur leichtern Kriegesbeute des Hauses Oesterreich zu machen, und diesem im Innern der Alpen durch eine Kette von Verschwörungen und Rebellionen ein Hilfsheer zu erwerben.

An ihre Pläne schloß sich die Schaar der um Aemter, Privilegien und Ansehen trauernden Geschlechter; es schloß sich an sie jeder, mehr oder minder in seinen Hoffnungen Gekränkte; es

schloß sich an sie die Leichtgläubigkeit des Volks, welches von Gerüchten und Prophezeihungen betäubt, die Religion in Gefahr, das Vaterland an Frankreich verkauft glaubte, bald vor ungeheuern Abgaben, bald vor der Möglichkeit zitterte, die junge Mannschaft über's weite Weltmeer entführt, mit den Franzosen in Aegypten und Indien fechten zu sehen.

6.

Die Geistlichkeit von Nidwalden, in geheimer Verbindung mit St. Gallen, mit den Ausgewanderten und den Klöstern des Tyrols, wetteiferte mit diesen in politischer Geschäftigkeit, legte in Beichtstühlen und Versammlungen Bitterkeit in die Brust der Hirten. Der Kaplan Kayser von Stans wagte es sogar, von der Kanzel herab der neuen Verfassung Hohn zu bieten. Als der Unterstatthalter ihn zur Verantwortung berief, antwortete der Kaplan: „Daß weder weltliche Macht einen Priester Gottes vor ihren Richterstuhl fordern könne, noch daß ein Priester sich vor solchem Gericht beurtheilen liesse."

Sein Muth erhob ihn in den Augen der Menge zum standhaften Bekenner des Glaubens. Der Beifall stärkte seinen Märtyrertrotz. Er und Lüssi ließen von nun an weder vor Statthalter noch Gerichten den Muth sinken. Der geistliche

Kommissar des Bischofs von Konstanz in Luzern, Crauer, belobte den Heldensinn dieser Männer in eigenhändigen Sendbriefen: „Ihr habet, schrieb er, wie es katholischen Priestern zusteht, nach den Gesetzen und Verordnungen der Kirche gehandelt!“

Die Regierung inzwischen, um solchen Händeln keine Wichtigkeit, und nicht durch Strafen der Schwärmerei Reiz zu geben, übte Gelindigkeit. Stolzer feierten die muthvollen Bekenner ihren Triumph, und liessen in der Gnade der Obrigkeit dem Volke deren Schwäche blicken. Die Aelpler ehrten der Priester Hochsinn, und theilten mit ihnen Haß und Verachtung der weltlichen Vorsteher. Sie zweifelten nicht, daß Standhaftigkeit Alles erpochen, und des Kaisers Krieg gegen Frankreich endlich den Kreis der Landsgemeinden wieder aufschliessen würde. Doch keiner hatte Gedanken des Aufruhrs; denn auf Alpen und in Thälern mit ihren Heerden beschäftigt, empfanden die Hirten keine Spur des oft geweissagten Jammers.

Aber die Priester eilten, ihre Vorhersagungen zu erfüllen. Nidwalden hatte den Bürgereid zu schwören, welchen die Verfassung befahl. „Jetzt! riefen Mönche und Geistliche, jetzt, ihr armen Unterwaldner, naht der große Augenblick! Ihr sollt Treue schwören der heillosen, ärgerlichen,

gottesvergessenen Verfassung; ihr sollt Treue schwören den Verwüstern der Kirchen und Altäre; ihr sollt Haß schwören der Demokratie oder Volksregierung, welche künftighin in euern Augen Anarchie oder Zügellosigkeit sein soll! Wollet ihr es? Wollet ihr nun fluchen, was eure glorwürdigen Väter bauten? Wollet ihr euch nun mit schwerem Eid lostrennen von euerm ewigen Wohl? Wollet ihr nun umtauschen auf immer das heilige Kreuz gegen den Freiheitsbaum, dessen Wurzeln der Hölle entsprossen, dessen Gipfel dem Himmel trotzet, und dessen Schatten alle Laster deckt?" *)

Solche Sprache konnte des Zwecks nicht fehlen. Der alte Trotz der Alpenhirten erwachte in ungebeugter Stärke. Wirthshäuser, Kapellen, Hütten und Tempel tönten von dumpfen Verwünschungen des „Büchleins" wieder. „Nun rührt's an unsere heilige Religion!" riefen die Weiber: „Wehe dem, der den Schwur gibt!"

Wohlgefällig empfanden die Priester von Stans den seit Monden entbehrten süßen Genuß geistlicher Hoheit noch einmal. Und wie leicht ist es, des Volkes kindische Fantasie mit düstern

---

*) S. Der schröckliche Tag ꝛc. an mehrern Orten, welche die damaligen Gesinnungen des Unterwaldner Klerus darstellen.

Bildern zu schrecken! wie leicht die rohe Kraft des Naturmenschen zu spannen, und durch die Geheimnisse und Schrecken der Religion zu jedem Ziele hinzujagen!

Von den Märkten der Stadt Luzern, wohin aus den benachbarten Landschaften und Kantonen wöchentlich die Bauern strömten, um die Bedürfnisse des Lebens einzukaufen, oder ihres Fleißes Frucht feil zu bieten, kehrten die Hirten nie, ohne eine Menge seltsamer Gerüchte in die Heimath zurückzutragen. Diese Gerüchte, falsch verstanden, noch falscher wieder erzählt, gewannen an Glaubwürdigkeit, was sie an Wahrscheinlichkeit einbüßten. Viele erzählten von des Kaisers ungeheuerm Kriegsheer, von seinem nahen Einbruch, von der Wiederherstellung der alten Ordnung. Andere von den blutigen Niederlagen der Franzosen in allen Theilen der Welt. Andere von umgeschlagenen Freiheitsbäumen, Aufrühren und Weigerungen der Kantone, den Bürgereid zu schwören.

Einsiedelns von den Engeln geweihte Kapelle, wohin sonst alljährlich Tausende aus allen Gegenden der katholischen Schweiz und Deutschlands zu wallfahrten pflegten, war von den Franken zerstört. Desto zahlreicher aber wurden nun die Pilgerschaften der Andächtigen zu unserer lieben Frau zum Schnee auf dem hohen

Rigiberge. Eben diese Ausfahrten dienten den Mönchen zum leichten Mittel, sich der Gemüther des Volks zu bemächtigen, und zum Widerstande gegen des Eides Leistung zu entflammen.

Wirklich brachen in den verschiedensten Gegenden der Schweiz um diese Zeit einzelne Aufstände aus. Sie wurden aber leicht durch Muth der Beamten, durch Treue der republikanisch-gesinnten Landschaften, und durch Truppenbewegungen der Franken gedämpft.

Selbst im Bezirk Schwyz gelang es anfangs ohne Aufwand von Kraft, die bedrohte Ruhe zu schirmen. Auch dort standen Geistliche an der Spitze der Verschwörungen. Im Dorfe Morschach, auf einer Felsenhöhe am Seeufer, südwärts von Brunnen gegen Uri gelegen, hatten sich, von ihrem Pfarrer und dessen Vikar verführt, vierzig Männer verbunden im Monat Julius, alle Gemeinden des Bezirks aufzuwiegeln, die Kapitulation zu brechen, und die Anhänger der neuen Verfassung, Patrioten geheißen, zu ermorden. Der schauerliche Anschlag fand Verräther; man verhütete die Vollziehung des Verbrechens, ohne die Rädelsführer zu strafen.

Alle diese unglücklichen Auftritte um Nidwaldens Grenzen hatten für die Hirten dieses Geländes Reiz des Beispiels. Sie sehnten sich, ihren Priestern und der Welt den angestammten

Muth zu zeigen, für die wankende Kirche Gottes in den heiligen Streit zu gehen.

Noch stand Ludwig Kayser, der Unterstatthalter, unerschrocken dem furchtbaren Triumvirat der drei Priester Lüssi, Käßli und Kaplan Kayser entgegen. Getreu der Pflicht, verschmähte er ihr Drohen, und rang er dem Strom der Schwärmerei durch Hilfe der redlichsten Männer des Landes entgegen. Doch die bethörte Menge hörte nur des Priesters Wort.

Die Geistlichen schlossen Bund mit leitsamen Demagogen in allen Dorfschaften, und hielten regen Briefwechsel in entfernten und benachbarten Kantonen. Fremdlinge, gesandt von Feldkirch und Konstanz, der schweizerischen Ausgewanderten Zufluchtsort, kehrten bei ihnen ein, und hinterbrachten geheime Botschaften. Lüssi vertraute allen, die zu ihm aus den Gemeinden kamen, daß der Kapuziner Paul Stiger von der kaiserlichen Armee angekommen sei; daß derselbe von Männern großen Ranges Auftrag habe, an Uri, Schwyz und Unterwalden zu melden, Oesterreich werde ungesäumt zu Hilfe ziehen; und sollten sie angegriffen werden bevor es mit Heeresmacht angerückt sein würde, müßten sie sich standhaft wehren, und glauben, es werde mit seinem Schwerte ihre alten Rechte erneuern. Er gab vor, daß in den ersten Tagen des August ein kaiserlicher Offi-

zier, noch triefend vom Schweiß, ihn in die „Rieden" berufen, und mit Vorweisung eines Briefes gemeldet, wie der Kaiser den 15. August die Schweiz angreifen würde *).

Bald waren die geweihten Diener Gottes durch glänzende Vorspiegelungen Meister und Lenker aller Gemüther. Doch scheint es, daß sie selbst, ungeblendet von den Botschaften der Ausgewanderten, nicht früher des Aufruhrs Zügel schiessen lassen wollten, bis Oesterreich wirklich den Krieg angekündet, und Helvetien angegriffen haben würde. Bis dahin war es ihnen genug, den Stand der Gährung und Gesetzlosigkeit zu unterhalten; die Kraft der neuen Obrigkeiten zu lähmen; Waffen und Kriegsvorräthe in tiefer Stille sammeln **), und die Nachbarschaften durch Ausgesandte ermuntern zu lassen.

Länger konnte der Statthalter Ludwig Kaiser nicht gelassenes Muthes die einbrechende Verwirrung dulden. Schon drohten die Lärmer lauter; schon verkündeten sie, mit dem Untergang der Republik, Rache an deren Freunden; schon legten die Unterbeamten, zitternd vor der Wuth der Menge, ihre Stellen nieder; schon wagte

---

*) Die Rieden sind eine Gegend bei Stans mit zerstreut in den Matten liegenden Hütten geheißen.

**) Der schröckliche Tag rc. S. 61.

Niemand ohne Beben, die Gesetze der Regierung bekannt zu machen, oder deren Befehle zu vollstrecken.

Das Direktorium, von der Gefahr naher Empörung benachrichtigt, schickte den Regierungsstatthalter Von Matt gen Stans, den Nebel des Trugs zu zerstreuen.

Er kam. Volk und Priester wurden versammelt. Er redete die Sprache des warnenden Mitbürgers. „Warum, liebe Mitbürger, sagte er, diese Gährung? Niemand will euch die Religion eurer Väter rauben. Und wenn man es wollte, ich würde mich an eure Spitze stellen, und heute noch mit euch ziehen. Aber unsere Verfassung verbürgt uns ungestörten Gottesdienst. Die Einschränkung einiger Privilegien der Geistlichkeit ist keine Vernichtung der Religion. Hat nicht selbst einst unser Landsmann Lüssi auf dem Konzilium zu Trident im Namen der ganzen katholischen Schweiz gegen die Ausnahme der Priester vor den Gesetzen protestirt? — Man sagt euch, die Kapitulation werde gebrochen, so ihr mit den Franken schlosset. Und worin wird sie denn gebrochen? Eure Religion blieb ungefährdet; euer Eigenthum, eure Sicherheit ist auf keine Weise verletzt worden; keine Truppen berührten den Boden eurer Heimath. — O, Mitbürger, noch ward der Vertrag nicht gebrochen. Wollt ihr ihn selbst vernich-

ten? Ihr seid auf dem Wege dazu. Aber dann sprechet mir nichts mehr von Religion, von ihren Dienern, und von der Kapitulation. Sie sind dann nur der Deckmantel eurer Ungebundenheit! — Ihr tröstet euch mit der Hilfe des Kaisers? — Noch steht der Friede von Campo=Formio. Aber sollte er zerrissen werden, wird die Nation, deren Waffen seit sechs Jahren die Hälfte unsers Welttheiles bezwangen, vor dem entkräfteten Oesterreich fallen? — Und könnet ihr, Landleute von Unterwalden, Abkömmlinge eines Baumgarten, eines Melchthal, vielleicht durch eigene Thorheit fremden Fürsten hingeworfen werden wollen zur Entschädigung? O so müsset ihr erst schamvoll die Geschichten unserer Väter verbrennen; ihr müßt erst die ehrwürdigen Denkmäler ihrer Thaten niederreissen. — Wollt ihr das? Könnet ihr das? Bürger, Brüder, alte Freunde, nein! Ihr waret getäuscht, betrogen, und kanntet den Abgrund nicht, an den man euch verrätherischer Weise gelockt hat!“

So redete Von Matt, der Regierungsstatthalter. Allein die rührendste Kraft des Wortes verlor ihre Gewalt über die befangenen Gemüther; die Schilderungen grenzenlosen Unglücks, wohin der Wahnsinn leite, wurden, gleich Weissagungen der Feigheit, belächelt.

Die Priester erklärten, daß keiner den Bür-

gereid ablegen würde, ohne Erlaubniß des Bischofs von Konstanz. Der Pfarrer von Ennetmoos wiederholte feierlich dieses Wort. Die Bauern rauschten Beifall. Von Matts Ermahnungen waren vereitelt. Er verließ, von bangen Ahnungen gedrückt, schnell die Fluren seiner Heimath.

Auch jetzt noch, unter stürmischen Aussichten, sank Ludwig Kaisers, des Unterstatthalters, Muth nicht. Noch kannte er der Geistlichen manche, welche mit Liebe für Ordnung und Stille, Entschlossenheit fühlten, für sie zu handeln. Es ward bekannt, daß Crauer, der bischöflich-konstanzische Kommissär, verschiedenen Gliedern des Nidwaldner Klerus schriftlich die Eidesleistung empfohlen, und sie von Aufwiegelung der Landleute abgemahnt hatte. Diesen Anlaß benutzte jener Beamte, die Geistlichkeit des Bezirkes zu einem Kapitel im Kapuzinerkloster von Stans zu berufen; — es war sein letzter Schritt, Eintracht und Versöhnung zurückzuführen, dem Volke Frieden, den Gesetzen die geraubte Würde, den Freunden besserer Grundsätze Sicherheit für Leben und Eigenthum wieder zu geben.

Es war der 18. August. Des Landes Seelenhirten erschienen; ihr Vorsteher war Pfarrer Käsli. Der Statthalter trat zu dem versammel-

ten Kapitel. Die große Frage, wegen des Bürgereides ward angeregt; die Antworten über dessen Zulässigkeit fielen verschieden; die himmlischen Gemüther wurden voll irdischen Zorns.

Einer der Geistlichen, Namens Blättler, hatte jedoch den Muth, der wüthenden Menge seiner Amtsbrüder entgegenzustehen. Er zog eine Schrift hervor, vom bischöflich-konstanzischen Kommissär Crauer verfaßt, worin derselbe den Bürgereid, ohne die mindeste Gewissensverletzung, zu leisten erlaubte. „Ha, schrie der Vorsteher: mag er schreiben, der Kommissär, was er will, ich erkenne ihn nicht als unsern Obern!“ Ihm stimmte Lüssi mit bei, der Helfer von Stans: „Der Eid zertritt unsere Religion!“ rief er. Dreimal forderte Blättler vergebens die Vorlesung des kommissarischen Sendschreibens, dergleichen auch Lüssi empfangen haben sollte; andere in der Versammlung stimmten ebenfalls dazu. Aber der Vorsteher gebot Stillschweigen, und Lüssi weigerte sich dergleichen vorzuzeigen, auch wenn er es empfangen hätte *).

Während dieses Zankes der hochwürdigen Män-

---

*) Prozeßakten contra Kaspar Joseph Lüssi, Helfer zu Stans. Depositio Nro. 6. 9. 10. — Die Ursachen der Weigerung scheint Lüssi selbst anzugeben in der Broschüre: „Der schröckliche Tag“ ꝛc. Note zu Seite 50.

ner hatten sich, zufällig, oder heimlich berufen, mehrere Bauern beim Kloster zusammengerottet. Ihr wildes Ansehen und Toben verkündete, daß ihnen schon die Gewissensfrage gelöset sei. Ihr lärmendes Wesen ward zum Mittel, diejenigen Glieder des Kapitels zurückzuschrecken, welche wider den Sinn der Käsli, Lüssi, Kaiser u. s. f. wagen würden, den Eid gefahrlos zu nennen.

Der Klerus ließ den Statthalter abtreten, um endlich den Entschluß zu fassen. Nach herbem Wortwechsel ward beschlossen: „dem hochwürdigsten Bischof nach Konstanz alle Umstände, den am 7. April geschehenen feierlichen Eid, die Stimmung des Volkes vorzustellen, und sein Gutachten in dieser wichtigen Angelegenheit zu vernehmen."

Inzwischen war der Statthalter von den zusammengeströmten Bauern im Garten des Kapuzinerklosters umringt worden. Sie schrien ihm zu: „Kein Eid! kein Eid! Verflucht sind die heillosen Ketzer und Schelmen, die ihn fordern!"

Der Statthalter versuchte die Verblendeten zurückzuführen; er sprach vom Zweck des Eides, und von der Gefahrlosigkeit der Religion. Umsonst. Seine Worte wurden Oel in angeschürten Flammen. Grimm blitzte aus Aller Augen. Sein Ernst vermehrte ihr Wüthen. Man fluchte ihm, als einem Feinde Gottes und der Priester; man stürzte auf ihn ein. Seine obrigkeitliche Würde ward

vergessen. Von Religionswuth und Wein benebelt, drohte der Schwarm ihm den Tod, und die Drohung ward That. Einer der Rasenden warf ihm den Strick um den Hals, unter wildem Jauchzen der andern. Mit Mühe ward er durch die Gemäßigtern befreit und gezwungen, in die Versammlung des Klerus zurückflüchtend, sein Leben zu retten. Die Aufrührer belagerten die Pforten des Klosters. Sie befahlen dem Statthalter, seine Stelle niederzulegen, und dem Kapitel Abbitte zu thun.

„Was ich bisher gethan, sprach der Statthalter, war meine Pflicht. Warum mißhandelt ihr mich, daß ich dem Gesetz gehorche? Ich sehnte mich nie nach Aemtern. Ich bin Soldat, und entbürde mich hiemit einer Stelle, die nur Vaterlandsliebe mich bewog zu übernehmen."

Lächelnd sahen Käsli und Küssi des biedern Beamten Entwürdigung; gleich großmüthigen Siegern reichten sie ihm die Hand zur Versöhnung und ermahnten die umstehenden Bauern: „ihm weder an Leib noch Leben Leid zuzufügen."

So endete die Versammlung der Priester an diesem Tage. Sie war das Losungszeichen des allgemeinen Aufstandes. Der Statthalter wurde als Gefangener auf's Rathhaus geschleppt, und mit ihm andere der angesehensten Bürger, welche

entweder öffentliche Beamten, oder Freunde der neuen Staatsverfassung waren.

7.

Während das Landvolk sich allen Freuden überließ, fleißiger zu Kirchen, Kapellen und Wirthshäusern fahrtete, die Priester segnete, die Regierung verwünschte, Siege träumte und über Entwürfen der Rache lag, genossen die drei geistlichen Führer Nidwaldens nicht ohne Zagen den Sieg, der sie übereilt zu haben schien. Zwar war der Wechsel ihrer bisherigen Verhältnisse glänzend. Sie noch, vor wenigen Tagen die Unterdrückten, von den Gerichten Verfolgten, waren jetzt Alleinherrscher; und die Obrigkeiten, von welchen sie vor Kurzem bedroht gewesen, lagen zum Theil in Kerkern, zum Theil durch Schrecken entnervt.

Aber man konnte es sich nicht verhehlen, daß diese förmliche Empörung Bruch der Kapitulation sei; daß die fränkischen Truppen, nur wenige Tagereisen von den Grenzen entfernt, hervoreilen würden, den gebrochenen Vertrag zu rächen. — Noch hatte das kaiserliche Heer nicht die versprochene Bewegung gemacht; und ohne Unterstützung konnten die priesterlichen Oberhäupter Nidwaldens keinen gekrönten Ausgang ihrer Thaten hoffen.

Auch von den Völkerschaften der benachbarten Gebirge hatten sie sich keines Beistandes zu trösten.

Den weitläuftigen Kanton Luzern hielt die Gegenwart fränkischer Besatzungen im Zügel, und noch mehr Wachsamkeit und republikanischer Geist Rüttimanns, des dortigen Regierungsstatthalters. Obwalden, wo der weltliche und geistliche Arm brüderlich verbunden waren, wankte nicht in seiner Treue an die Verfassung, und gegenseitige Eifersucht ließ keine Annäherung voraussehen. Das Vollziehungsdirektorium, um sich Obwaldens ganz zu versichern, überhäufte staatsklug die Bewohner desselben mit öffentlichem Lobe, und versprach ihm Schirm gegen allfälligen Angriff fanatischer Haufen Nidwaldens. In Uri fehlte es zwar nicht an Gährungsstoff, doch glimmte er nur schwach. Einzelne Geistliche daselbst hatten weder die Thätigkeit, noch das ausgebreitete Ansehen, um mit denen von Stans auf der Bahn der Empörung Schritt zu halten. Nur in Schwyz, dessen Landleute lebhaften Sinnes und kriegslustig, den Einflüsterungen der mißvergnügten Geistlichkeit gern Gehör gegeben, waren um diese Zeit Getümmel ähnlicher Art, wie in Nidwalden.

Dort, wie hier, hatten einige Priester und andere unruhige Köpfe, in Verbindung mit den Ausgewanderten zu Feldkirch und Konstanz, durch aufgeregte Bedenklichkeiten, das Volk eidscheu zu machen versucht. Dort, wie hier, hatten Aufwiegler erdichtete Briefe von Befehlshabern

der österreichischen Heere herumgeboten, „der Kaiser werde die Eidleistenden um Leben, Hab und Gut bestrafen, hingegen diejenigen hoch belohnen, welche männlich widerstehen würden.“

Das Volk von Schwyz trotzte zwar auf seinen in blutigen Kämpfen bei Schindelleggi und Rothenthurm errungenen Vertrag mit den fränkischen Feldherren. „Aber durch das Ansinnen des Bürgereides wird die Kapitulation vernichtet, die Religion ihren Feinden preis gegeben!“ flüsterten die Werkzeuge der Ausgewanderten: „Sehet ihr lieben, verrathenen und verkauften Menschen nicht, wie unmuthig alle Kantone sich gegen den Schwur sträuben? Wie sie nur, von bitterer Noth überwunden, gehorchen? Um wie mehr sollet ihr nicht gegen den Eid streben, die ihr euch durch ruhmvolle Kapitulation gesichert zu haben glaubt? Seid ihr umsonst in den Streit gezogen? sind unsere Brüder umsonst gefallen am Morgarten?“

Diese Sprache erweckte der rüstigen Schwyzer angebornen Stolz. Doch schlau spielten die Priester ihre mißliche Rolle im Hintergrunde; andere unternehmende Männer mußten öffentlich handeln.

Ein Landmann, Christoph Betschard, welcher schon durch Aufweisung kaiserlicher Ermahnungsbriefe das Volk des Muttathales und die Bewohner des Gebirgrückens am Sattel zur Unruhe gereizt hatte, hielt mit seinen Ver-

trauten im Hause eines Bürgers im Flecken Schwyz geheime Zusammenkunft. Sie berathschlagten über Ablegung des Eides, und vereinten sich, durch Botschaften in alle Kirchgänge des Landes, Volksausschüsse in den Hauptort zu berufen.

Die Ausschüsse der Gemeinden erschienen am 18. und 19. August in Schwyz. Ein Haufen der besorgten Landleute strömte gegen das Kloster der Kapuziner, ein anderer zum Pfarrer Reding, bischöflichen Kommissär. An beiden Orten aber ward dem Volke erklärt, daß die Religion den verlangten Bürgereid nicht verbiete; daß sie durch ihn unentweiht bleiben würde. Ernstlich ermahnten der Pfarrherr von Schwyz und die Mönche zum Gehorsam gegen das Gesetz.

Dieser Ausspruch ehrwürdiger und im Lande hochgeachteter Männer drohte die Hoffnung der Verschwornen zu vernichten; denn viele von den Landleuten wandten sich von ihnen, nun ihr Gewissen beruhigt worden. Doch hartnäckiger tobten die andern, welche Gährung unterhalten wollten. „Jene Geistlichen, schrien sie, haben Menschenfurcht. Sie wagen es nicht, frei ihren Sinn zu bekennen. Eilen wir selbst zu den neuen Obrigkeiten; lassen wir uns von ihnen den Inhalt des Eides auslegen, und solchen mit dem Inhalte unserer blutig erfochtenen Kapitulation vergleichen.“

Die Ausschüsse begaben sich also aufs Rathhaus, wo am 19. August das Gericht des Bezirks versammelt saß. Auch fanden sie dort den Regierungsstatthalter Von Matt, und einige Glieder des Kantonsgerichts und der Verwaltungskammer gegenwärtig. Joseph Fischli, ein Landmann von Ibach, sprach im Namen der Ausschüsse, und verlangte die Ablesung der fünf Kapitulationsartikel.

Man erfüllte das Begehren. Doch nur drei dieser Artikel waren eigentlich in der schriftlichen Urkunde ausgedrückt; zwei andere fehlten, weil sie nur auf mündlichen Versicherungen des Oberfeldherrn Schauenburg beruhten.

Ungeachtet dies den Häuptern des Aufstandes nicht unbekannt war, begannen sie doch furchtbares Toben. Die Landleute geriethen in Wuth, wegen der in der Urkunde mangelnden Punkte. Vergeblich verschwendete man Bitte und Warnung. Niemand hörte. „Wir sind verrathen!" schrie der Haufen: „wir müssen uns selbst unser Recht schaffen!"

Ein Mitglied des Kantonsgerichts, Meinrad Suter von Schwyz, ein sanfter, von Jeglichem geliebter Mann, sprang auf den Tisch, um zum Volke zu reden. Aber weder die ehemalige Achtung der Mitbürger, noch seines Herzens Güte schützten ihn. Er verließ seinen gefahrvollen Platz,

und berathschlagte mit dem Regierungsstatthalter über Mittel, den Sturm zu beschwören.

Endlich schlug man den anwesenden Landleuten vor, die gesammten Kapitulationspunkte schriftlich abgefaßt dem Feldherrn Schauenburg und dem helvetischen Direktorium zur Unterschrift und Bestätigung einzusenden.

Dieses Versprechen schien alle Gemüther zu beruhigen. Die Volkshaufen zerflossen. Jeder eilte zur Heimath in die entlegenen Thäler und Gebirge zurück.

Von Matt, der Regierungsstatthalter, welcher nicht ohne Grund neue Volksbewegungen fürchtete, fand es angemessener, den Dröhungen der Empörer zu entrinnen, als den Augenblick der Gefahr in der Mitte der übrigen Kantonsgewalten zu erwarten. Er verließ Schwyz (den 20. August) als der sonntägliche Gottesdienst die Hirten beschäftigte.

Der Ruf von seiner Flucht verbreitete sich schnell, und gab den Häuptern des Aufstandes neue Kühnheit. Schon am folgenden Morgen wallten aus allen Gegenden zahlreichere Ausschüsse zum Hauptorte. Zwei beredete, von den Bauern hochgepriesene Landleute, Felix Richmuth und Bathasar Holdener, wurden durch Rathschläge und hochherzige Worte die Helden des Tages. Vierzig bis fünfzig mit Knütteln bewaffnete

Männer von Morschach bildeten eine Leibwache der Anführer.

Hundert Entwürfe wurden gegeben und vernichtet. Die einsichtsvollern und reichern Bürger des Landes, welche in dieser Verwirrung unausweichliches Unheil erblickten, versagten vorsichtig den Verhandlungen ihre Theilnahme. Endlich trafen die Wünsche der Ausschüsse in Veranstaltung einer Landsgemeinde zusammen. Sie ward am nächsten Tage (21. August) versammelt.

Jede Volksversammlung hat durch die Größe des Schauspiels, so sie gewährt, begeisternden Einfluß auf das Gemüth. In ihr erwacht der schlummernde Ehrgeiz, und erstirbt die Furcht, das Kind der Einsamkeit und Hilflosigkeit. Der Austausch der Meinungen erzeugt neue Gedanken; und aus dem Schutte verworfener Plane keimen glänzendere Vorschläge.

Anfangs war nichts Geringeres im Wurfe, als gänzliche Abschaffung der neuen Staatsverfassung, Verjüngung des Alten, und Krieg gegen Frankreich. Doch Altlandammann Schuler, dessen weisen und gerechten Sinn alle Landleute mit Vertrauen ehrten, erhob sich kraftvoll gegen die unbesonnenen Wünsche. Auf seinen Rath ward beschlossen, durch Abgeordnete des Bezirks die Artikel der Kapitulation dem Vollziehungs-Direktorium, wie dem Feldherrn Schauenburg,

zur Unterschrift zu übersenden, und Vergessenheit des Geschehenen zu bewirken. Andere, aus den ersten Geschlechtern des Landes, redeten wie er, und deuteten auf die grenzenlose Gefahr, welche solcher Aufruhr über ihre Heimath rufe.

Schweigend und folgsam zog die Versammlung auseinander *).

Nun begaben sich vier Abgeordnete, an deren Spitze der edle Greis Schuler stand, gen Aarau. Sie traten vor das Vollziehungsdirektorium, in dessen Versammlungssaal auch der Oberfeldherr Schauenburg war. Nachdem sie die Wünsche und Bitten ihres Volkes vorgetragen, ward ihnen zur Antwort: Es sollen sich, sonder Verzug, die Landleute des Bezirks Schwyz den verfassungsmäßigen Obrigkeiten gehorsam unterwerfen, und zum Beweise ihrer Reue des Vergangenen binnen drei Tagen an den Regierungsstatthalter von Luzern die vornehmsten Anstifter jener Vorfälle ausliefern. Die Namen derselben waren: Altpannerherr Weber, Aloys Frischherz, Altrichter Fäßler, Faßbind, der Pfarrer zu Seewen, Zeberg, Pfarrer zu Lowerz,

*) Aus dem Munde der glaubwürdigsten Augenzeugen ist diese Erzählung vom Aufstande der Schwyzer im August 1798 geflossen, und in ihrer Gegenwart von mir aufgezeichnet worden.

Karl Richlin von Schwyz, Jenser, Bizener und Leimer, alle drei von Morschach, und Balthasar Holdener selbst, welcher als Mitabgeordneter zwar Erlaubniß empfing, gleich den Andern wieder zurückzukehren nach Schwyz, doch sodann sich dem Statthalter Luzerns, als Gefangener, überliefern sollte.

Hart waren die Bedingungen. Doch Schauenburg ergriff die Feder, und schrieb mit eigener Hand unter des Direktoriums Befehl: „Wenn Schwyz nicht in bestimmter Frist vollkommen obiger Verordnung Folge geleistet hat, wird der Oberfeldher, von der Kapitulation entbunden, mit dem Heere in die rebellischen Gelände einziehen, die Strafbaren mit Strenge zu züchtigen.“

Die Abgeordneten kamen mit dieser Verkündung heim. Furchtsam vor der Drohung des fränkischen Befehlshabers, begaben sich die verlangten Häupter des Aufstandes, auch Balthasar Holdener in die Gefangenschaft gen Luzern; nur Aloys Frischherz entzog sich dem Befehle und flüchtete auf Feldkirch zu den Ausgewanderten, um mit ihnen Entwürfe und Schicksale zu theilen.

Die Priester von Nidwalden, da sie sich der Gefahr allein blosgestellt sahen, verloren den hohen Muth, welcher sie bisher beseelt hatte. Das Volk begehrte mit Ungestüm Abhaltung einer Landsgemeinde.

Diese ward ausgekündet. Zahlreich wallten die Hirten dahin zusammen. Es war der zwanzigste August.

Zwar hatten die Geistlichen unter sich beschlossen, den gesetzlosen Zustand und ihre Herrschaft zu verlängern, doch keine Gewaltsschritte des Volkes zu gestatten. Ohne Bundsgenossen in den Nachbarkantonen, und im Lande ohne einen Mann, der Entschlossenheit und Volksgunst gepaart hätte, sahen sie sich gezwungen, überall selbst an die Spitze zu treten, und ihre Personen zum ersten Opfer der Rache einer beleidigten Regierung zu machen. Dies zu vermeiden, und günstigere Zeiten zu erlauern, beschlossen sie den langsamen aber sichern Weg gütlicher Unterhandlung.

Die alte, demokratische Verfassung wurde daher nicht sogleich wieder erneuert; sondern, um wenigstens den Schein zu bewahren, nicht zuerst die Kapitulation mit Schauenburg gebrochen zu haben, durch's Volk ein einsweiliger Distriktsstatthalter, in der Person des Altlandvogts Zelger, an die Stelle des Verhafteten ernannt.

Zelger hatte die Achtung der Landleute, und wegen seiner Frömmigkeit und Vorliebe für die alte Staatsverfassung der Priester Vertrauen. Allein kränklich und schüchtern, wie er, entsprach

er nicht dem Bild eines Volksführers, wie es den Geistlichen vorschwebte.

Inzwischen liessen diese es bei der Wahl, und dem Beschluß bewenden, wie Schwyz, vier Abgeordnete nach Aarau zu senden, um der Regierung die Klagen des Landes vorzutragen. Pfarrer Käsli und Helfer Lüssi begnügten sich, dem Volke noch einmal die Gefährlichkeit des Bürger-Eides für das Seelenheil zu schildern, und „den Zorn der Unterwaldner gerecht zu heißen gegen des Unterstatthalters Kaiser freches Betragen", in geistlichen Angelegenheiten schalten zu wollen.

Die Abgeordneten eilten gen Aarau. Aber schon in Luzern fanden sie unerwartete Hindernisse zur Fortsetzung ihrer Reise. Fränkische Truppen zogen gegen die unruhigen Waldstädte. Man weigerte den Gesandten der Unterwaldner den Paß, bevor die im Hauptflecken Stans gefangen liegenden Beamten nicht in Freiheit gestellt sein würden.

Dieser Forderung glaubte das ausgelassene Volk nicht entsprechen zu dürfen. — Männer, welche es als Feinde seiner Freiheit und kirchlichen Rechtsame anzusehen gelernt hatte, Männer, beladen vom Fluch der Geistlichkeit, und gereizt durch die Schande des Kerkers, schienen durch Zurückerstattung der entrissenen obrigkeitlichen Macht furchtbarer zu werden, als sie vorher gewesen waren.

Doch Lüssi, Käsli und ihre geistlichen Ge-

hilfen, entschlossen, durch jedes Opfer allzufrühem, gewaltsamen Bruch vorzubeugen, eilten die ersten unter das Volk, für Freilassung der Gefangenen zu reden. Ihre Klugheit hüllte sich in den Glanz erhabener Großmuth. Sie baten für ihre Feinde. Die Landleute wurden versammelt. Statthalter und Gerichte wurden wieder anerkannt in voriger Würde, mit dem Zusatz: „daß man den freigelassenen Gefangenen in Zukunft weder bei Wein noch Wasser Vorwürfe über das Vergangene machen solle."

Jetzt begaben sich die Abgeordneten gen Aarau. Doch schon am andern Tage, nachdem sie die Ufer von Nidwalden verlassen hatten, empfing das Distriktsgericht von Stans Befehl, sich ohne anders des geistlichen Triumvirats zu versichern.

Ludwig Kaiser, der Statthalter, kaum dem Kerker und dem Tode entgangen, wagte noch einmal den gefahrvollen Versuch, mit Hilfe der wenigen ihm treu gebliebenen Bürger, das Land zu retten. Bewaffnete sollten sich schnell des Zeughauses, des Pulverthurms, der Grenzen gegen Luzern bemeistern, die drei Priester ausheben, und dieselben nach der letztgenannten Stadt führen. So wären der bethörten Menge die Waffen und ersten Aufwiegler und Führer zugleich entwunden worden.

Allein der Anschlag ward den Priestern ver-

rathen. Man rieth ihnen zur eiligen Flucht. „So sei es denn!“ erwiederten sie mit den Worten des heiligen Gregor von Nazianz: „Ist wegen meiner dieser Sturm entstanden: so will ich mich freiwillig ins Meer stürzen, wenn damit der Sturm gestillt und das Volk gerettet werden kann!“

Wirklich machten sich ihrer zwei mit Behendigkeit auf den Weg. Aber schnell war das Gerücht von ihrer Flucht und den Anstalten des Statthalters durch's Thal geflogen. Die Bauern strömten bewaffnet zusammen gegen den Flecken Stans, wo schon mit treuen Wachten Pulverthurm und Arsenal besetzt waren. Die Landleute zerstreuten diese Wachten, führten die flüchtigen Priester zurück, und sprachen ihnen Muth ein.

Unterdessen hatten die Nidwaldner Abgeordneten die Hauptstadt der Republik erreicht. Sie wandten sich an das Vollziehungsdirektorium. Ihr Wortführer war Franz Anton Würsch, Mitglied des gesetzgebenden Raths, welcher, uneingedenk seiner Pflichten gegen die neue Republik, deren Mitvorsteher er geworden, zum Schutz der empörten Bewohner seiner Heimath redete.

Mit Unwillen hörte das Vollziehungsdirektorium, welches von diesen Boten Nidwaldens Versicherungen gänzlicher Unterwerfung erwartet hatte, die Forderungen derselben. Es beantwortete solche

mit einem Beschluß, dem gemäß der aufrühreri- sche Bezirk sich den verfassungsmäßigen Obrigkei- ten bis zum 30. August unterworfen, und die vor- nehmsten Anstifter und Helfershelfer der Empörung, den Pfarrer Käsli von Beggenried, den Ka- plan Kaiser, den Helfer Lüssi, den Jo- seph Odermatt (Scheuber) genannt Schnei- deri Sepp, den Meinrad Amstad, den Mel- chior Käsli, genannt Mühli-Melch, den Anton Joller u. s. w. an den Regierungsstatt- halter Luzerns ausgeliefert haben sollte.

Früher schon hatte das Direktorium Maasre- geln anderer Art ergriffen, um das Feuer des Aufruhrs einzugrenzen, daß es nicht die Nachbar- schaften entzünde. Aller Verkehr von Menschen, Vieh und Waaren war mit jenen Bezirken aufge- hoben. Reisende von dort her wurden der schärf- sten Prüfung unterworfen, bei jedem Verdacht festgehalten, und ihre Verhaftnehmungen sogleich durch Eilboten der Regierung angezeigt.

Ehe noch Nidwalden die Verrichtungen seiner Gesandten in Aarau erfahren hatte, war schon dort die alte Unordnung zurückgekehrt. Die Prie- ster, da sie sahen, das Ungewitter ziele endlich ge- gen sie selbst, hielten den Landmann nicht länger zurück. Sie zogen umher, streuten Schmeicheleien und stolze Hoffnungen aus, lehnten sich auf den Schutz des Kaisers, und erzählten, wie sie geheime

Boten an ihn gesandt, und diese mit dem Bericht zurückgekommen: „Daß Unterwalden der letzte aller Kantone wäre, welche den Wiener Hof um Hilfe angerufen hätte“. Sie sammelten Anhänger um sich her, hielten Versammlungen in ihren Häusern, und auf den Rieden, um über Kriegsrüstungen zu berathschlagen; schickten beredsame Männer gen Uri und Schwyz, das Volk zur Theilnahme zu reizen, und gen Obwalden, daß es Widerstand leiste, falls die fränkische Macht über den Brünig gegen Nidwalden vordringen wolle.

6.

Als in Nidwalden die Boten von Aarau zurückgekommen waren, ward das Volk zur Landes-Gemeinde berufen.

Es stand das Volk im Kreise zu Wyl an der Aa. Nach alter Sitte aber fehlte mit dem Landesschwert der Landammann, um die Versammlung zu führen. Entschlossen bestieg Pfarrer Käsli von Beggenried die erhabene Erdplatte. Die Beschlüsse der Regierung, welche Unterwerfung und Auslieferung der Rädelsführer befahlen, wurden auf sein Geheiß verlesen.

Unwille, allgemeiner und wilder, als die Priester ihn angefacht zu haben meinten, donnerte in der Versammlung. — „Nein! nein! schrien tausend Stimmen, und alle Augen funkelten Wuth:

sie fordern unser Blut! sie fordern die Häupter unserer Seelsorger! Ziehet die Sturmglocken! es gilt unsere Religion! Der Nothfall ist da, wo wir zu kämpfen geschworen haben! Sie brechen die Kapitulation! Hoffen wir nun auf Gott und auf die alles vermögende Fürbitte Mariä!"

Pfarrer Käsli erhob sich. In langer Rede zürnte er gegen das Gift der Konstitution und gegen „die Früchte des unseligen Freiheitsbaums". „Und soll mein Blut fliessen, schrie er, o so schlage man mir lieber hier vor der Landsgemeinde den Kopf ab, als daß man mich an die Zerstörer der Thronen und gottlichen Altäre ausliefere."

Auch Helfer Lüssi eiferte feuriger, denn jemals, gegen die Staatsverfassung, die der Geistlichkeit heilige Rechte unter ihre Füße rolle, und weltlichen Händen preis gebe. „Als wir geweiht wurden, sprach er, da haben wir geschworen, unsern geistlichen Obern getreu zu sein. Und wir sind es! — Angegriffen ist jetzt die römisch-katholische Religion, und wir leben wieder in den schauerlichen Tagen der ersten Christenverfolgung! Gebrochen ist uns das Wort der Kapitulation — wir dürfen sie nicht länger halten! Beweiset nur Muth, o ihr frommen tapfern Unterwaldner, nur Muth! und es wird kein Franzose wagen, über eure Grenzen einen Fuß zu rücken!"

Es ward ein Kriegsrath angeordnet, und

beschlossen, für Religion und Vaterland den letzten Tropfen Bluts zu wagen. *) Jauchzend verliessen die Bauern den Landsgemeindeplatz. Ihr Geschrei hallte von den Felsen wieder. In stolzer Schwärmerei dünkten sie sich unüberwindlich. Kriegsgetümmel scholl in allen Dörfern. Feuerröhre, Säbel, Pulver und Blei wurden herbeigeschafft. Junge Weiber bewaffneten sich, um an der Seite ihrer Gatten in den Tod zu gehen, oder halfen Patronen machen, Verhaue und Schanzen anlegen auf offenen Grenzen. Man errichtete Batterien, führte Kanonen auf, senkte Pfähle unter das Wasser des Sees, um Landungen zu erschweren, und unterließ nichts, was zur Schaffung des gewaltigsten Widerstandes nöthig war.

Alle diejenigen, welche bisher, der angenommenen Verfassung getreu, ihr das Wort geredet,

---

*) Doch nicht bei allen mogten diese ehrwürdigen Triebfedern spielen, sondern beim verarmten Pöbel oft Lüsternheit nach dem Eigenthum der Begüterten. — An einer Landsgemeinde im Distrikt Stans, da es eben um Krieg und Friede zu thun war, rief ein rüstiger Vaterländer: „Er wolle Krieg, so könne auch einmal ein ehrlicher Mann zu irgend einem wohlfeilen Gut oder Wiesen kommen!“ Siehe Busingers, Pfarrers von Stans, Wort der Beherzigung an seine verunglückten Mitbürger von Waldstätten“. Basel. 1799. 8. S. 47.

oder nicht in die wilde Schwärmerei des übelgeleiteten Haufens gestimmt hatten, ergriffen die Flucht, und retteten sich durch unwegsame Gebirge mit Weibern und Kindern gen Obwalden, oder in die Sicherheit der Stadt Luzern.

Mit Entsetzen sah die Schweiz auf jene ehemals glücklich gepriesenen Gegenden hin, welche nun zur blutigen Bühne aller Leidenschaften von Priesterhänden geweiht ward.

10.

Der Präsident im Kriegsrath des empörten Unterwalden war ein ehemaliger Rathsherr, genannt Remigi von Büren, ein verarmter und schwacher Mann. Doch er lieh nur den Namen: der Helfer von Stans, Lüssi, war Haupt und Seele des Kriegsraths. Er wohnte, mit einer Pistole bewaffnet, die er neben sich auf den Schreibtisch legte, den Sitzungen desselben bei; seine Stimme ward vor allen andern zuerst gefordert, und so groß war seine Gewalt, daß Niemand ihm zu widersprechen wagte; daß er selbst Verhöre anstellte und Verhaftsbefehle ertheilte. Er ermahnte die furchtsamern Räthe, nicht „wie Rohr im Winde zu wanken, sondern auf Gottes und Mariens Beistand zu zählen“.

Sein Muth, seine Beredsamkeit begeisterte

zuletzt auch die Feigen. Jeder ergab sich in das unausweichliche Schicksal.

Inzwischen war die Frist verflossen, welche den Aufrührern zur Rückkehr bewilligt worden war. Schauenburgs Heere näherten sich in einem großen Ringe den Gebirgen Unterwaldens. Die helvetische Regierung, zitternd vor den nahen Gräueln, forderte noch einmal das unglückliche Volk zum Gehorsam auf, und verschob den Zeitraum der Strafe bis zum sechsten Herbstmonds. Sie hoffte, es werde der Zeit gelingen, Besonnenheit unter die berauschten Schaaren zurückzuführen; sie hoffte, der Anblick des fränkischen Heeres werde die Hirten erschüttern, welche, ungewohnt des Kriegs, kein anderes Geschäft, als die Pflege ihrer Heerden kannten. Vergebens! Von Religionswuth waren Greis und Kind trunken; tausend Gefahren gaben tausend neuen Kräften Leben, und das menschenfreundliche Zögern der Regierung galt dem Trotz der Hirten für Feigheit. Sie wollten Krieg. In ihm fanden sie Ruhm oder Märtirertod — gleich wünschenswerthe Güter für begeisterte Schwärmer. Unerschrocken harrten sie im Lager bei Ennetmoos, an den Grenzen gegen Obwalden, und am Seeufer bei Stansstaad, und auf den Höhen der Landspitze bei Buochs am See, dem Tage des entscheidenden Kampfes entgegen.

Der Kriegsrath setzte inzwischen seine Bemühungen fort, die Nachbarschaften zu Aufruhr und Hilfe anzumahnen. Er schickte thätige und gewandte Männer an die Landleute von Obwalden, Schwyz, Uri, Entlebuch und in andere Gegenden. Doch von keiner Seite ward seinem Ansinnen entsprochen.

Lüssi, unermüdet, erhielt das Volk im Rausch. Er verließ nur die Versammlungen des Kriegsraths, um sich in das Lager seiner Getreuen zu begeben. Seine Reden entflammten die Einbildungskraft. „Männer von Unterwalden! rief er oft, verzaget nicht. Ihr streitet für Gott, und Gott wird euch nicht verlassen! In wenigen Tagen wird seine Hilfe erscheinen. Fürchtet euch nicht! er, der ehemals Wunder that, um seine Kinder zu retten, wird sie auch uns thun. Gebet Acht, kein Franke wird über unsern Boden schreiten! Ihre Kugeln werden eurer keinen verwunden, der im Vertrauen auf Gott und Mariens Beistand kämpft.“

Begierig hörten die Hirten die Verheißungen ihres Priesters. Einige Landleute erzählten, die Mutter Gottes gesehen zu haben, wie sie Abends von Rickenbach am Gebirg in einem Stern gegen die Grenzen auf Ennetmoos geflogen. — Das Gerücht von dieser Erscheinung lief schnell

durch's Land, und befestigte der Wankenden Muth *).

Von Schwyz und Obwalden wurden freilich die rührendsten Ermahnungsschreiben an den Kriegsrath eingesandt, daß er sich ergeben und das drohende Unglück des Volks abwenden solle. „Nicht doch! rief Lüssi bei Verlesung des Briefes von Obwalden: dies ist das letzte Schreckensbild von dorther. Die haben mehr Furcht, als wir. Mit uns streitet der Allmächtige. Die Franken dürfen, können nicht einrücken.“ Eben so befahl er den von Schwyz angemeldeten Boten zu sagen: wenn sie vom Volk gesandt seien, werde der Kriegsrath sie anhören; wenn sie Namens der Verwal-

---

*) Der Wunderglaube war in den kleinen Kantonen so groß, wie er vielleicht nie in den finstern Zeiten der mittlern Jahrhunderte gewesen. Ich belege dies mit einer Stelle aus Businger's, Pfarrer von Stans, Wort der Beherzigung an seine verunglückten Mitbürger von Waldstätten. Basel, 1799. 8. wo er Seite 23 sagt: „Alle alberne Mährchen der Vorzeit wurden da wieder aufgewärmt. — Es wurden zu Einsiedeln und in andern Klöstern ganze volle Magazine von Bildern, Amuletten, Täfelchen und andern dergleichen frommen Erfindungen verbraucht und unter das leichtgläubige Volk ausgetheilt. Jeder dieser Art Waaren ward eine besondere Wirkung wider Kugeln,

tungskammer oder der Regierung da seien, sollten sie den Rückweg nehmen, woher sie gekommen.

Während die gläubige Menge der bewaffneten Hirten auf Wunder harrte, sich in Waffen übte und Rosenkränze betete, schien dennoch, je näher der große Tag der Entscheidung heranzog, dem geistlichen Triumvirat bang zu werden. Lüssi brachte sein Vermögen, so in Baarschaft und Gültbriefen bestand, wohlbedächtig in Sicherheit; Kaplan Kayser entwich sogar heimlich bei Nacht aus dem Lande.

Doch neuer Muth erwachte in Allen mit der Erscheinung eines andern Geistlichen, der freiwillig aus seiner Sicherheit hierher in die Gegend

---

Schüsse und Verwundungen beigelegt, und das wonnetrunkene Volk steckte selbige, als seine Kokarden, auf Kleider und Hüte. Von Wahrsagungen und Prophezeihungen ertönte jedes Dorf und jede Gemeinde. Bald ward kein Fleck mehr, der nicht seinen Propheten hatte, und keine Gemeinde, die nicht an ihre eigenen Wunder glaubte. Ich habe es aus dem Munde aller Wahrheit würdiger Zeugen, daß am unglücklichen 9. September 1798 mancher von einer feindlichen Kugel annoch röchelnd in die Worte ausbrach: Mein Gott! dieser und jener Geistliche haben uns doch versichert, daß keine feindliche Kugel angehen werde!“

der Gefahr eilte, um mit den begeisterten Unterwaldnern ihr Loos zu theilen. Es war der Kapuziner **Paul Styger**.

Dieser unter allen Schweizern, welche die Wiederherstellung der Eidsgenossenschaft versuchten, der thätigsten und berühmtesten einer, hatte sich schon während des Krieges der Berg- und Waldkantone gegen Frankreich einen Ruf gegründet. Verschlagen und ehrbegierig, vertraut mit der Bauern Gemüthsart, und unbedenklich in der Wahl seiner Mittel, wußte durch Beispiel und Rede keiner, wie er, den Landmann zu lenken. Nachdem die neue Verfassung in Helvetien eingeführt worden war, hatte er sich mit andern geflüchteten Mönchen auf St **Gerold** im Tyrol begeben. Von hier aus unterhielt er lebhaften Briefwechsel mit den zurückgebliebenen Männern seines Sinns.

Als nun die Unruhen im Gebirge gegen den Bürgereid erhoben wurden, kehrte er in Bauerkleidern heimlich in das Land Schwyz zurück. Auch durchstreifte er Unterwalden, wies den Leuten Briefe, worin der Kaiser Beistand, Volk und Waffen, Geld und Lebensmittel versprach; breitete Prophezeihungen aus, welche von dem heiligen **Nikolaus** von der Flüe stammen sollten; vertheilte wunderthätige Amulete, welche

gegen Schuß und Hieb den Körper unverwundbar machen könnten; verhieß denen, welche für alten katholischen Glauben und für alte Freiheit wider Vermuthen fallen dürften, die Krone ewiger Herrlichkeit, und setzte durch wundersame Mährchen, vorgespiegelte Hoffnungen und witzige Einfälle alle Leidenschaften in Bewegung.

Der Kapuziner verkündete bei seiner Ankunft in Nidwalden den Zuzug von zweitausend Mann Hilfsvölkern aus Schwyz und Glarus; er zeigte zur Bekräftigung seines Worts Briefe. Auf einem prächtigen Hengst, in Jägertracht, mit wehender Feder auf dem Hut, und an der Seite den Säbel, besuchte er der Unterwaldner Lager auf dem Drachenried bei Ennetmoos und bei Stansstaad. Staunend sah ihn das Volk und vernahm es seine Worte. Er ermahnte zur Eintracht, zum Muth und zur Beharrlichkeit. „Fürchtet euch nicht vor den französischen Kugeln! rief er oft: sie treffen und verwunden euch nicht; wir werden siegen, auch wenn wir angegriffen werden sollten vor Ankunft der kaiserlichen Armee. Wehren wir uns standhaft, und seid versichert, daß wir die Franzosen aus der ganzen Schweiz vertreiben, und bis zum Neujahr unsere Erdäpfel mit einander zu Paris schälen werden! Nur weg mit der helvetischen Konstitution, sie ist eine ketzerische Lehre; keine Kapitulation mit dem

Direktorium, es ist eine Zusammenkunft höllischer Geister!"

Schauenburg hatte inzwischen seine Brigaden durch Obwalden gegen den Kernwald rücken lassen. Landungsschiffe, in Luzern gesammelt, zogen bei Winkel am jenseitigen Seeufer zusammen, auf dessen Höhen Batterien angelegt waren, so wie bei Hergiswyl, um über den See die Dorfschaften Stansstaad und Kersiten erreichen, und die Landung decken zu können.

Als sich am dritten Herbstmond in der Morgenfrühe drei Schiffe der Franken dem Unterwaldner Ufer näherten, um die Anstalten der Insurgenten zu beobachten, wurden sie durch das Feuer einer Batterie bei Kersiten zurückgewiesen. Das Gleiche geschah an den beiden folgenden Tagen, anfangs mit fünf, hernach mit neun Schiffen.

Jetzt war die letzte Frist verstrichen. Schauenburg rüstete sich zum großen Angriff. Er hatte 12,000 bis 16,000 Mann geübter Streiter unter seinen Befehlen.

Die Nidwaldner stellten diesem Heere die schwache Zahl von kaum 2000 Hirten entgegen, welche auf zehn verschiedenen Punkten an den Grenzen vertheilt waren. Ihre Artillerie bestand aus acht Kanonen, von welchen sechs zur Be-

schirmung der Seeufer, und zwei andere gegen die Obwaldner Grenzen gebraucht wurden *).

Am siebenten und achten Herbstmonds spien die fränkischen Batterien vom gegenüberliegenden Ufer bei Winkel und Hergiswyl einen Hagel feuriger Kugeln gegen Kersiten und Stansstaad, ohne beträchtlichen Schaden; eben so wenig gelang es den Landungsschiffen der Franken, weit vorzurücken. Auch begannen lebhafte Postengefechte bei Alpnach, am südwestlichen Busen des Sees der Vierwaldstädte, und beim Kernwald gegen Obwalden, jenseits der Kapelle St. Jakob.

Die angreifenden Franzosen erlitten schon in diesen Tagen beträchtlichen Verlust. Die Unterwaldner, fast sämmtlich erprobte Scharfschützen, hinter aufgeworfenen Erdwällen, Verhauen, in Gebüsch und zwischen Felsen versteckt, zählten nicht mehr, als einen Todten und einen Verwundeten.

Dies Glück machte die Hirten kühner. Die Weissagungen ihrer Priester schienen in Erfüllung überzugehen. Der Franken furchtbares Kartät-

*) S. Der schröckliche Tag rc. S. 67. Schauenburg in seinem Schreiben an den General Jordy erwähnt aber zwölf eroberter Kanonen.

schenfeuer reizte nur zum Spott. Entschlossen sah man neuen Angriffen entgegen.

Auch weit umher in den Nachbarländern verbreitete sich das Gerücht vom Verlust der Franken und dem muthvollen Widerstande Nidwaldens. Die Mißvergnügten in allen Grenzkantonen erwachten. Sie rüsteten insgeheim Aufstand, und Unterstützung der bedrängten Hirten. Noch ein unglücklicher Versuch Schauenburgs, und die Rebellion rings umher hätte sein Heer verschlungen. Viele Tausend Zuschauer hatten sich auf die benachbarten Gebirgshöhen begeben, um den Ausgang der Gefechte zu beobachten. Boten flogen hin und her, von Gemeinden zu Gemeinden.

Am ungestümsten schlug das Herz der Schwyzer. Sie sehnten sich, Hilfe zu leisten. Um das Ueberlaufen des Volks dahin zu verhindern, hatte die Verwaltungskammer des Kantons Waldstätten eine Wache von zwanzig Mann an die Schifflände von Brunnen ausgestellt, auch bei Verlust des Vaterlandes verboten, den Rebellen Beistand zu geben. Allein beinahe zweihundert Landleute überwältigten am 8. Herbstmonds die Wacht, bemächtig- sich der Quartierfahne von Brunnen und erzwangen die Ueberfahrt nach den Ufern von Unterwalden.

Helfer Lüssi, als er die Ankunft der Schwyzer vernahm, eilte ihnen, begleitet von seinen Vertrauten, entgegen. Er sprach ihnen freund-

lich zu, und rief: „Nur gutes Muthes, ihr wakkern Männer, wir werden obsiegen! Laßt's euch wohl sein; an Essen und Trinken soll's nicht fehlen!“ — Dann wandte er sich an den Bauherr Imlin, Führer der Schwyzer Freiwilligen, und sagte: „Den Franken soll ihr Angriff übel bekommen. Mit uns ist Gott und der Sieg! Einigkeit herrscht unter uns. Die übeldenkenden Schurken sind geflüchtet; wären sie doch schon längst gegangen!“

Auch aus Uri stießen dreißig Männer von Seelisberg mit ihren Schützenfahnen zu den Nidwaldern.

Schauenburg hatte bisher nur die Stärke und Stellung der Aufrührer erforschen wollen. Den eigentlichen allgemeinen Angriff bestimmte er auf den neunten Tag des Herbstmonds.

Schon mit Anbruch des Morgens schnarchte der Wiederhall der Kanonen durch die Gebirge entlang. Die Franken rückten gleichzeitig von allen Seiten hervor.

Am lebhaftesten erglühte gleich anfangs jenseits St. Jakob an den Obwaldner Grenzen der Kampf, wo ungefähr sechshundert Nidwaldner in freier Ebene hinter Erdwällen standen. Von einem Kartätschenhagel bestürmt, verließen sie bald die gefahrvolle Stellung, erklimmten die buschigten Berghalden, welche das Drachen-

ried umschliessen, und zogen unter beständigem Kampfe auf eine Anhöhe, eine halbe Stunde vom Hauptflecken Stans entlegen, welche mit zwei Kanonen besetzt war.

Das Feuer der Scharfschützen verbreitete den Tod unter die in der Ebene vorrückenden Franken. Demungeachtet versuchten es die Letztern in zwei getrennten Schaaren, die Berghöhe zu erstürmen. Man schlug sich unter dem ununterbrochenen Donner des Geschützes mit dem Bajonet. Felsenstücke rollten von den Bergwänden zerschmetternd nieder. Die Franzosen wichen; stürmten zum andern Mal und wieder vergebens. Sie verdoppelten das Kanonenfeuer gegen die Nidwaldner Batterie auf der Höhe, und versuchten mit einer starken Schaar den linken Flügel der Aufrührer zu werfen. Hier aber standen kampflustig auf dem Gebirg Schwyzer und Urner. Sie stritten mit dem stolzen Grimm sieggewohnter Helden. Auch hier mußten die Franken nach blutigem Verluste den Versuch aufgeben, wie am rechten Flügel der Nidwaldner, der sich an den Rotzberg lehnte, berühmt in den Geschichten der Vorzeit. Die Franken, um den Rotzberg zu umgehen, zogen sich an dem schönen Wasserfall hin, welchen die Wanderer bewundern. Doch als sie zwischen Felsen einen engen Pfad betraten,

Bayerische
Staatsbibliothek
München

begrüßte sie mörderisches Feuer der Scharfschützen, die im Walde versteckt harrten. Sie wankten und flohen mit Hinterlassung ihrer Todten.

Manche Stunde schon, und nicht glücklicher, hatten auch auf der Seeseite die Franken gefochten. In drei Abtheilungen schwammen gegen dreißig bemannte Fahrzeuge unter dem Donner des Geschützes gegen das Ufer Nidwaldens. Aber die Vertheidiger ihrer Heimath achteten nicht des Kugelregens. Sie stritten als Verzweifelte; für sie war im Leben oder im Tode nur Gewinn, die himmlische Krone christlichen Märtirerthums, oder des Sieges Lorbeerkranz.

Lüssi, während seine Schaaren kämpften, betete für sie, wie einst Moses, im Tempel. Er las die Messe, und theilte das Nachtmahl aus an die Krieger, welche der Andacht pflogen. Als diese fragten, ob sie unsern Herrgott empfangen dürfen, wenn sie schon nicht mehr nüchtern seien? erwiederte er: „Kommet nur, und kommunizirt, es macht nichts!“

Mit Todesangst erwartete er den Ausgang des Kampfes. Als die ersten Botschaften einliefen vom Vorrücken der Franken, stürzte er bleich, mit entstellter Miene, in sein Haus, rang die Hände und rief: „Es geht doch erschrecklich! Die Urtheile Gottes sind unerforschlich! man muß brav beten!“ Da er aber vernahm, daß der

Bayerische Staatsbibliothek München

Feind schon gegen den Hauptflecken Stans vordringe, ergriff er muthlos die Flucht.

Unterwegs begegneten ihm Weiber, theils unbewaffnet, theils mit Knütteln versehen, die von Buochs und andern Orten herbei eilten, Theil zu nehmen am Kampfe. „Eilt, rief er ihnen zu, die Franzosen sind geschlagen. Einige von euch müssen gegen Ennetmoos, andere gegen Rotzloch!“ Als ihn einige Umstehende ermahnten, „um Gottes und Mariens willen das Weibervolk nicht in die Gefahr, sondern in ihre Häuser zurückzuschicken,“ erneuerte er seinen Befehl, und die unglücklichen Weiber gingen in den Tod, inzwischen er noch mehr Hilfe zu holen vorgab, und sein Leben rettete.*)

Mit ihm flüchtete auch frühzeitig der Pfarrer Käsli. Selbst der Kapuziner Paul Styger suchte in schneller Flucht sein Heil. Als schon der Sieg für die Franken entschieden war, ermahnte dieser noch im Dorfe Buochs, seine

---

*) Lüssi flüchtete ins Tyrol, wo er eine Vikarstelle besaß, bis ihn die Amnestie-Erklärung nach dem 28. Oktober 1801 in seine Heimath zurückführte. Bei der Insurrektion im Spätjahr 1802 ließ er sich zum Pfarrer wählen. Der Bischof von Konstanz aber erklärte wiederholt, daß er solcher Wahl die Einwilligung weigern werde.

Flucht zu decken, das Volk zu standhafter Gegenwehr. Er warf einen großen Säckel voll Geldes stolz auf den Tisch hin, und rief: „Dies kömmt vom Engländer! Alle Kosten müssen bezahlt werden!“ Dann stellte er das Volk in Ordnung. Das Gewehrfeuer begann. Bald loderten hoch die Flammen brennender Häuser im Dorfe. Paul Styger aber war verschwunden.

Wirklich hatten um die Mittagsstunde Schauenburgs Brigaden den Sieg nach unzähligen Opfern erfochten. Einige Bataillone waren von Obwalden über die hohen Alpen, Großächerli geheißen, gegen Stans herabgestiegen. Siebenzig Scharfschützen auf der Gebirgshöhe, ihnen Widerstand zu leisten, zogen übermannt, doch langsam und fechtend, gegen Thalwyl, und von da tiefer hinab in die Erlen.

Fast zu gleicher Zeit, nach vielem Blutvergiessen, hatten die Franken bei Kersiten gelandet, den waldigten Bürgenberg am See erstiegen, von wo aus sie die Ebene von Stansstaad beherrschten und den bestürzten Kämpfern die Flucht abzuschneiden drohten.

Jetzt erst sahen die unglückseligen Schlachtopfer des Priesterstolzes ihrer Heimath Verwüstung, ihr unermeßliches Elend und den Trug heilloser Prophezeihungen. Sie wandten sich und flohen.

Wohin ihr Blick fiel, brannten ihre Häuser, ihre Ställe; schwebten Rauch und Flammen um ganze Dorfschaften, und die ehernen Schlünde brüllten ihnen ewig nach. Zerstreut in Gebüschen und Matten kämpften verzweiflungsvoll die Fliehenden. Weiber und Kinder setzten dem eindringenden Sieger ohnmächtige Arme entgegen. Man schlug sich mit Knütteln, Aexten und Sensen. Man forderte, man gab keine Gnade. Die wüthenden Soldaten kannten keine Grenzen ihrer Rache. Sie raubten, sengten und brennten, mordeten und wurden gemordet. Priester an den Altären, Säuglinge in den Wiegen, Weiber, Männer, Kinder und Greise wurden erbarmungslos niedergemacht; Töchter und Mütter wurden auf offener Straße geschändet; selbst der todten Weiber schonte des Soldaten viehische Lust nicht. Mit Lebensgefahr und schwachen Erfolges stämmten sich viele Hauptleute, von Menschlichkeit bewegt, den entsetzlichen Ausschweifungen ihrer Krieger entgegen. Unter ihnen nennt die Geschichte mit Rührung die Namen eines Müller und Mainoni, Anführer der 14. und 44. Halbbrigade. — Ein unverwelklicher Bürgerkranz von den Händen der bessern Menschheit dem Gedächtniß dieser Edeln! — Aber die Kannibalenwuth konnte nur in Erschöpfung eigener Kraft ersterben. Wohin man sah, wälzten sich Feuer und Dampf-

wolken über zusammenstürzende Wohnungen, Kapellen und Kirchen; kämpften Männer; bluteten Sterbende. Wohin man hörte, scholl der Donner des Geschützes, das Krachen eintrümmernder Balken und Mauern, das Gewinsel der Verwundeten, das Gebrüll der Verzweiflung. „Wir haben viel Volks verloren,“ schrieb der Oberfeldherr Schauenburg an Jordy gleichen Tages,“ dies war bei der unglaublichen Hartnäckigkeit dieser bis zur Naserei tollkühnen Menschen unvermeidlich. — Es war der heißeste Tag, welchen ich jemals gesehen babe.“

Um sechs Uhr Abends war Nidwalden von den Franken erobert und das Gefecht geendet. Aber nicht gesättigt war der Grimm der Soldaten. Noch setzten sie einige Tage lang Raub und Brand fort, und schossen die in die Wälder Geflüchteten nieder. Schauenburg hielt endlich selbst seinen Einzug und setzte namenlosen Gräueln ein Ziel. Unterwalden nid dem Kernwald war ein großes ungeheures Grab; die Ruinen der Dörfer und Hütten dampften ein schreckliches Todtenopfer.

Nach den auf Befehl der Regierung veranstalteten Untersuchungen ergab sich, daß an diesem Tage von den Nidwaldnern 386 Personen das Leben verloren hatten, worunter allein 127 Weiber und Kinder gezählt wurden. Es waren 316 Häu-

ser, 229 Scheunen und 83 Nebengebäude ein Raub der Flammen. Der Verlust an Raub und Brand ward auf 1,498,606 Gulden geschätzt.

Im Gefecht selbst waren kaum 100 Unterwaldner gefallen; der größere Theil der Todten waren abgelebte Greise, Kranke, und solche, die nicht fliehen konnten.

Ungeheuer, und ausser allem Verhältniß, war hingegen der Franken Verlust. Nur an Verwundeten zählte Schauenburg schon denselben Tag, laut seinem eigenen Briefe, 350 Mann. Der Todten waren, nach den Aussagen der obern Befehlshaber, einige Tausend. Bestimmt hat man deren Zahl nie erfahren mögen. *)

Dies war der Ausgang eines Aufruhrs, welcher, der Priester Werk, blutiger Zeuge ihrer Gewalt und der Unwissenheit und Kraft eines der kleinsten schweizerischen Hirtenvölker ward.

Wäre dieser Gewaltschritt zehn Monden später gethan, und zeitverwandt gewesen mit den Aufständen in Schwyz und Uri, als Massena vom

---

*) In der Flugschrift: der schröckliche Tag, wird die Stärke der fränkischen Armee auf 12000 Mann, und ihr Verlust allein an Todten 8464 angegeben; die Unwahrscheinlichkeit dieser Angabe entblößt sich selbst.

Erzherzog Karl bis in das Innerste der Schweiz zurückgedrängt wurde: wahrlich, Helvetien wäre für Frankreich verloren gegangen, und der ganze Strom späterer Ereignisse hätte eine andere Wendung empfangen. — So ward umsonst das Blut der Unglücklichen vergossen, und der gräßlichste Tag in der neuern Geschichte der Schweiz ging ohne große Folgen auf die Schicksale des Vaterlandes zu den tausenden vor ihm, deren sich Keiner erinnert.

11.

Schwyz und Uri, als sie Nidwaldens Loos sahen, unterwarfen sich schaudernd, und übergaben den einrückenden Franken ihre Waffen. Doch selbst Schauenburg, dem Sieger, erpreßte der Anblick von Stans, dies schreckliche Ueberbleibsel eines verwüsteten Paradieses, Klage. Er ließ die Einwohner aus den Wäldern rufen, täglich 1200 Nationen Brod und Fleisch unter sie vertheilen, ihr Korn, ihr Salz und andere verschonte Vorräthe bewachen gegen der Soldaten Raublust, und die zerstreut umherschwärmenden Heerden sammeln und den Eigenthümern zurückgeben.

In Helvetien aber war nur eine Stimme, ein Wille, als das Elend Nidwaldens laut ward.

Alle Parteien vergaßen weinend ihres Zwistes, und eilten den für ihren Irrthum herbe bestraften Brüdern Unterstützung zu geben an Geld und Lebensmitteln und Kleidern.

Einige Bürger von Bern sammelten Almosen für Nidwalden *); andere edelmüthige Familien von Zürich und Basel folgten dem schön gegebenen Beispiele.

Auch das Direktorium der Republik, indem es die gesetzgebenden Räthe aufforderte, Gerichte zu bestimmen, vor welchen die Häupter des unseligen Aufruhrs gestraft werden könnten, und zu beschliessen, daß die Güter der Rebellen verwendet würden, die Familien der in Vertheidigung der Konstitution umgekommenen, oder sonst dafür leidenden Patrioten zu entschädigen, und daß die Waisen dieser Patrioten auf Kosten der Republik erzogen werden sollten, trug es zugleich darauf an, daß in ganz Helvetien eine Steuer zu Gunsten

---

*) Die ersten in Bern waren Nägeli und Comp., Ruvier und Ferrier, Gebrüder, und besonders Lauterburg, Gebrüder, und Pfarrer Müßli. Solche Namen darf die Geschichte nicht den nachkommenden Geschlechtern verhehlen. Ihre Aufforderung in Hallers helvetisch. Annalen, 49. Stück. In Zürich zeichnete sich besonders durch menschenfreundliche Thätigkeit der Diakonus Geßner aus.

der Brandbeschädigten des Distrikts Stans ausgeschrieben werden mögte. *)

Die gesetzgebenden Räthe zu Aarau, als ihre Verhandlungen den trauervollen Gegenstand berührten, (es war in der Sitzung vom 19. Herbstm.,) theilten die Empfindungen des Schmerzes und Unwillens mit allen Schweizern.

Im großen Rath erglühte vor allen Kůzets Zorn. Er forderte, daß „alle Vipern und Schlangen, die den Namen eines Geistlichen und selbst den eines Menschen entehren, und die das Volk verführen, vor ein Tribunal gezogen, und selbst die Abwesenden durch Anheftung ihres Bildnisses an Rad und Galgen, gestraft werden; daß die Vipernrester zerstört werden mögten, von denen alles Unheil auszog, die Klöster Einsiedeln und St. Gallen." — „Nein," entgegnete Huber von Basel, „das Unglück, das bewirkt wurde, soll unsere Rache stumm machen!" — Blattmann von Zug, welcher schon vor mehrern Tagen darauf gedrungen hatte, die unruhigen Gegenden mit

---

*) Der Ertrag der Kantonalsteuer belief sich, nebst den bei der Regierung eingegangenen Partikularsteuern, auf 89,477 Frank. 1 S. 11 D. — Dazu kamen noch aus Partikularsteuern für kriegsbeschädigte Kantone überhaupt 4,200 Fr. und von Seiten des Staats aus dessen Kassen 21,131 Franken.

Waffengewalt unter das Gesetz zu beugen, seufzte jetzt: „Möge dies das letzte Bruchstück der scheußlichen Wirkungen des Fanatismus sein!"

Mehrere Glieder dieser Versammlung hatten begehrt, dem Sieger und seiner Armee, die gegen Rebellen für die gerechte Sache gestritten, Dank zu bezeugen, und öffentlich zu erklären, daß beide sich um das Vaterland verdient gemacht hatten.

Dagegen erhob sich Escher von Zürich mit männlichem Edelsinn. „Auch ich," sprach er, „ehre den Muth, womit Schauenbergs Heer den Aufstand in Unterwalden unterdrückt hat, und fühle ganz die schrecklichen Folgen, welche entstanden wären, wenn sich die fränkische Armee durch den hartnäckigen Widerstand hätte zurückschrecken lassen. Aber so sehr ich diesen Muth ehre: so lebhaft verabscheue ich die unmenschlichen Grausamkeiten, welche unmittelbare Folgen des Siegs waren, und nie werde ich dazu meine Stimme geben, daß man von einer Armee erkläre, sie habe sich um unser Vaterland verdient gemacht, wenn sie solche Gräuelthaten verübte, wie in Unterwalden vorgefallen sind! Gern hingegen trage ich darauf an, daß wir erkennen, diejenigen fränkischen Offiziers, welche sich mit Muth und selbst mit Gefahr ihres Lebens der Wuth ihrer Soldaten widersetzten, und den Unmenschlichkeiten Einhalt zu thun trachteten, haben sich nicht nur um

unser Vaterland, sondern um die Menschheit selbst verdient gemacht!"

Man fühlte inzwischen, wie schwierig es sei, nur einem Theil der fränkischen Macht Dank zu bezeugen, und weihete daher das höchste Lob dem ganzen Heere.

Der Wahnsinn des Parteigeistes, welcher Helvetien zu dieser Zeit berauschte, und zu immer grenzenloserm Unheil hinriß, fand nicht sein Grab unter den Aschenhügeln von Stans. Wie ein verjüngtes Gespenst stieg er vielmehr aus denselben hervor.

Diejenigen, welche laut oder heimlich den Untergang der neuen Republik wünschten, beklagten den Fall Nidwaldens nur als mißlungenen Versuch, und gesellten die Manen derer, welche von der Furie des Priesterstolzes zum Tode geführt waren, zu den Schatten jener beneidenswürdigen Helden, welche bei St. Jakob und Thermopilä einst für Freiheit, Vaterland und Menschenrecht sich dem erhabenen Untergang gewidmet hatten. Andere, welche mit Stärke der Leidenschaft noch Staatskunst und hellen Blick vereinten, bedauerten jenes Ereigniß mit einem Verdruß, welchen jeder übelberechnete, unbesonnene Schritt, zu falscher Zeit gethan, erregt.

Die leidenschaftlichen Feinde der ehemaligen Staatsverfassung hingegen errötheten, eine Thräne

auf das Grab ihrer verblendeten Mitschweizer zu vergiessen. Sie sahen nicht die Menschheit, sondern nur die politische Partei. Ihre Rache, hätte sie die Pforten der dunkeln Ewigkeit entriegeln können, würde vielleicht den Geistern der Unglücklichen noch dorthin gefolgt sein.

Selbst die damalige Regierung der Republik, weit entfernt über der Leidenschaften stürmischen Drang erhaben zu sein, ließ sich von ihnen zu würdelosen Entschlüssen hinfluten. Ihre Wohlthätigkeit, ihr Mitleiden war nicht allen Unglücklichen, sondern ausschliessend den Patrioten geweiht; nur deren Verlust wollte sie entschädigen, nur deren Waisen erziehen. Ja, als sie vernahm, daß Schauenburg in dem ihm nun unterworfenen Bezirk von Schwyz eine erzwungene Steuer von 60,000 Franken erhob, trug sie, statt solcher Willkühr zu wehren, oder vom Feldherrn die Bestimmung einer Brandschatzung zu erfragen, ihm und seinem Heere den Gewinn davon als belohnendes Geschenk an. War bei des Vaterlandes bedrängten Umständen dieses verschwenderische Anerbieten einer dürftigen Regierung unrühmlich an sich: so ward durch Schauenburgs edle Antwort die Schmach davon noch fühlbarer. „Mein und meines Heeres innigstes Verlangen ist," schrieb er, „daß jene eingetriebenen Summen nicht anders, als zur Tröstung der un-

glückseligen Werkzeuge des Fanatismus und des Aufstandes verwandt werden."

Von einem schrecklichen Rausche genesen, sahen die Einwohner Nidwaldens auf ihren kläglichen Zustand, und empfingen sie die herbeiströmenden Wohlthaten. Mehrere Dörfer, wie Stansstaad, Kersiten und Buochs, waren niedergebrannt, andere nur zum Theil, wie der Hauptflecken Stans, alle aber geplündert und verwüstet. Zwischen den Trümmern ihrer ehemaligen Wohnungen, ihres ehemaligen Glückes suchten sich die zerstreuten Glieder der Familien wieder auf. Manche waren geflüchtet, manche unter den Todten; dunkel waren noch lange die Schicksale der Vermißten. Das Kind schrie umsonst nach der Mutter, die Mutter vergebens nach dem Kinde; die Braut ohne Trost um den Geliebten.

In dieser Lage, und umgeben von den schauerlichen Denkmälern der Schwärmerei und der Rache, schwor Nidwalden am 7. Oktober, in Gegenwart des Regierungsstatthalters, den abgeforderten Bürgereid. Früher schon (24. August) hatten ihn die beiden Gemeinden Hergiswyl und Engelberg, ebenfalls zu Nidwalden gehörig, abgelegt, freier vom Einfluß mönchischer Macht.

12.

Als Luzern, die im Herzen der Schweiz an den Ufern des klassischen Sees ausgebreitete Stadt,

Wohnort der höchsten Staatsgewalten geworden war — es geschah im Weinmonat desselben verhängnißvollen Jahres —, schien die Wiederaufrichtung des verödeten Unterwaldens Lieblingssorge der Regierung zu werden.

Sie sandte zur Untersuchung des erlittenen Kriegsschadens und zur Vorkehrung der dringenden Hilfsanstalten die Kommissarien Ignaz Truttmann von Küsnacht und Mayr von Luzern in den leidenden Bezirk. Beide Männer erfüllten mit Eifer und Einsicht die schöne Pflicht, welche bald darauf Truttmann, damals Unterstatthalter des Bezirks Arth, allein übernahm.

Dieser Mann, dessen Geist von Vorurtheilen geläutert, und durch Selbstthätigkeit und Erfahrungen zu seltener Kraft gereift, mit hellem, zergliederndem Blick seine Gegenstände durchdrang, die Quellen entdeckte, aus denen der trübe Strom des bürgerlichen Elends floß, und mit geübter Hand in Zweck und Mitteln immer das Wesentlichste ergriff, war unstreitig einer der ausgezeichnetsten Söhne Waldstättens. Er schien der Olavides Unterwaldens werden zu wollen.

Ein anderer Mann, reicher noch, denn jener, an Kenntnissen und Gewalt, Albrecht Rengger, Minister des Innern, weihte seine zärtlichste Sorgfalt den verheerten Gegenden, prüfte

Truttmanns Entwürfe, und schuf ihm Mittel, sie zur Wirklichkeit umzubilden.

Bald füllte reger Fleiß das verwüstete Thal. Gegen hundert verwaisete Kinder desselben wurden durch Privatwohlthätigkeit in andern Kantonen versorgt; die eingegangenen freiwilligen Steuern zur Unterstützung der verarmten Familien wurden, ohne Rücksicht auf politische Meinungen, nach dem Maasstabe des wahren Bedürfnisses vertheilt. Die weitläufigen Waldungen des Landes wurden von Sachkundigen für das benöthigte Bauholz zur Aufrichtung der Scheunen, Ställe und menschlichen Wohnungen durchforschet. Steinbrüche wurden eröffnet, Kalkbrennereien angelegt. Stansstaad, ein für die Schifffahrt dieser Gegenden unentbehrlicher Landungsplatz, erhielt seine verlornen Fahrzeuge zurück, und statt des abgebrannten Gebäudes zur großen Waarenniederlage, erhob sich am Ufer ein neues.

Doch nicht so sehr die Größe des unternommenen Werkes, und der Mangel der Hilfsmittel konnten den Eifer zur Heilung jener tausend Wunden beschränken, als vielmehr eine Menge unerwarteter Hindernisse, so aus der Denk- und Lebensweise des seit Jahrhunderten sittlich verwahrloseten Volkes entsprangen.

„Einerseits die Leichtigkeit," klagte der Minister Rengger in seinem Berichte über den Zu-

stand des Distrikts Stans, „ohne eigene Anstrengung seinen Lebensunterhalt zu erwerben, welche ihm die Beschaffenheit des ausschliessend zur Viehzucht benutzten Bodens darbietet, und anderseits die von jeher begünstigte Straßenbettelei, so wie das gesetzlich eingeführte Unterstützungs-System, das die Erhaltung jedes Dürftigen, ohne Rücksicht auf seine Arbeitsfähigkeit, den nähern oder entferntern Verwandten desselben zur Pflicht machte, haben diesem Volke einen Hang zum Müßiggehen und zur Unthätigkeit eingepflanzt, den selbst die Noth des gegenwärtigen Augenblicks nicht zu überwinden vermag, der für die dringendsten Arbeiten, welche die Bedürfnisse des Landes erheischen, die unentbehrlichen Arme versagt, und so alle wahren Hilfsvorkehrungen entweder ganz, oder zum Theil vereitelt. Noch größer werden die Schwierigkeiten durch den Geist der Gesetzlosigkeit und Anarchie, der, als eine unausbleibliche Folge reindemokratischer Verfassungen, dem Volke von seinem vorigen Zustande, den man kaum eine Staatsgesellschaft nennen konnte, noch anhängt, und der sich an den heilsamsten Verfügungen, sobald sie durch die öffentlichen Autoritäten geleitet, und nicht der Willkühr eines jeden überlassen sind, mit unbiegsamem Starrsinn widersetzt. Die geträumte

Unschuld des Hirtenlebens findet sich hier so wenig, als irgendwo in der wirklichen Welt; vielmehr läßt Selbstsucht und Eigennutz die Nothwendigkeit gemeinnütziger Anstalten und die Vereinigung zu gegenseitiger Hilfe nicht einsehen, und beurtheilt auch jetzt die dahin einschlagenden Maasregeln der Regierung nicht nach den Absichten, die ihnen zum Grunde liegen, sondern schreibt dieselben lediglich dem Besorgnisse neuer Unruhen und Volksbewegungen zu."

Die frühe Klage des Ministers ward vom fruchtlosen und langsamen Erfolge der überlegtesten und heilsamsten Bemühungen in der Zukunft nur zu laut bestätigt.

Truttmann erwartete von der Noth, daß sie die beste Lehrerin des Volkes werden würde. Statt durch unbesonnene Ausspendung einlaufender Wohlthaten den Bettel zu begünstigen, und das träge Volk im „frommen Nichtsthun" zu erhalten, schaffte er Arbeitsstoffe und Werkzeuge, namentlich zur Baumwollen- und Seidenspinnerei an, den Erwerbsfleiß zu reizen. Wenige mogten aber seine Anstalten benutzen, und fanden es am Ende gemächlicher, zu hungern, und ihr Dasein auf's Kärglichste zu unterhalten, als zu arbeiten.

Er versuchte es, die Landeskultur durch Einführung der Getreidepflanzung zu verbessern. Glückliche Beispiele mehr, denn alle Worte und Lehren,

ermuntern des Volkes Wahl und Liebe des Nützlichen. Er widmete daher einen Theil der Gemeindweiden von Stans zum Kornbau. „Der Tag," sagte Rengger in seinem Berichte über Stans, „an dem nach Jahrhunderten wieder der erste Pflug in den Distrikt Stans gebracht worden ist, wird für die Bewohner desselben, die dieses wohlthätige Werkzeug nur aus einem, in ihrem Zeughause zum Andenken aufbewahrten Bruchstücke kannten, in Zukunft ein Tag der dankbaren Erinnerung sein. In dem Gebrauche des Ackerpfluges, wozu die Natur des Bodens sichtbar auffordert, muß ein vorzügliches Mittel zur Wiederherstellung und Belebung des Wohlstandes für ein nunmehr verarmtes Volk liegen, durch dessen Getreidekonsumtion bis dahin zweitausend Gulden wöchentlich, nicht etwa in andere Kantone, sondern ins Ausland gegangen sind."

Doch auch diese Hoffnung des gemeinnützigen Staatsmannes erwahrte sich schlecht. Ungeachtet der ergiebigen Ausbeute des Saatkornes schon nach dem ersten Versuche, verschmähten eingewurzeltes Vorurtheil und Alles erschlaffende Gewohnheit das edle Hilfsmittel. Was die schadenfrohe Hand des Hasses nicht verdarb, wurde durch diebische Entwendung der Frucht geschadet, da sie kaum Reife gewonnen; genug, um von ausgedehntern Versuchen abzuschrecken.

Eine sittliche Verbesserung der Volksmasse mußte der bürgerlichen die Hand bieten. Ohne Erkenntniß des Guten ist kein Gefallen an ihm, kein Streben zu ihm, keine Thätigkeit, kein Wohlstand. Die Regierung ernannte daher den Bürger Businger, den Geschichtschreiber seines heimathlichen Kantons, zum Pfarrer des Hauptfleckens Stans. An die hellen Einsichten, an die menschenfreundliche Betriebsamkeit dieses Mannes, der sein Volk kannte, und unter den schwersten Aufopferungen liebte, knüpfte sie ihre schönsten Erwartungen. Verbunden mit den redlichsten Geistlichen seiner Heimath, lenkte sich sein Wirken vorzüglich auf Vervollkommnerung des öffentlichen Unterrichts, und auf Verbreitung jener sanften Gesinnungen des Friedens, der Eintracht, der Ordnung und Duldsamkeit, welche das Christenthum zu allen Zeiten und bei allen Völkern durch stille und tiefe Wohlthätigkeit ehrwürdig machten.

Noch damit nicht zufrieden, gründete die Regierung ein Waisenhaus in Stans zur Erziehung und zum Unterrichte der ärmern Jugend. Ein geräumiges Nebengebäude des Frauenklosters ward dieser Anstalt gewidmet, und Heinrich Pestalozzi, der berühmte Verfasser von Lienhard und Gertrud, an ihre Spitze gestellt. Dieser ausserordentliche Mann, welcher mit unglaublicher Selbstverläugnung sein ganzes Leben nur dem einzigen

Ziele: Veredlung des Menschengeschlechts durch Verbesserung des Volksunterrichts, zum Opfer brachte; der, um mich seiner Worte zu bedienen, „wie ein Bettler lebte, um zu lernen, Bettler wie Menschen leben zu machen," eilte nach Stans, und sah sich bald von fast hundert Kindern umringt, die ihn alle mit Herzlichkeit, wie einen Vater, liebten.

Männer von solchem Geiste und Herzen und solcher Kraft, im festen Bunde zum gleichen Zwecke; — so viel Streben, welches langsamen aber sichern Wirkens, jeden Unfall ausdauerte, jedes Hindernisses spottete; — so mannigfaltige Anstalten und Mittel, die von den verschiedensten Seiten doch auf einerlei Ziel zusammenspielten; — Einrichtungen, welche, das Verderben zu mindern, auf Zerstörung seiner alten, dunkeln Quellen, und, zur Ausbreitung alles Guten, auf zarte Pflege seines ersten Keims dachten — Alles ließ den Aufgang eines schönern Zeitalters über den Trümmern Unterwaldens ahnen, und daß durch eine Reihe heilsamer Folgen die spätern Geschlechter versöhnt werden würden mit dem schrecklichen Schicksale des Jahres 1798.

Getäuschte Hoffnungen! — vergebens rang menschenfreundliche Weisheit, den Uebeln der Staatsumwälzung eine Frucht fur die Nachwelt abzugewinnen. Vergebens kämpfte in Nidwal-

den Gemeinsinn gegen thierische Selbstsucht, Beförderung der Industrie gegen Trägheit und Bettelei, Belebung thätiger Sittlichkeit gegen werkheiliges Prunken, Belehrung gegen rohe Unwissenheit.

Der immerwährende Unbestand der Dinge, der immerwährende Sturz der Verfassungen und Regierungen in der Schweiz, der unaussöhnbare Groll der wechselnd siegenden Faktionen, zertrat mit der zarten Saat des Guten alle Hoffnung des Bessern. Auch das Edelste und Nützlichste ward des Argwohns und des Hasses Gegenstand, weil es von den Händen einer politischen Partei gestiftet war.

Wenn eine Lauwine, zermalmend vom Gebirge herab ins Thal, ein frohes Dorf auf immerdar begräbt; wenn ein Erdbeben den festen Boden spaltet, und Städte und Flecken verschlingt, und die Arbeiten thätiger Jahrhunderte, und das Glück von tausend Familien: so folgt dem ersten starren Entsetzen des Zuschauers stille Klage und ein zweifelhafter Hinblick auf das weltregierende Schicksal. Doch versöhnt sich der forschende Geist bald mit der furchtbaren Natur, deren Gesetze und wandellose Ordnung er erkennt.

Aber wenn nicht Naturnothwendigkeit, wenn Menschenwillkühr ganze Länder mit ihren

Bewohnern an die alte Barbarei ausliefert; wenn Klugheit lächelnd Rechte, Kräfte und Aussichten der bessern Menschheit, und die Wünsche der Tugend und Vernunft erstickt: dann wird der Geist an sich selbst irre. Vergängliche Konvenienz scherzt mit den ewigen Heiligthümern unsers Geschlechts, wie die Laune des Kindes mit den Qualen des schwächern Wurms. Die Begriffe verkehren und verwirren sich. Das Kleinliche wird preisenswerth, das Große kleinlich; die Wahrheit wird albern, die Heuchelei bewundernswürdig; die Tugend Romanenschwärmerei, die kalte Hinterlist stiehlt ihr den Rang ab; nicht der innere Werth, sondern der Ausgang wird die Krone oder das Kreuz jeder That!

13.

Wie zwischen Frankreich und Oesterreich der Winter von 1798 bis 1799 unter fruchtlosen Verhandlungen und kriegerischen Rüstungen verstrich, ward er in Helvetien von den mißvergnügten Parteien zur Aufwiegelung des Volkes angewandt. Das Schicksal Unterwaldens reizte mehr ihre Rache als ihre Besonnenheit.

Die Zentralregierung der Schweiz, in sich selbst entzweit, setzte den Umtrieben der Gegenrevolutionairs nur Strenge entgegen, ohne das Vertrauen des Volkes zu erobern, dessen

Schwächen sie kannte, ohne solche zu schonen. Sie hatte zwar die Lehenslasten aufgehoben, und Zehnten und Bodenzinse loskäuflich erklärt, aber sie selbst grub damit zu früh die reichste Quelle öffentlicher Einkünfte in einem Zeitraume ab, wo sie dem Staate nothwendiger waren, denn jemals. Indem sie durch solche Verfügungen sich selbst entkräftete, um einem Theile des Volks zu schmeicheln, erbitterte sie um so mehr einen andern, der da verlor. Ja, sie büßte auch den kurzen Beifall der ersten ein, da sie, zur Bestreitung der dringendsten Bedürfnisse, vorher unbekannte Auflagen ausschreiben mußte. Der schweizerische Landmann hatte in vielen Gegenden der Staatsumwälzung gehuldigt, weil er durch sie mancher Abgaben enthoben und reicher zu werden hoffte. Die Entdeckung seines Irrthums warb ihn zur Zahl der Mißvergnügten im Lande.

Den Klöstern wurde die Annahme neuer Ordensjünger untersagt; den protestantischen Pfarrern entfiel der beträchtlichste Theil der Besoldung, indem ihnen die Bauern weder Zehnten noch Bodenzinse entrichteten. Priester beider Religionen traten zur großen, stillen Verschwörung für die Herstellung des Ehemaligen über, wo ihnen wohl war. Zu ihnen gesellten sich Handwerker und Kaufleute in den Städten, wo nach Aufhebung alles Zunft- und Mo-

nopolzwanges jeder Helvetier durch das Gesetz vom 8. Oktober 1798 sich niederlassen, und mit den alten Bürgern gleicher Rechte in Handel und Wandel theilhaftig geworden war. Das Schutz- und Trutzbündniß der Schweiz mit Frankreich, welches die werdende Republik gegen Europa stärken sollte, enthüllte nur derselben Ohnmacht vor der ganzen Welt, und verwundete des Schweizers Ehrgefühl, statt es zu schmeicheln. Die durch das Bündniß veranlaßte Truppenwerbung, und die Strenge, mit welcher sie betrieben ward, erfüllte die junge Mannschaft mit Furcht und verzweiflungsvollen Wünschen.

Der Ausbruch des Krieges zwischen dem französischen Direktorium und Oesterreich im Frühjahre 1799 bewaffnete schnell den allgemeinen Verdruß. Thätiger ward der Verkehr der Flüchtlinge und Ausgewanderten mit den Häuptern der Mißvergnügten im Lande. Lauter eiferten die Priester aller Kirchen. Verheißungsvoller wurden die ämterlosen Glieder ehemaliger Regierungen; und ein dunkeler Schwarm von aufwiegelnden Sagen floß von Mund zu Mund.

Zwar hatte Massena durch Ueberfall Graubünden erobert, aber am Bodensee siegte des Kaisers Heer, und trat in die Schweiz. Jetzt schien der Augenblick gekommen, Frankreichs Gewalt zu

brechen, Altes zu erneuern, und Hoffnungen der Rache zu sättigen.

Aber auch die Zentralregierung Helvetiens, da sie die großen Bewegungen der Widersacher vernahm, hatte die äussersten Mittel ergriffen; allgemeine freiwillige Kriegssteuer verordnet; Milizen organisirt, gesetzliche Todesstrafe gegen diejenigen verhängt, welche sich weigern würden, mit den Milizen ins Feld zu gehen, Todesstrafe gegen Urheber und Mitwirker gegenrevolutionärer Bewegungen, und Todesstrafe gegen den bloßen Vorschlag, sich einer fremden Macht zu unterwerfen. Um aber nicht länger das verborgene Treiben ehemaliger Regierungsglieder zu gestatten, deportirte man mehrere derselben, welche die gefährlichsten schienen, aus allen Gegenden der Schweiz, nach Basel oder in den Kanton Leman.

Doch die Schrecken des Todes und der Deportation hemmten die Thätigkeit innerer und äusserer Feinde der Revolution nicht. Wo man sonst Schwäche verspottete, verabscheute man nun Tirannei. Fast in allen Kantonen brachen einzelne, mehr oder minder blutige Aufrühre aus. Jene Gesetze konnten nicht vollzogen werden, ohne die Hälfte der Schweiz mit Blutgerüsten zu bedecken, und alle Gräuel des Robespierrischen Frankreichs im Schoose der Alpen zu erneuern.

Auch am Ufer des Sees der Vierwaldstädte erhob sich abermals das rüstige Volk; und zwar in Schwyz zuerst, ungeschreckt durch die vorigen mißlungenen Versuche.

Dort waren seit dem August des verwichenen Jahres Theilhaber an damaligen Unruhen ins Ausland geflüchtet. Während die Gerichtshöfe wider sie verfuhren, bearbeiteten sie durch Boten und Briefe das Volk.

Im Gebirgsthale, am Sattel, versammelten sich heimlich die eifrigsten Freunde der Wiederherstellung im Hause des Altraths Franz Schuler, eines Landmanns. Dort traten des Nachts Männer vom Lande Zug, Schwyz und Uri zusammen, und schworen, wie die Tellen einst im Grütli, Befreiung ihres Vaterlandes von der Gewalt Frankreichs. Der 28. April, der letzte Sonntag dieses Monats, an welchem ehemals der Kanton Schwyz zur großen Landesgemeinde zu erscheinen pflegte, ward zur Vertilgung der Franken inner den Grenzen des Bezirks von Schwyz bestimmt.

In der Morgenfrühe zogen einige Tausend bewaffneter Bauern, alle in ihren Hirtenhemden *), gegen den Flecken Schwyz, dessen Ein-

*) Dieser Aufruhr hat beim Landvolke von Schwyz daher den Namen des „Hirthemdlikriegs" erhalten.

wohner, unbekannt mit den Entwürfen der Landleute, in voller Sicherheit schliefen. Die französischen Soldaten, einige hundert Mann stark, wurden aufgefordert, den Boden des alten Kantons Schwyz zu verlassen. Diese weigerten sich. Die Haufen der Landleute, angeführt von Balthasar Holdener und Felix Richmuth, drangen sogleich in den offenen Flecken. Gewehrfeuer begann in allen Straßen, übermannt wichen die bestürzten Franken, und zogen gegen Brunnen, wo sie sich einschifften. Sie hinterliessen in der Eile ihrer Flucht viele Todte. Auch die Kriegskasse fiel in die Gewalt der Aufrührer, und mehrere Soldaten und Offiziere, als Kriegsgefangene.

Nach dieser That versammelte sich das Volk und berief die Vornehmsten des Landes. „Wir Bauern haben jetzt Bahn gebrochen; jetzt müsset ihr Herren das Werk ausmachen!“ riefen die Empörer und ernannten sogleich aus jenen eine provisorische Regierung.

Die Einsichtsvollern, zu schwach dem Uebel zu wehren, reichten den Stiftern des Aufruhrs mit Unwillen Hand, um Ausgelassenheit der rohen Haufen zu bändigen, welche durch alle Gassen schwärmten, Gefängnisse eröffneten, Kanzeleien des Regierungs- und Unterstatthalters erbrachen,

die fränkische Kriegskasse zu plündern und die gefangenen Soldaten zu ermorden drohten.

Der ernannte Ausschuß beschäftigte sich sogleich mit Herstellung der Ordnung. Die Gefangenen und Verwundeten wurden mit Menschlichkeit behandelt, die Kassen bewacht, und Unterhandlungen mit dem Vollziehungsdirektorium in Luzern angeknüpft. Das Volk forderte, daß seine Heimath jederzeit von fränkischen Besatzungen frei bleibe, daß kein Schwyzer zum Kriegsdienst gezwungen, und jeder Ausgewanderte, jeder Gefangene und Deportirte der ehemaligen kleinen Kantone frei und heimgelassen werde. Bei Erfüllung dieser Begehren und unter feierlicher Vergessenheitserklärung alles Geschehenen, versprach man die Waffen niederzulegen. Um dieser unter den Fahnen des Aufruhrs ausgesprochenen Bitte höhern Werth zu geben, wurden der Unterstatthalter von Schwyz, Businger, und die Verwaltungskammer des Kantons Waldstätten genöthigt, dieselbe zu unterstützen.

Die Regierung nahm auf das Verlangen keine Rücksicht, sondern ließ rings die Pässe besetzen, um die Waldstädte von andern Kantonen abzuschneiden. Die Milizen des Kantons Zürich, welche durch Entschlossenheit und Muth in Vertheidigung der jungen Freiheit glänzten, bemächtigten sich, unter Anleitung des Repräsentanten

Billeter von Stäfa, der Anhöhen bei Horgen und der Schindelleggi. Auf der Seite von Einsiedeln erschien an der Spitze eines Heers der fränkische Feldherr Soult, und rückte in das Gebiet von Schwyz ein.

Die ehemaligen Führer des Landes hatten zu keiner Zeit einen Aufstand wie diesen gebilligt. Der greise Schuler, des alt-eidsgenössischen Kantons Schwyz letzter Landammann, überschüttete die Urheber desselben mit seinen Vorwürfen, und Aloys Reding, der letzte Landeshauptmann, wollte die Rebellen nicht zum Kampfe führen, so laut und stürmisch er auch aufgefordert worden war.

Am 3. Mai zog Soult mit seinen Schaaren in Schwyz ein. Die Bauern streckten das Gewehr. Nur ihrer einige Hundert flohen mit den Waffen über Morschach und das Hochgebirg ins Land Uri.

Aehnlicher Aufstand war zu gleicher Zeit in den Bezirken von Arth und Zug angerichtet worden.

Im Flecken Arth, wo ein kleiner französischer Posten stand, wurden die Händel schon am Abend des 27. April begonnen. Alle streitbare Mannschaft des Ortes hatte die Waffen ergriffen. Die Franzosen wurden übermannt; manche getödtet, andere verwundet, oder gefangen genommen.

Die Gegend von Küßnacht am Waldstättersee wurde um Mitternacht mit dem Geschrei geweckt, daß die junge Mannschaft in Küßnacht von den Franken entführt werde; daß man zu Hilfe eilen solle.

Oberhalb Walchwylen am Zugersee, wo nur ein schmaler Fußsteig an schroffer Felswand neben dem Gewässer hinzieht, wurde von den Empörten ein Verhau gemacht; eben so jenseits desselben Sees, am Fuß des Rigi, zwischen Arth und Immisee. An andern Orten, wie bei St. Adrian, zwei Stunden von Zug, warfen sie Schanzen auf, und von dem Posten Beenstauden wurden die von Zug aus streifenden Wachten der Franken mit Flintenschüssen zurückgewiesen.

In den Ortschaften Menzingen, Egeri und Neuenheim des Zugerlandes erhoben sich mit der Nacht vom 27 — 28. April die Unruhigen wie überall. Einer der Verschwornen verrieth in der Trnnkenheit: „daß in dieser Nacht alle, die nicht für Religion kämpfen wollten, niedergehauen werden sollten!“ Die Bedrohten flüchteten vor des Pöbels Mordlust.

Zug selbst, des Ländleins Hauptstadt, ward bedroht, verbrannt und geplündert zu werden. Die Bürgerschaft versammelte sich, entschlossen

ihre Mauern gegen die schwärmerischen Mordbrenner zu vertheidigen. An sie reihte sich eine kleine Besatzung von fünfzig fränkischen Dragonern. Die Statthalter angrenzender Bezirke sandten Waffen und Kriegsvorrath.

Es war inzwischen unter den Bauern weder Ordnung noch Plan. Der eine trieb, die Vermögenden zu plündern; der andere, seine Rache am friedlichen Nachbar zu nehmen. Ihre Wuth schonte der Wehrlosen nicht Eine einzige Szene, aus gerichtlich angestellten Verhören gezogen, gibt ein treues Bild von der Denkart des zügellosen Landmannes, und von dem Geist dieses Aufstandes *).

„Frau Maria Anna Meyenberg, sechsundzwanzig Jahr alt, seit vierzehn Tagen Kindbetterin, zu Menzingen, lag den 28. April, Nachts um zehn Uhr, zu Bette. Ihr Gatte, welcher an dem Aufruhr nicht Theil nehmen wollte, hatte sich schon entfernt. Sie sah Bauern das Haus des Nachbars stürmen; Thüren und Fenster

*) Die Erzählung von den Unruhen im Bezirk von Arth und Zug ist, so wie die nachfolgende Begebenheit des jungen Weibes Meyenberg aus amtlichen Berichten gezogen, davon das helvetische Tageblatt, 1799, 14 — 19. Stück den Auszug lieferte.

erbrechen. Bald hörte sie das Getümmel ihrer eigenen Wohnung nahen. Mit Gewalt ward an die Thüre geschlagen. Man öffnete, um die Barbaren mit Güte zu zähmen. Aber sie schalten und wütheten. Joh. Staub eilte mit bloßem Säbel gegen die Schwester der jungen Wöchnerin; dann pflanzte Karl Joseph Röllin das Bajonet auf, und drohte sie zu erstechen. Eben so that Clemens Blumbacher, ein Knecht. Sie riefen: „Wo ist dein Vaterlandsverräther?“ Zitternd antwortete die junge Frau: „Mein Gott! daß weiß ich nicht, ob er im Blut, oder im Wasser, oder sonst wo schon todt liegt.“ Hierauf klirrten sie mit den Waffen, und brüllten, als wollten sie Alles niedermachen: „Ihr wißt gewiß, wo der Schelm ist.“ Als sie es verneinte, drang Röllin noch einmal mit dem Bajonet auf sie ein. Die Frau nahm weinend und in Todesangst ihr Kindlein auf den Arm, und rief: „Stechet auch diese Unschuld mit mir nieder, so kann ich vor Gottes Angesicht himmelschreiendes Blut mit mir hinbringen!“ Sie rief Clemens Oswald Bachmann unter den Wütherichen um Hilfe. Er reichte ihr die Hand und tröstete sie. Clemens Züricher im Erlimoos stand ihr auch bei und sagte: seine Kameraden würden sich auf solche Weise versündigen und nichts gewinnen. Bap-

tist Arnold drang gleichfalls zu ihr und versicherte sie: es müsse Niemand sterben. Aber die übrigen stießen die Frau von einer Stube zur andern, und zum viertenmale aus der Hütte hinaus in die Nacht, bis sie endlich ihr fünfjähriges Töchterlein, das im Bette lag, zunächst an der Ermordung erblickte und in Ohnmacht sank. Endlich zogen die Rasenden ab, führten die Schwester der verlassenen Frau auf's Rathhaus und mißhandelten sie. Dennoch sagte ihr Karl Schön, sie müßte sich nun an ihn halten, denn der Mann ihrer Schwester werde erschossen, oder verbannt werden, weil er nicht mit ihnen halte. — Als die Frau Meyenberg folgenden Morgens am Fenster saß, ging Addrich Staub, ein Knecht in der Schwend, vorüber und rief: „Schau nur heraus, du Erzvaterlandsschelmenhexe! heute Nacht will ich dir den Kopf spalten!"

Das Vordringen der fränkischen Truppen unter Soult machte, wie in Schwyz, auch in diesen Gegenden den Rasereien Ende. Aber die Eifrigsten, welche, ohne Eigenthum, aus der öffentlichen Verwirrung Beute zu machen hofften, flohen ins Land Uri, wo der Sammelplatz aller Flüchtlinge dieser Art war, und die aufgewiegelten Landleute ebenfalls zum Schirm der Religion und alten Ordnung die Waffen genommen hatten.

Schon früh im Monat März waren hier Sagen gegangen, vom Anrücken eines kaiserlichen Heeres, von Rettung und Wiederbelebung des kleinen Freistaats Uri unter den Flügeln des Reichsadlers. Einige Geistliche, besonders in den Gemeinden von Erstfelden und Seedorf, athmeten kriegerischen Geist. Verbunden mit ihnen wirkten einige weltliche Herren, welche durch die Revolution ihres Einflusses und Ansehens und mancher Hoffnung beraubt worden waren.

Doch am wenigsten geneigt waren zur Unterstützung solcher Wagstücke die begüterten Einwohner des großen Reußthales, und besonders des schönen Fleckens Altorf, des Ländleins Hauptort. Sie ermahnten und sprachen: „Noch haben wir durch die Staatsverwandlung weder an unserer Religion noch an unsern Gütern Schaden gelitten. Erwarten wir mit Muth jedes Uebel, doch rufen wir es nicht durch eigene Thorheit über uns!“

Durch Speditionshandel an der großen Straße, die aus der Schweiz über den Rücken des St. Gotthard gen Italien führt, war Altorf einer der reichsten Flecken im Schoose der Alpen, mit schönen Gebäuden, Kirchen und Klöstern. Aber die Landleute der Nachbarschaft, voll Neides gegen den Wohlstand des Ortes, dem sie einen großen Theil ihrer Nahrung und Unterstützung zu dan-

ken hatten, sahen in seinen Bewohnern nur Feinde der alten Freiheit. Manche Seelenhüter, um die Huld ihrer Heerde zu gewinnen, stimmten in den Ton derselben, und verglichen im unbedachtsamen Kanzeleifer den Hauptort wohl gar mit Sodom und Gomorrha. Andere erkannten in den Leiden des Vaterlandes die Zornruthe Gottes wegen der Pracht und Hoffart und der eiteln Weltlust der Söhne und Töchter Altorfs.

Man verkündete nahes Unglück. Landleute warnten wohl ihre Freunde im Flecken, es heiße: Altorf werde verbrannt werden. — Doch wenige konnten der Drohung Glauben schenken.

Aber am 5 des Aprilmonds, Abends um vier Uhr, als ein starker Fön durchs Land blies, ging plötzlich in einem Winkel des Fleckens, am Fuße des Bannbergs hinter der Hauptkirche Feuer aus. Brennende Schindeln, vom Wirbelwinde getragen, stürzten wie Feuerregen auf alle Gegenden des Ortes nieder. Bald stand die Kirche in Flammen. Der Befehlshaber der französischen Besatzung wollte Mauern und Thurm derselben niederschiessen lassen, weil der Sturm Flammen an Flammen abriß und über den Flecken ausstreute. Aber durch die flehentlichen Vorstellungen des Unterstatthalters bewogen, der vom Niederschiessen einer Kirche plötzlichen Aufstand der

Bauern besorgte, unterließ er sein Vorhaben. So ward ganz Altorf in wenigen Stunden ein Raub der Brunst.

Von der Seeseite konnte Niemand den Nothleidenden zu Hilfe eilen, weil die Wuth des Föns Schiffahrt unmöglich machte. Doch aus den benachbarten Dorfschaften des Thales strömten Landleute genug herbei. Sie kamen zu dem Brande, sahen die Flammen, sahen die bleichen Gesichter stummer Verzweiflung, hörten Geschrei und Wehklagen der Alten und Jungen — und halfen nicht. Kaltblütig zündeten manche Bauern ihre Pfeife an beim Feuer, das Hab und Gut ihrer Brüder wegfraß. Manche ließen sich von den Kaufleuten mit harten Thalern zahlen, einen Ballen Waare zu retten. Mancher nahm das dargebotene Geld, lachte und ging davon. Mancher versuchte sich zwischen den Flammen etwas zu erstehlen. — Nur die vier Kompagnien der fränkischen Besazzung standen den Nothleidenden männlich und am treusten bei. Sie gaben ihr ganzes Mehlmagazin, das sie retteten, und all' ihr Brod den Altorfern, und verliessen erst die Brandstätte, um nicht selbst Hunger zu leiden.

Der Mensch, in Rohheit und thierischem Bedürfniß erwachsen, kann hart und im Zorne grausam sein. Doch nicht lange, und die zarten Gefühle der Menschlichkeit erwachen wieder unter der

flehenden Stimme des Unglücklichen. Er überläßt sich dem Zuge der schönern Natur, und wird barmherzig. Aber sendet ihm Männer, welche die Gefühle der Natur mit dem Gifte der Meinungen tödten und todte Werkheiligkeit pflanzen an deren Stelle; verwirret mit Blendwerk die wenigen Begriffe des Halbwilden, und setzet ihm frommes Vorurtheil an die Seite unbändiger Leidenschaft: er wird schrecklicher, als Wolf und Bär des Waldes.

14.

Sobald Stille in die Wellen des Sees trat, eilte Von Matt, der Regierungsstatthalter, gen Uri. Auch aus entlegenen Gegenden zog die Macht des Mitleids Beistand dahin. Die Regierung weihte ihre Sorgen dem Troste der Urner. Es wurden Maasregeln zur Wiedererbauung des eingeäscherten Fleckens ergriffen. Viele sammelten Geld unter sich, den Elenden zu helfen, und durch ihr Beispiel die Nation zu ermuntern.

Aber über Altorfs Schutthügeln ward die Fahne des Aufruhrs erhoben.

Der Erzherzog Karl hatte schon in den letzten Tagen des Märzes den französischen Feldherrn Jourdan geschlagen, und im Verfolg seiner Siege Schafhausen erobert, Eglisau im Kanton Zürich besetzt. Gleiche Niederlagen erfuhren

die fränkischen Heere in Italien, wo die kaiserlichen Feldherren Kray, Melas und der russische Oberbefehlshaber Suwarow bis Mailand siegreich vorgedrungen, mit dem rechten Flügel ihrer Heere an die südliche Schweiz streiften.

Schon am 25. April erschienen Bauern des Reußthales mit der alten Urnerkokarde, schwarz und gelb, und liefen bewaffnet in Soldatenkleidern mit gelben Aufschlägen zusammen. Der Regierungsstatthalter Von Matt, welcher zur Dämpfung des Aufstandes herbeigeeilt war, ward mit Steinen geworfen. Die Bauern hielten am 26. April Landsgemeinde. Laien und Priester forderten das Volk zum Kreuzzug gegen die Franzosen auf.

An die Spitze der Urner schwang sich ein junger, fantastischer Mann, Namens Vincenz Schmid. Mit einigen doch wenig gebildeten Anlagen des Geistes verband er einen Familienstolz, dessen Ansprüche ans Abentheuerliche rührten und Gemüthsverwirrung ahnen liessen. *) Retter des Vaterlandes zu werden, ermahnte er in hochtrabenden Reden, die Waffen zu ergreifen, und mit „den sieggewohnten, alten uranischen Harsten die Bezwinger Europens zu strafen".

---

*) In schwülstigem Style hat er die Geschichte von Uri beschrieben.

Die unbedeutende Zahl der Franken, in den Dorfschaften des Thals, ward mit leichter Mühe gegen die Ufer des Sees getrieben, wo sie, mit einer Kompagnie waatländischer Milizen vereint, den Hafen von Flüelen besetzte.

Die Landleute sahen sich Meister des Landes. Ihr Drohen mit Mord und Brand zwang alle Gemeinden, auch solche, welche der Regierung treu zu bleiben beschlossen hatten, zum Panier des Aufstandes überzutreten. Vincenz Schmid nahm mit hohem Gefühl die Würde des Feldherrn, besetzte die von den Franken und Waatländern endlich verlassenen Seeufer, und sandte Boten gen Schwyz und Glarus, Wallis und Leventina, seine Siege zu verkünden.

Aber Zug und Schwyz waren schon durch die Erscheinung des Soultschen Heeres zum Gehorsam zurückgeführt. Auch in Wallis wurde von fränkischen und waatländischen Schaaren glücklich gegen die regellosen Haufen der Empörer gestritten.

Vincenz Schmid, berauscht von der Hoffnung hohen Ruhmes, wich aber von der gefährlichen Bahn nicht, wiewohl seine „uranische Armee", deren Glieder weder Gehorsam noch Ordnung kannten, ihm das Glück des Wagestücks zweifelvoll genug machte.

Schwyz sandte eine feierliche Ermahnung an Uri,

die Waffen zu strecken. Es meldete den Urnern, daß die Franken, vergessend des vergossenen Bluts ihrer Brüder, den Boden von Schwyz betreten hätten. „Kein Blut", spricht der Aufruf, „ward fürder vergossen. Religion und Menschlichkeit hatte unsern Rausch verdrängt; und die beleidigten Franken nahmen, als Freunde und Brüder, wieder Besitz von den Posten, aus denen sie nicht Feindschaft und Bosheit, sondern Unsinn vertrieben hatten. — Ihr, unsere Freunde und Brüder! ihr seid nun der Gegenstand unsers Kummers, unserer ängstlichen Besorgniß. Wir sind durch die wundervollste, ewiggepriesene Wirkung der Vorsehung gerettet, aber ihr schmachtet noch unter dem eisernen Szepter eines Vorurtheils und einer Hoffnung, die euch zum Untergange führen muß!"

Um dieser Ermahnung Kraft zu geben, war sie von den angesehensten Männern des Schwyzer-Landes (ausser dem Unterstatthalter Businger, vom Altlandammann Schuler, Altlandammann Weber, und Altlandshauptmann Aloys Reding) unterzeichnet, deren Namen auch das Volk von Uri ehrte.

Doch erreichte sie ihr Ziel nicht. Die Widerspenstigsten von Zug und Schwyz waren in Haufen hieher geflüchtet. Ihre Rotten vermehrten die Wildheit des Volks, welches sich von den Wellen

eines unsichern Sees, und den höchsten Gebirgen umgeben, unüberwindlich wähnte.

Am 8. Mai erschien Soult mit seinem Heere auf einer kleinen Flotte vor den Gestaden von Uri. Vincenz Schmid, düster und sich selbst widersprechend, eilte dahin, die Vertheidigung zu übernehmen. Am Fuß des Gebirges, zwischen Flüelen und der Kapelle Wilhelm Tell, stand sein Vorposten. Der erste Kanonenschuß, welcher von den fränkischen Schiffen gegen das Ufer rauschte, endete Leben und die kriegerische Laufbahn des jungen Mannes. Die Franken landeten. Fechtend zogen sich die Aufrührer durchs Thal zurück gegen den Fuß des Gotthard. Immer kämpfend folgte der Sieger.

Beim Dorfe Wasen, inner den Schluchten, durch welche die Bergstraße zwischen Felsen und ungeheuern Wäldern zum St. Gotthard hinanschlängelt, sammelten sich die Flüchtigen. Sie thaten den Schwur der Verzweiflung, bis auf den letzten Mann Gegenwehr zu leisten. Ihrer aber, nebst allen Ausgewanderten von Zug, Arth, Schwyz und Unterwalden, und zweihundert Landleuten des Livinerthals, waren nicht mehr denn gegen 900 Mann.

Soult griff sie am folgenden Tage (den 9. Mai) in der Gebirgsenge bei Wasen an. Während des Gefechts kamen 400 Walliser mit fliegenden Fahnen den Urnern zum Beistand, doch siegte

der Franken Tapferkeit und Kriegserfahrung. Die Insurgenten flohen, nach hartnäckigem Gefecht, bergauf, und mit dem Entschluß, die Teufels-Brücke, welche zwischen schroffen Felsenwänden über der schäumenden Reuß schwebt, abzuwerfen. Aber bewaffnet erschien hier das Volk des in jenen Höhen befindlichen rauhen Thales von Urseren, und wehrte die That ab.

Die Empörten, welche nach so viel unglücklichen Gefechten kaum noch 500 Streiter zählten — denn die Walliser hatten muthlos den Rückweg in ihre Heimath genommen — verschanzten sich eine halbe Stunde über Hospital, noch an den äussersten Höhen des wegsamen Gotthard, zwischen Seiden- und Baumwollenballen und andern Kaufmannsgütern, welche daselbst der Unruhen willen liegen geblieben waren. Aber auch aus dieser kostbaren Umwallung wurde der verzweifelte Haufen, nach langem Widerstande, vertrieben; es war am 12. Mai. Die Flüchtlinge zerstreuten sich in die Thäler der italienischen Schweiz, wo sie sich, doch mit gleichem Unglück, zu den Rotten dasiger Empörer gesellten.

Des kaiserlichen Heeres fortdauerndes Kriegs-Glück, das Getümmel der Empörung weit umher im Hochlande, reizte auch in Nidwalden, mitten unter Ruinen, das Landvolk noch einmal zu Versuchen der Rache.

Ein armer Kerl, welcher ehemals als Soldat, nachher mit Feuerschwamm und Schwefelhölzern, als Landstreicher sein Leben gefristet hatte, gemeinlich Zundel-Nazi geheißen, ward jetzt der Held der Bühne. *) Er hatte schon am 9. Herbstmond bei Stansstaad den Nidwaldnern Beweise kriegerischer Geschicklichkeit gegeben. Er war's, der damals das Feuer ihrer Batterien gegen die Franken glücklich geleitet, und den Kampf zum großen Nachtheil des Feindes verlängert hatte.

Jetzt, als in den Gebirgen das Horn des Aufruhrs überall scholl, faßte er den Gedanken, Stans in das blutige Abentheuer des allgemeinen Aufstandes zu verwickeln. Gerüchte, welche finstern Ereignissen, wie Wirbelwinde an schwülen Tagen den Ungewittern, voranzuziehen pflegen, bereiteten die Gemüther vor. Viele junge Leute waren geflüchtet, weil man sagte, sie würden ausgehoben, und unter die fränkischen Truppen gemischt werden. Andere hatten sich ihnen in Hoffnung ergiebiger Beute und glänzender Rache zugesellt, weil es hieß: die Franzosen würden überall geschlagen, überall verjagt, und so müsse Jedermann aufstehen und wider sie streiten.

Zundel-Nazi sammelte aus diesen Flücht-

---

*) Sein wahrer Name war Ignaz Odermatt; sein Geburtsort Thalwyl in Nidwalden.

lingen eine kriegerische Rotte auf der Höhe des Gebirgs, im Dorfe Emmetten an den Urner Grenzen. Man lebte lustiges Leben, stellte Posten aus und beobachtete die Bewegungen freundlicher und feindlicher Schiffe auf der weiten Fläche des Waldstätter Sees. Viele stiegen aus Nidwalden hinauf gen Emmetten, von Neugier gereizt, die „Zundelarmee“ zu sehn, und wurden geworben, Waffen zu tragen, oder den Aufstand im Thale zu bereiten durch Verheißung und Drohung. Der Befehlshaber selbst hatte sich an Vincenz Schmid in Uri geschlossen, um durch solche Verbindung sein eigenes Ansehen bei der Bande zu stärken, welche er beherrschte. Auf dessen Geheiß hielt er die Höhen von Emmetten ferner besetzt. Doch drohte er oft gen Stans hinab, daß er den Flecken einnehmen und die Obrigkeiten „auf andere Gesinnungen“ bringen würde.

Die Keckheit dieses Mannes flößte den Nidwaldnern Vertrauen ein, und Trotz gegen die Beamten, welche die alte Anarchie wieder zurückkehren sahen. Nur Ludwig Kaiser der Unterstatthalter blieb sich in seiner Entschlossenheit gleich. Er vernahm von nächtlichen Zusammenkünften in den Häusern der Mißvergnügten, in abgelegenen Ställen und Hütten. Er vernahm von ihren mörderischen Anschlägen, und wie die

Landleute in den höchsten Alpen verborgen gehaltene Gewehre und Munition hervorsuchten.

Um neuen Gräueln vorzubeugen, griff er zu den letzten Mitteln. Er ließ Verhaftungsbefehle gegen diejenigen ergehen, welche durch aufrührerischen Ton sich am meisten auszeichneten; und, von höhern Gewalten bevollmächtigt, proklamirte er die Todesstrafe gegen Alle (1. Mai), welche ihre verheimlichten Waffen nicht binnen 24 Stunden abliefern würden.

Die Verhaftung eines gewissen Johannes Waser und seiner Magd, wegen meuterischer Reden und Aufmahnungen, hätte den Aufstand fast zu gleicher Zeit, als er in Schwyz ausbrach, in Nidwalden erneuert, wenn der Unterstatthalter nicht durch Nachgiebigkeit den Sturm abgeleitet haben würde.

Es versammelten sich in der letzten Nacht Aprils zu Beggenried die verschwornen Landleute bewaffnet. Hier ward beschlossen, gen Buochs zu ziehen, wo ähnliche Versammlung gehalten ward, und vereint mit derselben in der Morgenfrühe „Stans zu überfallen, den gefangenen Johannes Waser zu befreien, die republikanischen Beamten zu zwingen, ihre Stellen niederzulegen, und im Falle sich die Einwohner von Stans ihnen zur Wehre stellen würden, den durch

die Franken verschonten Ueberrest des Fleckens in Brand zu stecken.“*)

Mit diesem gräßlichen Vorsatz eilten die Verschwornen gen Buochs. Hier aber hatte man schon erfahren, daß der Unterstatthalter den Johannes Waser in Freiheit gesetzt habe. Die Versammlung war darauf auseinander gegangen mit dem Beschluß, daß wenn jemals eine ähnliche Verhaftnehmung geschehen sollte, man sich widersetzen, Sturmzeichen geben und den Flecken Stans verheeren werde. Das Nämliche solle geschehen, falls fränkische Truppen ankommen würden. Auch verband man sich feierlich, nicht nur die Angreifenden, sondern selbst alle diejenigen niederzumachen, welche sich nicht thätig zeigen würden. **)

Die von Beggenried, da sie sich allein sahen, kehrten wieder zurück. Eben so lösete sich, aus gleichen Ursachen, eine Versammlung Bewaffneter im Tabletenstall zu Thalwyl auf.

Der Unterstatthalter Ludwig Kaiser hatte

---

*) Die Erzählung von den Nidwaldner Unruhen im Frühjahr 1799 ist aus den Akten des Distriktsgerichts Stans gezogen. Die Wahrheit des Verschwörungsplans zu Beggenried ward durch zwei übereinstimmende eidliche Zeugsame bekräftigt.

**) Aus den von der Gerichtskommission zu Stans im Mai 1799 aufgenommenen Verhören geschöpft.

durch Entlassung der Gefangenen zwar die Landschaft gerettet; aber die Ruhe war nur scheinbar. Er unterrichtete die Regierung und forderte schleunigen Beistand.

Dem Vollziehungsdirektorium war an der Sicherung Nidwaldens Alles gelegen.

Es eilten Truppen auf Stans, theils um den Gehorsam dieses Bezirkes herzustellen, theils um den Angriff des Generals Soult auf die Insurgenten in Uri zu unterstützen.

Zundel-Nazi verließ mit seinen Freiwilligen das Hochgebirg, stieß zu dem Heerhaufen des Vincenz Schmid, und verlor sich ruflos in der Menge der übrigen Flüchtlinge.

Ludwig Kaiser, der Unterstatthalter, aber, sobald er seinen Befehlen durch bewaffnete Macht Wirksamkeit geben konnte, säumte keinen Augenblick, sich der Widerspenstigen, wo er sie erblicken mochte, zu versichern. Binnen wenigen Tagen waren alle Gefängnisse mit Leuten angefüllt, welche entweder Glieder geheimer Verschwörungen, oder mit Waffen erblickt worden waren, nachdem schon Todesstrafe auf ihre Nichtablieferung gesetzt gewesen.

Die Lage der helvetischen Republik ward inzwischen mit jedem Tage bedenklicher. Schon war das fränkische Hauptquartier bis Zürich zurückgezogen. In den Gebirgen schlug man noch

fortdauernd mit den Empörten; und die unzähligen Verhaftungen schienen das Uebel mehr zu erweitern, als zu heilen.

Unter diesen Umständen ernannte mich das Vollziehungsdirektorium am 14. Mai zum Regierungskommissär, mit Befehl: „in Nidwalden durch kraftvolle Vorkehrungen den Gesetzen die gehörige Achtung zu verschaffen, den Muth der Patrioten zu unterstützen, und dadurch den Uebelgesinnten jede Hoffnung zu benehmen, jemals zum Zweck ihrer Anschläge zu gelangen.“

Dritter Abschnitt.

1.

Ehe ich die Erzählung von dem beginne, dessen Augenzeuge ich in einem Theil der gebirgischen Schweiz selbst ward, sende ich ein kurzes, doch treues Gemälde des Geistes voraus, welcher die junge Republik des umgeschaffenen Helvetiens beherrschte, nachdem sie kaum ihr erstes Jahresfest feiern konnte.*) Der Leser, indem er die Stim-

*) Dies Gemälde ist meistens wörtlich aus den Amtsberichten der obersten Kantonsbehörden an das Vollziehungsdirektorium, am Schlusse des Jahres 1798, gehoben worden.

mung aller Schweizerkantone vor dem Einmarsch des kaiserlichen Heeres in Helvetien erkennt, sieht den Nebel von den Quellen vieler Ereignisse verschwinden, welche nachmals den Blick des Beobachters verwirrten, und die Welt mit falschen Urtheilen erfüllten.

Im Ganzen war die große Masse des Volks gleichgültig gegen die alte und gegen die neue Staatsverfassung, weil es beider Zweck und Werth zu wenig kannte, und nur einzelne Theile derselben, auf seine eigenthümlichen Verhältnisse beziehend, würdigte. Derer, welche aus Grundsätzen, oder unedlern Rücksichten, die alte Ordnung, oder die neue, mit Geräusch verfochten, waren bei weitem der geringere Theil der Nation. Ihre Thätigkeit setzte die trägen Massen nur von Zeit zu Zeit in Bewegung. Welche den rohen, auf das augenblickliche Bedürfniß gewandten Neigungen, und den Vorurtheilen und dem Lieblingswahn des großen Haufens am besten zu schmeicheln verstanden, hatten den zahlreichern Anhang. *)

Im Kanton Luzern wünschte der Landmann auf keine Weise die ehemalige Verfassung zurück. Einem guten, aber unerzogenen Kinde ähnlich,

---

*) Rengger, Minister der innern Angelegenheiten, in seinem Bericht an die Regierung, über die Lage der Republik, Monat November 1798.

hatte er die häuslichen Tugenden seiner Vorfahren, ohne deren republikanischen Sinn und heldensinnige Liebe des Vaterlandes, geerbt. Religionskultus und Eigennutz, Furcht vor Umsturz der Altäre, Abgaben an den Staat, lähmte die Theilnahme der Menge an Begünstigung der neuen Staatseinrichtung. *)

Auch der Landmann des Kantons Solothurn hatte gleiche Furcht vor Auflagen. Die stattlichen Gehalte, so die höchsten Behörden der Republik sich selbst mit freigebiger Hand bestimmt hatten, schienen die Sorgen des Volks zu bestätigen. Indem also viele den ehemaligen Zustand heimwünschten, forderten von der andern Seite die Gemeinden in der Nähe der vormals herrschenden Stadt strengere Gleichheit mit deren Bewohnern. Schwer hielt es, das Volk überall gehörig zu belehren. Der größte Theil der Agenten (vom Unterstatthalter ernannte Beamten der vollziehenden Gewalt in den einzelnen Gemeinden) arbeitete mit Schlaffheit und Unwillen, weil keine Besoldung für seine Bemühungen statt fand. **)

Im Kanton Linth, zu welchem das Land

*) Bericht des Regierungsstatthalters Rüttimann. Monat Oktober.

**) Zeltners, Regierungsstatthalters von Solothurn, Bericht. Monat Oktober.

Glarus, und die Bezirke von Rapperswyl, Werdenberg, Mels, Neu St. Johann und Schännis gezählt wurden, fehlte fast gänzlich ein der neuen Verfassung zugewandter Sinn. Die vornehmsten Ursachen davon waren theils Verdruß über Verlust alter Hoheiten, Gerechtsame und Landesgemeinden, theils Gewohnheit an vormaligen Einrichtungen, Ortsgeist, gekränkter Stolz reicher Geschlechter, Zunftgeist und Monopoliensucht der Kauf- und Handelsleute, dabei gänzlicher Mangel der Industrie und guter Erziehungsanstalten.*)

Den Kanton Säntis, welcher die Rhoden des Appenzell, die Landschaften von St. Gallen, Toggenburg und Rheinthal umfing, sah man von Parteien zerrissen, welche aus der ehemaligen Verfassung in das Gewühl der Revolution mit verdoppeltem Grimm übergegangen waren. Die reformirten Gegenden waren beinahe durchaus für die neue Konstitution, aber die katholischen zitterten noch vor den nachtheiligen Folgen des Bürgereides auf ihre Seligkeit. Ihren Priestern getreu, und meistens so unwissend, daß von mehrern hundert Landleuten kaum einer selbst lesen konnte, mußten ihnen die Geistlichen Vorleser und Ausleger der neuen Gesetze werden. Wie

*) Heer, Regierungsstatthalters vom Kanton Linth, Bericht vom Oktober und Dezember.

nun diese, so mannichfach gekränkten, Diener der Kirche erklärten, glaubten die gutmüthigen Laien.*)

Im Waatlande weihete man seinen Gehorsam allen Verordnungen. Doch lebhafter Enthusiasmus für die Konstitution gebrach auch hier, und zwar aus Ursachen, welche denen in andern Theilen Helvetiens ganz entgegengesetzt waren. Man forderte unentgeldliche Aufhebung aller Feudallasten, und hatte sie von der Revolution als eine der ersten Früchte erwartet. Die Loskäuflichkeitserklärung der Lasten, welche noch vor Kurzem als Wohlthat angesehen worden wäre, galt nun einer Tirannei gleich. Dazu kam Unzufriedenheit derer, welche sich durch die Aufhebung der kleinen Ortsvorrechte verwundet fühlten, oder den Werth ihrer Gemeindsbürgerschaften sinken sahen.**)

Basel, die Stadt, welche nur aus Furcht in den Strom der Revolution getaucht hatte, theilte nicht mit dem Volke ihrer Landschaft die Freude an den großen Umwandlungen. Zwar zählte sie auch in ihren Ringmauern manchen ent-

*) Bericht des Regierungsstatthalters Bolt, vom September.

**) Polier, Regierungsstatthalters des Kanton Leman, Berichte vom Monat Oktober und November.

schiedenen Republikaner, aber mehrere noch erblickten in dem Waffenglanz der neuen Koalition und der aus dem tiefsten Norden durch Europa ziehenden Russen die Morgenröthe ihrer alten Herrschaft wieder. — Unter der mittlern und ärmern Klasse der Handwerker aber entspann sich vorzüglich Furcht wegen gänzlicher Aufhebung der Innungen und Zünfte, nnd Einführung der Gewerbsfreiheit. *)

Der Kanton Bern seufzte vornehmlich über Druck vom fränkischen Kriegsvolk. Die Stadt bedauerte ihre verlorene Hoheit. Viele schwebten in Angst vor dem nahen Kriege; viele hingegen erwarteten von seinem Ausgang zuversichtliche Herstellung der alten Rechte des Patriziats. **)

Das Volk des Berner Oberlandes fing an, sich dem Neuen anzuschliessen. Doch mit den Schildworten Freiheit und Gleichheit knüpften die Landleute gar fremdartige Begriffe zusammen. An manchen Orten war ihnen Freiheit die Erlaubniß aller Willkühr, und Gleichheit die Vertheilung des Staats- und Gemeindsvermögens. Der Bürger, welcher nun seine Vorsteher aus

---

*) Schmid, Regierungsstatthalters von Basel, Bericht vom Oktober und November.

**) Bericht des Regierungsstatthalters von Bern, vom Dezember.

eigener Mitte wählen konnte, und sie nicht mehr von Gott eingesetzt glaubte, fand, daß er über sie erhaben, und berechtigt sei, ihnen nur dann zu gehorchen, wann ihre Befehle eben mit seinen Meinungen und Bedürfnissen zusammenträfen.*)

Im Aargau war des Volkes Abneigung gegen die neue Ordnung der Dinge durch die unaufhörlichen Durchmärsche, Requisitionen und harten Behandlungen vom fränkischen Kriegsvolk fast allgemein worden. Die Gemeinde Lenzburg allein hatte binnen sieben Monaten 80,000 Mann Einquartierung gehabt. Daher fanden die Volksaufwiegler Gehör und Glauben, die Worte der Regierung verschlossene Herzen. Doch mehr, als auf dem Lande, wehte noch in den Städten republikanischer Geist. Aarau, Aarburg und Brugg inzwischen übertrafen Lenzburg und Zofingen in Kraft und Dauer freier, nicht nach dem vergangenen Zustand zurückschmachtender Gesinnungen.**)

Des Wallis fünf deutsche Bezirke, deren Volk ehemals bei demokratischer Verfassung über Unterwallis gebot, beklagten die eingebüßte Maje-

---

*) Jonell's, Regierungsstatthalter vom Kanton Oberland, Bericht vom Oktober.

**) Bericht des Regierungsstatthalters Feer vom Aargau. Vom November.

stät und Ungebundenheit. So schmerzlich ihnen die Trennung von alten Uebungen gewesen, eben so lebhaft war nach denselben das Heimweh. Alles fürchtete man von der Fortdauer der helvetischen Republik: Zerstörung der Religion, Entführung der jungen Mannschaft zu fernen Kriegen, Verarmung durch Uebermaas der Abgaben. Nur die Söhne reicher und gebildeter Geschlechter fanden mit Vergnügen in der stellvertretenden Regierungsart Schirm gegen der Geistlichen Gewalt und gegen die souveränen Launen des Volks. *)

Die Gelände von Baden und Schafhausen theilten aller andern Kantone Besorgnisse und Hoffnungen, ohne sich durch Thätigkeit weder für noch wider die Sache der Staatsverwandlung zu bezeichnen. Stilles Ergeben in den Gang der Schicksale schien in diesen Gegenden aller Bürger Wahlspruch zu sein, so daß weder die Umtriebe der Priester inner den Grenzen Badens, noch die Eifersucht der Landleute gegen die Stadt Schafhausen, auffallende Ereignisse bewirken konnten.

Ein rüstigeres Volk, voller Gährung und wilden Zwietracht, beherbergte der Kanton Zürich. Der Landmann, in alter Fehde mit der

*) Derivaz, Regierungsstatthalter des Wallis, vom Oktober und Dezember.

sonst gebietenden Stadt, wachte hier eifersüchtiger über die neuempfangenen Rechtsame; die Stadt äusserte unverhohlener ihren Zorn gegen die Staatsumwälzung. Beider Theile Erbitterung schlug jeden Tag tiefere Wurzeln. Wenn aber auch die Bewohner des Landes zuweilen ihre Klagen in die der Stadt gegen die Regierung mischten, so geschah es wegen Unverständlichkeit der Gesetze, oder gegen allzugroße Kriegeslasten, oder gegen Sorglosigkeit der Regierung, wenn sie „Aristokraten" oder Feinde der nunmehrigen Staatsordnung in Aemter und Würden hob. *)

In den italienischen Kantonen Lugano und Bellinzona dauerte noch immer, wiewohl schwächer, der in den ersten Monden der Revolution entstandene Parteizwist zwischen denen fort, welche das Land jenseits der hohen Alpenkette an den jungen Freistaat Cisalpinien schliessen, und denen, welche der helvetischen Republik angehören wollten. Das Volk selbst nahm an den Umtrieben der Parteiführer freilich nur geringen Antheil. Bei des Landes großer Armuth fühlte es nur den harten, ungewohnten Druck des fränkischen Militärs. — Laut erhob es seine Klagen, wozu sich, wie überall in Helvetien, die Furcht

*) Pfenninger, Regierungsstatthalters des Kantons Zürich, Bericht vom Oktober und November.

vor gewaltsamer Aushebung der jungen Mannschaft zum Kriegsdienst mischte, und der Priester schreckliche Weissagung vom nahen Untergang der Religion.

So herrschte in Helvetien kein Gemeingeist, kein allgemeines Sehnen zur Rückkehr nach dem untergegangenen Staatsverhältniß, aber auch keine Liebe für die neue Verfassung. Was die Völkerschaften seit einem Jahre verloren, und was sie empfangen hatten, war nicht ihres Willens gewesen. Nur in dem Einzigen stimmten alle überein, daß die Beherbergung eines fränkischen Heeres unerträglich sei, und daß die Zentralregierung, unvertraut mit dem Geist der Nation, allzuschonungslos deren Vorurtheile und Meinungen verwunde.

2.

Von einem meiner ehemaligen Zöglinge, Johannes Denz von Chur, als Sekretär begleitet, trat ich am 15. Mai ans Ufer von Stansstaad, und unter die Ruinen dieses Dorfes. Man war schon mit dem Bau des obrigkeitlichen Waarenhauses und der zwischen hier und Stans zerstreuten Heuställe ziemlich vorgerückt. Hin und wieder sah man Leute im Schutte der Haustrümmern wühlen.

Im Sommer 1796 hatte ich diese Landschaft in ihrer ganzen Lieblichkeit erblickt, jetzt in ihrer

Verödung. Links und rechts Aschen- und Steinhaufen, vielleicht Gräber der Unglücklichen, welche das Opfer ihrer Unwissenheit und Schwärmerei geworden waren.

Während wir mit Schmerz bei jenen traurigen Gegenständen verweilten, konnten wir doch nirgends in den Gesichtern, die uns begegneten, Spuren einer Schwermuth wahrnehmen, wie wir sie erwarteten. Auch späterhin hatte ich oft Gelegenheit, die gefühllose Gleichgültigkeit der Landleute beim Anblick ihres Elendes zu bemerken.

Aber dieser Stoizismus, weit entfernt, die Folge stolzer Seelengröße oder gewaltiger Leidenschaft zu sein, wie Dichter und hochherzige Flugblätter gern glauben machen wollten, schien mir selbst nicht einmal Frucht der Gewöhnung an den Bildern des Elends zu sein. Abwesenheit jenes Gefühls, welches an fremder, wie eigener Noth mit Wärme Theil nimmt; Unbehilflichkeit des Vorstellungsvermögens, welches nicht mit Gewandtheit Ursachen und Folgen, Vergangenheit und Zukunft verknüpfen, noch die Masse des Uebels in allen seinen Theilen, als erschütterndes Ganze, überschauen kann; Kleben am Bedürfniß des Augenblicks — bewirken bei ungebildeten Völkern, was wir an veredelten Menschen als erhabene Kraft bewundern.

So sehr können Rohheit und Armuth für die

schönsten Empfindungen der Freundschaft, Liebe und Dankbarkeit den Sinn abstumpfen, daß man gelassenern Muthes den Verlust geliebter Verwandten, als den Verlust einiger Geldstücke erträgt. In mancher Hirtenfamilie wird der Tod der einzigen Milchkuh lebhafter und länger beklagt, als der Tod einer Mutter oder Hausfrau; in mancher wird der Reinlichkeit und Gesundheit des Viehes bei weitem mehr Sorgfalt, als dem Wohle der eigenen Kinder gewidmet. Bei Halbwilden steht das thierische Bedürfniß höher, als das Heiligste des Herzens; das Nützliche höher, als das Sittliche; der Gewinn des Augenblicks höher, als die Tugend.

„Und wären noch zweimal mehr Menschen drauf gegangen, wenn die Franken nur nicht Feuer angelegt hätten!“ sagten mir zuweilen die Landleute in Nidwalden, wenn ich mit ihnen über die Folgen des Aufruhrs sprach. Vielleicht trugen ihre religiösen Meinungen über die Seligkeit der Verstorbenen auch zur Gleichgültigkeit gegen das Schicksal derselben bei. Inzwischen herrschte zu meiner Verwunderung unter den noch lebenden Unglücksgefährten weniger Eintracht, als ich zu finden hoffte. Statt brüderlicher Unterstützung entdeckte ich Mißgunst von Mann zu Mann, von Gemeinde zu Gemeinde. Man verkleinerte sich gegenseitig; man weigerte

sich oft lieblos, die Hand zu leihen, wo sie dringend nothwendig war.

Sobald ich in Stans mich mit den Obrigkeiten des Bezirks in Verbindung gesetzt hatte, war das erste Geschäft, auf die Gefangenen Rücksicht zu nehmen, welche alle Gefängnisse füllten. Es waren ihrer über dreißig Personen, von welchen der größte Theil, wegen politischer Verbrechen, an das zu Rapperswyl niedergesetzte Kriegsgericht abgeführt werden sollte. Die meisten derselben waren unbeweibte, vermögenslose Menschen, welche den Aufstand als Erwerbsmittel behandelt zu haben schienen. Ich ließ die Wegführung dieser Menschen verzögern, durchlas die über ihre Vergehen vom Gericht angefertigten Akten, und das Vollziehungsdirektorium verwandelte nicht nur auf meinen Vorschlag die gesetzliche Todesstrafe der Aufrührer in Kriegsdienst unter den helvetischen Hilfstruppen, sondern gestattete auch den unter ihnen befindlichen Hausvätern, in der Heimath zu verbleiben.

Noch aber befanden sich im Lande über hundert andere Verbrecher gleicher Art, welche, bewaffnet oder unbewaffnet, mehr oder minder thätig, den geheimen Zusammenkünften der Verschwornen zu Buochs, Beggenried, Emmetten, Thalwyl, in der Knyri, zu Ennetbürgen und zu Wolfenschiessen

auf Alzelen beigewohnt hatten. Die Regierung bewilligte, daß diese Strafwürdigen mit so geringen Geldbußen durch das Distriktsgericht belegt wurden, daß der am Schuldigsten Befundene nicht mehr denn 30 Gulden, und die minder Strafbaren nur 6 Gulden zu erlegen hatten. Ihrer waren 119 Personen.

Indem sie durch die ausgesprochene Strafe von der Furcht wegen des noch bevorstehenden Schicksals befreiet wurden, hoffte ich diese durch unerwartete Gelindigkeit zu freundlicherm Sinn zu leiten. Sie legten in meine Hand das Versprechen ab, gehorsam, friedfertig und still zu leben; und so viel ich mich erinnere, blieb jeglicher seines Gelübdes mit Dankbarkeit eingedenk, und gab mir späterhin keinen Anlaß zu Klagen. Manche derselben waren durch diese Milde so bewegt, daß sie mit Thränen im Auge vor mir niederfielen, meine Hände küßten und ihre Reue bezeugten. Ich würde dieser Selbstdemüthigung hier nicht gedenken, die ich von keinem freien Landmanne Unterwaldens erwartet hätte, wenn solche Züge nicht wesentlich zur Bezeichnung dieses Gebirgsvolkes dienten.

Zwar wurde mir von verschiedenen Seiten solche Milde als unkluge Schwäche vorgeworfen. Zwar drohte man, daß eben diese Leute die ersten sein würden, welche die alten, blutigen Händel

erneuern, und undankbar meine Nachsicht zur Quelle unsäglicher Uebel verwandeln würden. Allein ich hatte niemals Ursache, mein Verfahren zu bereuen. Ich begnügte mich, nur gegen sehr Wenige Strenge zu üben; aber diese Wenigen waren solche, deren sittlicher Lebenswandel, auch ohne Rücksicht auf politische Meinung, rügenswerth war.

Rohe, kraftvolle, durch harte Schicksale zu leidenschaftlicher Verwilderung hingerissene Gemüther können durch Druck und Verfolgung nur erbitterter und verzweiflungsvoller werden; menschenfreundliche Theilnahme an ihrem Verhängnisse kann sie allein zur Versöhnung und Ruhe zurückleiten, wenn von der andern Seite Klugheit und Stärke gepaart, Empörungsversuche im ersten Keime tilgen.

Man muß die größte Behutsamkeit in Wahl der Strafarten sogenannter revolutionärer Verbrechen anwenden. Der machthabende Staatsmann vergißt gar oft, daß er, durch einen leichten Fingerdruck im Mittelpunkte der ungeheuern Staatsmaschine, Zentner emporschnellt; und daß unter dem sanften Zuge seiner Feder Geschlechter weinend an den Bettelstab stürzen. Er aber sieht nicht die Zentnerlasten, nicht die Thränen und Bettelstäbe, und hält sich selbst für mäßig, weise und gerecht!

Niemand, der seiner Meinungen willen duldet, glaubt Verbrecher zu sein. Denn so lange er für dieselben duldet, hält er sie noch für Wahrheiten und jeder Aufopferung würdig. In seinen Augen ist derjenige der Verbrecher, welcher ihn leiden läßt; der Duldende ist Märtirer.

Alle Strafen der Welt können keine Ueberzeugungen ändern. Der Arm des weltlichen Richters reicht nicht hinüber in das Gebiet des Gewissens; dahin erstreckt sich nur Lehre des Bessern.

Es ist also zwecklos, irgend einen Bürger wegen seiner politischen Meinungen zu strafen, oder gar (ungesetzlich) zu verfolgen. Der Verfolger ist ein Narr oder Bösewicht. Der Staatsmann hat nur dafür zu sorgen, daß der Irrthum des Bürgers die öffentliche Ordnung nicht zerstöre. Er darf nur Handlungen strafen. Aber kaum wird man behutsam genug in Ausfindung glücklicher Strafmittel für diese sein können, weil der Märtirer sich nie so sehr wegen seiner Handlungen, als vielmehr um deren Ursachen, der Meinungen willen, gestraft glaubt, und weil jeder Meinungsgenosse des Märtirers sich in ihm mitgestraft sieht, ob er gleich nicht dessen Handlungen begangen hatte. Eine unvorsichtig ausgefällte Strafe erbittert daher nicht nur den Dul-

denden, sondern alle seine Glaubensgesellen; und stiftet des Uebels mehr, als sie vernichtet.

Noch weniger darf eine Strafe mehr Personen verwunden, als Verbrecher sind. Alle Verurtheilungen in Masse sind wahrhafter Bürgerkrieg mit den Waffen der Justiz geführt, von der Vernunft mißbilligt, vielleicht aber leider in dieser Welt voller Mängel eben so unausweichlich, als jeder andere Krieg.

Zuweilen ist nichts so fähig, die Schwärmerei in ihren Wirkungen zu entkräften, als Anwendung des Lächerlichen. Ich bediente mich desselben, und jedesmal mit glücklichem Erfolge, gegen die geläufigen Zungen mancher Bäuerinnen von Unterwalden, deren Einfluß auf die Staatsverhandlungen dem Leser dieser Denkschrift nicht mehr unbekannt sein kann.

Als einsmals, während die Kaiserlichen schon in Uri Fuß gefaßt hatten, und Nidwalden ohne Besatzung war, mehrere zanklustige Weiber auf dem Platze von Stans über die nahe Ankunft der Oesterreicher und Russen jubelten, und ohne Rückhalt die künftigen Gegenstände ihrer Rache bezeichneten, ließ ich sie vor mich bringen. „Ihr wünscht," sagte ich, „die Ankunft der russischen und kaiserlichen Soldaten. Ich bedaure euch; sie

kommen so bald nicht. Um aber eure Ungeduld zu befriedigen, will ich euch von Posten zu Posten bis zu ihrem Lager schicken. Ihr habt eine halbe Stunde Zeit, euch mit dem Nöthigen zu versehen." Anfangs hielten sie meinen Einfall für Scherz. Als aber mehrere junge Leute von der Landwacht reisefertig und bewaffnet erschienen, sie zu begleiten und von mir scheinbar Verhaltungsbefehle erhielten, verwandelte sich der vorige Muthwille in Bestürzung und Wehklagen. Sie schworen unter Thränen, daß sie weder Oesterreicher noch Russen liebten. Ihr Geheul versammelte einen Haufen lachenden Volkes. Ich entließ die bekehrten Weiber endlich ihrer Angst. Verspottet kehrten sie heim, und wurden nie wieder laut.

Eine Bauersfrau von Emmeten, welche durch Lobgedichte auf die Empörung und durch Schmählieder gegen die neue Staatsverfassung den Zorn des Unterstatthalters verdient zu haben glaubte, und aus Furcht vor dem Gefängnisse lange in den Wäldern gelebt hatte, von ihrer Familie getrennt, ließ durch ihren Gatten bei mir um Verzeihung anhalten. Ich nahm keinen Anstand, die unglückliche Dichterin den Ihrigen zurückzugeben, nachdem sie in Versen die neue Ordnung gerühmt und den Aufruhr getadelt haben würde. Die dienstbare Muse gehorchte; der Hym-

nus erschien. Man lachte. Spott lähmte den Einfluß der Nidwaldner Sappho; und eine von Versen unglücklich gewordene Familie wurde wieder durch die Gefälligkeit der Muse gerettet.

3.

Die helvetische Regierung, welche zur Erhaltung der Staatseinheit geschworen hatte, bewies durch Planlosigkeit ihres Verfahrens, daß sie weder Fähigkeit besaß, solche zu gründen, noch zu handhaben. Ohne hier die Ursachen solcher Unfähigkeit zu enthüllen, begnüge ich mich, nur auf dasjenige hinzudeuten, was sie bei den so geheißenen kleinen Kantonen, zu welchen auch Unterwalden gehörte, verabsäumte, Staatseinheit zu befördern.

Schon oben berührte ich (Abschnitt II. 4.) das Nachtheilige der Zusammenschmelzung der vier Kantone Zug, Schwyz, Uri und Unterwalden in einen einzigen. Hätte man diese Gegenden, deren Einwohner gleiche Schicksale, Sitten, Kulturverhältnisse und Interessen hatten, nie als Ganzes beisammen gelassen, sondern getrennt, und mit andern Kantonen frühzeitig vermischt: sie würden minder der blutige Schauplatz aller Verheerungen geworden sein. Das Volk der Waldstädte wäre durch solche Trennung zu Aufrühren geschwächt; dem Direktorium die Wahl der Be-

amten erleichtert, und den Kantonalmagistraten und Gerichten der Orts- und Kantonsgeist entzogen worden.

Ein anderer Fehler der Regierung war, daß sie die höchsten Beamten der vollziehenden Gewalt in den Kantonen aus der Mitte dasiger Bürger wählte. Unzufrieden mit der neuen Verfassung, trug das Volk gegen die Vollstrecker derselben ungleich tiefern Haß gegen Einheimische, als gegen Bürger anderer Kantone. Der Fremdling, der keine andere Pflichten kannte, als diejenigen, so ihm das Gesetz gab, unverflochten in Familien- und Privatverhältnisse, welche den Einheimischen umspannen, ungekränkt von Vorurtheilen, welche gegen Ortsbürger rangen, konnte freier handeln, leichter Gehorsam und Achtung finden, und mit geringerm Aufwande von Kraft und Mühe nützlicher werden. Von Matt hatte, als Unterwaldner, mit der Ernennung zum Statthalter zugleich eine bedeutende Gegenpartei von verschiedenen Familien empfangen, welche ihm überall entgegenarbeiteten, und ihm, seines besten Willens ungeachtet, alle Uebel, welche das Land drückten, in Rechnung zu bringen suchten. — Ignaz Truttmann, welcher ihm in dieser Würde folgte, hatte als ehemaliger Unterthan des Standes Schwyz den Groll derjenigen wider sich, die er, als seine ehemaligen Obern, jetzt regieren

sollte. — Wie in den Waldstädten, war dies fast in allen Kantonen der Fall.

Von gleicher Zweckwidrigkeit waren auch die, wegen revolutionärer Vergehungen, angewandten Strafmittel. Immer zwar wird es den helvetischen Zentralregierungen ehrenvoll bleiben, daß sie ihr Vaterland nicht mit jenen Abscheulichkeiten befleckten, welche Frankreich geschändet haben. Selbst die mit dem Tode drohenden Gesetze wurden nie vollstreckt. Dem ungeachtet kann man andere Arten der Bestrafung, welche die Stelle von jenen ersetzten, nicht loben. Dahin gehörten die sogenannten Deportationen, und die Verbannungen in den heimischen Distrikt.

Die Deportation entfernte den Sünder von seiner Heimath, in welcher er durch sein Betragen gefährlich zu werden drohte; die Einbannung schloß ihn in deren engen Bezirk, wie in ein geräumigeres Gefängniß. Diese beiden Uebel, in ihrer Art ganz entgegengesetzt, hatten dennoch einerlei üble Wirkungen.

Beim Antritte meiner Sendung schollen mir die bittersten Klagen unzähliger Familien entgegen, deren Väter, Brüder u. s. w., als Geisel für die innere Ruhe des Landes, hinweggeführt waren.

Nach genauer Untersuchung ergab sich, daß

die Regierung schon vor meiner Ankunft Männer in diese Gegenden gesandt hatte, welche im Eifer, ohne allzuängstliche Wahl, Alles deportirt hatten, was ihnen gefährlich geschienen haben mogte.

Der Gebirgsbewohner scheut die Deportation wie den Tod selbst. Sie setzt ihn in eine fremde Welt. Erinnerung seiner leidenden Familie begleitet ihn. Seine häuslichen Umstände gehen zu Grunde. Ich selbst bin Augenzeuge von dem Elende und der zerrütteten Wirthschaft mehrerer Familien gewesen, deren Häupter entführt waren. Der Staat schlug mit dieser Strafe nicht den Strafbaren allein, sondern weit mehr noch viele Unschuldige, und sich selbst, indem er die Armuth seiner Bürger vergrößerte, und ganze Familien, die vorher unparteisam waren, gegen sich aufwiegelte.

Ich machte der Regierung den Vorschlag, die in Basel verhafteten Geiseln, gegen Bürgschaft für ruhiges Betragen, nach Nidwalden zurückkehren zu lassen. Gefährlich für die öffentliche Ordnung hätte plötzliche, gleichzeitige Loslassung aller werden können. Ich verwandte mich daher nur von Zeit zu Zeit bittend für einzelne. Die Regierung entsprach gern, und in kurzer Zeit befanden sich die Geiseln von Basel wieder in den Armen der Ihrigen. Da die meisten derselben

mehr Verdachtes, als wirklicher Vergehungen willen, fortgeführt worden waren, theilte ich um so ruhiger mit ihren Familien die Freude ihrer Heimkunft; und die Thränen, welche hier meine Hand trocknete, wurden mir Entschädigung für tausend andere Unruhen. Durch Liebe und Dankbarkeit der Erlöseten hoffte ich den Frieden des unglücklichen Nidwaldens sicherer zu stellen, denn durch Schreckmittel, und ich betrog mich nicht *). Mitten unter den traurigen Erinnerungen, welche mich aus jenen Tagen umschweben, labt mich noch der Rückblick auf jene Wehmuth und zärtliche Freude, da Gattinnen, Mütter, Brüder, Kinder die Heimkehrenden nach langer Trennung wieder an die Brust drückten.

Und du, edler Businger, menschenfreundlicher Pfarrer von Stans, der du so oft für die unglücklichen Deportirten bei mir sprachst, nimm von mir öffentlich den Dank für deine Tugend! Verkannt und unbelohnt von deinen Mitbürgern in der Heimath, genüge dir das Bewußtsein deiner Bemühungen um ihr Wohl. Hätte die Tugend keinen andern Genuß zu gewähren, als den,

---

*) Die sämmtlichen vor meiner Geschäftsführung nach Basel Deportirten waren bis zum August, also acht bis zehn Wochen nach meiner Ankunft in Stans, wieder befreit.

welchen Erkenntlichkeit der Sterblichen bereiten sollte, o so würde sie keine Bekenner mehr unterm Himmel zählen.

Mitten in Beschäftigungen um Nidwaldens Beruhigung, ereignete sich ein Vorfall, welcher die traurigsten Folgen hätte wirken können.

In den Kerkern der Festung Aarburg schmachteten zweihundert und fünfundfünfzig Gefangene aus den kleinen Kantonen. Die mehrsten waren als Empörer auf der That ertappt, andere wegen mordbrennerischer Anschläge, andere, weil sie obrigkeitlichen Personen nach dem Leben getrachtet, andere nur allgemeinen Verdachts willen, gefänglich eingezogen, und meistens den Kriegsgerichten zur Beurtheilung bestimmt.

Alle diese Leute, meistens ohne Grundsätze, ohne Sitte, ohne Eigenthum, überschwemmten plötzlich den Kanton Waldstätten, ohne daß irgend eine Behörde von ihrer Befreiung benachrichtigt war. Durch die Kerker von Aarburg gewiß nicht ausgesöhnt, erbitterter denn vorher, traten sie in's Land. Einen Theil der kleinen Kantone hatten die damals siegenden Waffen der Kaiserlichen besetzt; die Regierung hatte Luzern verlassen und Bern zum Wohnsitz gewählt; der Regierungsstatthalter von Matt und einige andere Beamte waren ihr nachgeflüchtet.

Sowohl die Loslassung der Gefangenen zu

einer solchen Zeit (es war in der Mitte des Monats Juni), als auch die Art ihrer Befreiung, zeugen von der ungeheuern Verwirrung, welche in den öffentlichen Geschäften herrschte. Das Direktorium hatte nämlich den Volksrepräsentant und Regierungskommissär Billeter bevollmächtigt, allen Gefangenen zu Aarburg die Kerker zu eröffnen *). Der Volksrepräsentant, welcher in Vollstreckung eines solchen Befehls seinem Herzen ein Fest gab, hatte demnach allen die Freiheit geschenkt, indem er für Verhaftungskosten und Verpflegung jedem die Erlegung von vierundzwanzig Franken zur Pflicht machte, und als Bürgschaft für die Summe, welche die Wenigsten entrichten konnten, einige Wohlhabendere

*) Auf meinen Bericht vom 26. Juni über die unangenehmen Folgen der Freilassung der in Aarburg verhaftet gewesenen Insurgenten, erklärte mir das Antwortsschreiben des Vollziehungsdirektoriums vom 28. Juni 1799: „Die nach dem „Kanton Waldstätten ausgeschickten Kommissäre rafften eine so große Anzahl Gefangener zusammen, ohne allen Unterschied zwischen mehr „oder weniger Schuldigen, welche insgesammt in „so scheußliche Gefängnisse eingekerkert wurden, daß „das Direktorium sich verbunden glaubte, die Stimme „der Menschlichkeit zu hören, um so mehr, da die Papiere „über die ersten Verhöre derselben verloren gegangen.“

im Namen Aller zurückbehielt. Die Zurückbehaltenen schrien über Ungerechtigkeit, daß sie für Menschen zu zahlen gezwungen würden, mit welchen sie ohne Verbindung waren. Noch lauter schrie das losgelassene Gesindel, daß es stickende Luft, faules Wasser und unverschuldete Gefangenschaft mit Geld zahlen sollte: „Waren wir schuldig, warum ward über uns kein Urtheil gesprochen? Waren wir von Verbrechen rein, warum entschädigt man uns nicht für die bestandenen Leiden?“

Solche Sprache mußte auch bei den Parteilosesten Beifall finden; bei dem Gleichgültigsten Unwillen gegen eine Regierung erwecken, welche freie Bürger mit Willkührlichkeit behandeln ließ, und statt die Keime des Aufruhrs zu ersticken, die Saat dazu mit eigener Hand ausstreute.

Nicht ohne Mühe erhielt ich ein Verzeichniß aller Losgelassenen, damit ich sie und ihre Bewegungen beobachten konnte. Durch verschiedene Sicherheitsanstalten gelang es mir, diese Menschen wenigstens unschädlich zu machen, ohne zu neuen Einkerkerungen Zuflucht nehmen zu müssen.

Aber ein neuer Umstand vermehrte meine Verlegenheit — dies war die gesetzliche Strafe, welche der Obergerichtshof über einige Männer ausfällte, die in dem Aufruhr von Nidwalden bedeutende Rollen gespielt hatten. Sie wurden nämlich des

Aktivbürgerrechts auf einige Zeit beraubt, aber dabei für zwei oder mehrere Jahre inner den Grenzen ihrer Heimath eingebannt. Die Einstellung des Bürgerrechts war in diesen Zeiten keine Strafe; noch weniger war es die Verpflichtung, sich nicht über die Grenzen ihres heimathlichen Bezirks zu entfernen. Mißvergnügte Leute in ihren Wohnort einbannen, heißt die glimmenden Kohlen noch enger zusammenschüren. Nirgends kann der Friedensstörer gefahrvoller sein, als wo er einheimisch ist, alle Gemüther kennt, alle Umstände zu benutzen weiß. Daß er in seiner Heimath leben kann, ist ihm lieb; daß man aber den geliebten Aufenthalt für ihn entehrend macht, muß Aerger und Rachlust reizen. War der Mann vorher nicht gefährlich, so wird er es erst.

Zwar gab mir das Vollziehungsdirektorium (unterm 22. Mai) Auftrag, die in ihrem Bezirk Eingebannten sogleich als Geiseln nach dem Kanton Leman deportiren zu lassen; aber ich unterließ die Vollstreckung dieses Befehls, in der Hoffnung, auch ohnedem die Ruhe schirmen zu können. Es genügte, jeden Unruhigen nur mit Deportation zu bedrohen, um ihn zu zähmen.

4.

Vielleicht war ich in der Darstellung des revolutionären Gerichts- und Strafwesens so schon

allzu weitläufig. Allein es war nothwendig, um auch von dieser Seite die damals herrschende Verwirrung des von innern und äussern Stürmen unaufhörlich erschütterten Staates lebhaft zu geben. Dies Gemälde kann vielleicht lehrreich für den Staatsmann und Menschenbeobachter sein; er erblickt ein Volk, vom Meinungshaß unter einander entflammt, verzweiflungsvoll gehorchen und sich auflehnen; eine Regierung hingestellt in den Mittelpunkt des Strudels unbändiger Leidenschaften und ausserordentlicher Ereignisse, bald auf Grundsätzen fußend, bald mit Willkühr schaltend, stets den Eingebungen der Furcht und Hoffnung, der Verzweiflung und dem Drang der Umstände nachgebend.

Es drängte sich mit jeder Woche eine Flut von neuen Gesetzen, Beschlüssen und Verordnungen aus dem Schoos der gesetzgebenden Versammlungen; allein die wenigsten wurden vom Volk gelesen, noch wenigere verstanden, alle aber, wegen ihrer Menge, selbst von Beamten vergessen. So breitete sich Anarchie aus, während die Regierung sich in fruchtloser Thätigkeit ermüdete.

Im Bezirk von Nidwalden standen bei meiner Ankunft noch zwei schwache Kompagnien Lemaner Milizen. Sie mußten, während die Franken in Uri gegen die Kaiserlichen kämpften, die Gebirgshöhen von Emmetten und Seelisberg gegen

Uri besetzen. Ihre Zahl war zu schwach, um bei der Menge der Mißvergnügten im Lande einem Aufstand zu begegnen. Nur die allergeschärfteste Polizei konnte die innere Ordnung sichern, indem sie jeden Funken des Aufruhrs entdecken und unterdrücken mußte. Aber bei dem Mißmuth und der Unfreundlichkeit des Volks, bei den Hindernissen, welche die Gebirge, Waldungen und zerstreut liegenden Häuser der Beobachtung fremder und einheimischer Aufwiegler, Landstreicher und Emissäre in den Weg stellten; bei der Schlaffheit oder Unwissenheit der Agenten und Munizipalitäten in den Dorfschaften, war es fast unmöglich, Polizei zu handhaben, an der es übrigens damals in der ganzen Schweiz gebrach.

Inzwischen ließ der Karakter des gemeinen Volks in seiner Begierde, Geld ohne viele Mühe zu verdienen, ein erträgliches Hilfsmittel erblikken. Die Verordnung, daß jeder Reisende mit Pässen versehen sein sollte, wurde geschärft, und jeder Bürger erhielt das Recht, Fremde wegen ihrer Pässe anzuhalten, und, falls die Pässe fehlten, den Reisenden gegen ansehnliche Belohnung zum Unterstatthalter zu führen. Jede Stunde Wegs ward dem Ueberbringer ausserdem noch mit einem Schweizerfranken bezahlt. Auf ähnliche Weise wurde jeder belohnt, der einen fremden oder einheimischen Ruhestörer einbrachte,

der das Volk zur Widersetzlichkeit gegen die Regierung oder zu verbotenen, aufrührerischen Zusammenkünften zu verleiten suchte, und durch Zeugen seines Vergehens überwiesen werden konnte. Desgleichen wurden alle, welche in ihren Häusern Landstreicher und Fremde ohne Pässe, aufrührerische Reden u. dgl. m. duldeten, ohne der Obrigkeit ungesäumte Nachricht zu ertheilen, straffällig erklärt.

In Verbindung mit einigen redlichen und wohlhabenden Männern in allen Gemeinden, welchen, ihres eigenen Vortheils willen, jeder Tumult des zaumlosen Pöbels verhaßt sein mußte, ward ich fast täglich von der Lage und Sinnesart aller Dorfschaften belehrt. Ich kannte die Gänge und Reden der Lärmlustigen, ihre Hoffnungen, Besorgnisse und Vorsätze. Es genügte, einzelne derselben vor mich zu berufen, sie mit Freundlichkeit oder Ernst zu warnen und zurechtzuweisen, um geräuschvollern Auftritten vorzubeugen.

Doch jeder Tag gab den Verhältnissen und Gemüthern andere Gestalt und Farbe. Nichts war zuverlässig, nichts bleibend. Ein Augenblick konnte zerstören, was mondenlang gebaut war.

Der Sitz der Regierung, wegen Annäherung des Kriegsschauplatzes, ward nach Bern verlegt. Man betrachtete ihre Abreise wie eine Flucht. Rachlust und Plünderungsbegier erhoben sich unter

keckern Drohungen. Der gebeugte Stolz der Kaiserlichgesinnten richtete sich muthiger auf. Es kam zur Frage, ob man den Gesetzen noch länger zu gehorchen habe? Die Beamten sanken in dumpfes Verzagen, und wagten kaum noch, Befehle zu vollziehen. Andere entfernten sich von ihren Posten. Von Matt der Regierungsstatthalter begab sich auf Luzern, und von da nach Bern. Der Statthalter vom Bezirk Sarnen (oder Obwalden), Peter von Flüe, that desgleichen.

Nur durch Gerüchte erfuhr ich von der Entfernung des letztern, und von Gährungen des Obwaldner Volks.

Die vorzüglichste Quelle des Mißvergnügens in Obwalden war der Gefangenschaft mehrerer Landleute, von denen verschiedene dem Statthalter Gehorsam und Achtung versagt hatten. Wieder andere waren in Insurektionsprozesse verwikkelt, waren schon in Schwyz verhaftet, vom Volke befreit, in Sarnen abermals gefänglich eingezogen, und so seit vier Monaten aus einem Kerker in den andern geschleppt worden. Ihre Freunde, empört durch solche Unmenschlichkeit, wiegelten das Landvolk auf, die Gefängnisse zu sprengen. Solch ein Aufstand wäre Anbahnung zu weitern Unternehmungen geworden.

Ich ertheilte dem Gerichte zu Sarnen Wei-

sung, die Gefangenen unter Annahme des feierlichen Gelübdes zu entlassen, Ruhe und Ordnung im Lande zu erhalten. Es geschah, und noch zur glücklichen Stunde. Denn kaum waren die Gefängnisse geöffnet, als schon im Dorfe Alpnach, zu Füßen des Pilatusberges, Empörung reifte.

Hier hatten Einige den Freiheitsbaum umgehauen (31. Mai) und durch ihr Wagstück allerlei Volk herbeigezogen. Der Wein des Wirthshauses begeisterte die Menge. „Die Regierung ist davon, nun sind wir Meister!“ schrie Alles. — Der Zufall führte den öffentlichen Ankläger beim Kantonsgericht Waldstätten zu dieser Stunde ans Gestade von Alpnach. Er kam mit seiner Tochter von Zug, um sich nach Sarnen, seiner Heimath, zu begeben. Johlend stürzte ihm der Haufe entgegen, und schleppte ihn, als Beamten, gefangen umher. Nach mancher Mißhandlung ward er durch einige Glieder des Gerichts, die von Sarnen eiligst abgesandt worden waren, aus der Todesangst befreit. Die Beredsamkeit und der Ernst gleicher Männer zerstreute das Volk und rettete Alpnach und Obwalden von größerm Unglück.

Die niedergehauenen Freiheitsbäume wurden alsbald wieder aufgerichtet, und die fünf vorzüglichsten Urheber zu mir gen Stans geführt. Die Gemeinde, von meinen Drohungen wegen des Verbrechens ihrer Bürger geängstigt, ward von Freude

gerührt, als ich nicht nur die Drohungen nicht vollzog, sondern selbst den Fehlbaren verzieh. Der Gehorsam gegen die Gesetze ward erneuert; Alpnach gab nie wieder Anlaß zu Klagen, so lange ich in jenen Gegenden lebte.

Der kaiserliche Obrist St. Julien hatte um diese Zeit, von Bünden aus, die Höhen des St. Gotthard erobert, und war bis Wasen herabgedrungen. Die französischen Feldherren Lecourbe und Loison vertheidigten noch das große Reußthal des Urnerlandes.

Während diese schlugen, empfing der Befehlshaber der lemanischen Milizen, Detreytorrens, die falsche Nachricht, daß Lecourbe über den See der Waldstädte flüchte, und die Kaiserlichen, Meister von Uri, gegen Unterwalden vorrücken. Eiligst rief er die Milizen von den Höhen bei Bauen, Seelisberg, Emmetten und Beggenried nach Stans, und setzte ganz Unterwalden durch seinen Rückzug in Bewegung. Ich erfuhr denselben erst, als er schon geschah (am 1. Juni).

Weil das helvetische Militär den fränkischen Befehlshabern untergeordnet war, konnte ich meinen Vorstellungen über die Gefahr, welche durch Entblößung jener festen Gebirgspässe entstand, keinen Nachdruck geben. Der Kommandant, voller

Bestürzung, hörte mich kaum. Er bereitete sich zum weitern Rückzug gegen Obwalden. Seine Angst verbreitete sich überall. Man fürchtete den unmittelbaren Einzug der Oesterreicher, und neue Verheerungen. Man sah überall Flüchtlinge, weinende Kinder, Weiber, die ihre wenigen Habseligkeiten vor der ersten Wuth der Soldaten bergen wollten. Im Dorfe Beggenried schlug man die Freiheitsbäume nieder. Die Munizipalität von Stans ernannte in ihrer Versammlung schon Deputirte, welche den kaiserlichen Feldherren entgegengesandt werden sollten, um Schonung des Landes zu flehen. Höhnend und triumphirend traten die kaiserlichgesinnten Landleute hervor, ohne jedoch die geringste Ausschweifung zu wagen.

Vergrößert mit tausend schreckenvollen Umständen kam die Sage auch gen Obwalden. Man hörte daselbst, daß Stans schon von Oesterreichern besetzt sei, und Blut fliesse. Das dortige Bezirksgericht, standhaft versammelt, ordnete binnen drei Stunden eben so viele Botschaften an mich ab, um den Verlauf der Dinge zu erfahren.

In dieser Lage ließ ich Gewehre und Waffen, die den Landleuten seit den letzten Unruhen abgenommen waren, ohne Verzug nach Luzern abführen, um jeden Versuch zu vereiteln, daß sich das

Volk derselben in der allgemeinen Verwirrung zur Vergrößerung derselben bemächtigen könne.

Während der feige Befehlshaber der Milizen die Gegend untersuchte, wo er zum Widerstand Fuß fassen könnte, empfing ich durch den Regierungsstatthalter Vincenz Rüttimann von Luzern Nachricht über die Lage von Uri, und die Abschrift eines Briefes von Lecourbe aus Altorf an General Boivin, welcher den Grund aller jener Gerüchte enthüllte.

„Vorgestern, Bürger General,“ so schrieb Lecourbe am 12. Prairial, „gabs in der Kolonne, die ich zu Urseren hatte, eine kleine Unordnung. Sie warf sich bis auf Altorf zurück. Die Lärmer flüchteten, und verbreiteten falsche Gerüchte.

„Geben Sie, ich bitte Sie, den Einwohnern von Luzern wieder Zuversicht über meine Stellung. Jener fatale Streich kam nur daher, daß ich ins Muttathal gegangen war, wo ich den Feind zurückgestoßen, ihm zwei Kanonen und zwei- bis dreihundert Mann genommen habe. Meine Gegenwart hat die Gemüther wieder beruhigt. In diesem Augenblick sind die Oesterreicher in vollem Rückzug. Sie haben selbst die Brücke bei Wasen abgeworfen, was mich noch daran hindert, sie zu erreichen. Sie haben sich auch aus allen Pässen des Schächenthals und Maderanenthals zurückgezogen.“

Ich las diesen Brief auf öffentlichem Platze vor; drang auf schleunige Wiederbesetzung der verlassenen Posten; ließ Wein und Lebensmittel unter die ermüdeten Truppen austheilen, streckte ihnen, um den Muth zu beleben, Geld auf Rechnung ihres Soldes vor, den sie schon seit Monaten nicht empfangen hatten, und brachte es endlich dahin, daß sie noch in derselben Nacht wieder an die Grenzen eilten.

Das Vollziehungsdirektorium ertheilte mir Vollmacht, in den Gebirgen, welche Waldstätten mit dem Berner Oberland und besonders mit dem Haslithale verbinden, alle Vorkehrungen zur Vertheidigung dieser Gegenden wider den Einbruch des Feindes zu treffen. Allein bald übernahmen die Franken selbst dies Geschäft, als sie, von der Uebermacht ihrer Gegner und vom Mangel an Lebensmitteln gedrängt, Uri verlassen und sich in die Unterwaldner Gebirge, unter Anführung des Generals Loison, zurückziehen mußten.

Das letzte Treffen, welches er und Lecourbe den Kaiserlichen geliefert hatten, war eins der gräßlichsten. Zwei von Hunger entkräftete Heerhaufen schlugen sich in den Klüften des Gotthard, dessen öde Felsen, von Blut und Leichnamen bedeckt, das scheußlichste Bild darstellten. Von Klippe zu Klippe war mit Verzweiflung gefochten; zuletzt fast ohne Schuß, nur mit dem

Bajonet, Mann gegen Mann, gearbeitet. Unzählige Ermordete stürzten in die Tiefe der schäumenden Reuß hinab. Die Franken machten in den Gebirgsspalten des Gotthard diesen Tag 1800 Gefangene, und überliessen als Sieger, unverfolgt vom Feinde, ihm das traurige Schlachtfeld.

Loison kam mit erschöpften Truppen am 8. Juni in Stans an. Die Leiden dieses unglücklichen meiner Sorgfalt anvertrauten Landes schienen noch immer nicht ihre ganze Höhe erreicht zu haben.

5.

Eine der ersten unangenehmen Folgen vom Rückzug der Franken nach Unterwalden war, beim Mangel anderer Wohnungen zur Einrichtung des verlangten Militärspitals, die Einräumung eines beträchtlichen Theils derjenigen Nebengebäude des Stanser Frauenklosters, worin der edle Pestalozzi mit den Waisenkindern lebte. Hätte ich auch, zur Schonung des Waisenhauses, die von dem Brande übriggebliebenen Bürgerhäuser des Fleckens, worin mehrere Familien gedrängt beisammen wohnten, zur Aufnahme der kranken und verwundeten Soldaten verurtheilen wollen: würde dennoch der Generalstab in meinen Vorschlag nie gewilligt haben.

Pestalozzi fühlte die Nothwendigkeit, und

gehorchte, wenn gleich nicht ohne Schmerz, ihrem Gebot. Dazu kam, daß die Franken selbst, von einer Stunde zur andern, den erneuten Angriff der Oesterreicher erwarteten, und mir nichts weniger, als Sicherheit ihres Bleibens verbürgen wollten und konnten. Es wurden demnach alle diejenigen Waisenkinder mit einem Geschenk entlassen, welche von ihren Aeltern und Verwandten selbst abgefordert wurden, und, nach dem Zeugniß rechtschaffener Männer, von ihnen wohl unterhalten werden konnten. Von achtzig Waisen blieben noch ungefähr zwanzig in der Anstalt zurück. Pestalozzi ließ die dem Hause zugehörigen Vorräthe, bis auf ruhigere Zeiten, nach Luzern bringen, um die Früchte öffentlicher Wohlthätigkeit nicht der Raubbegier der Soldaten preis zu geben, welches das Land überschwemmten. Er selbst aber wollte unter den Umständen nicht länger in Stans bleiben. Er verließ diesen Ort, und legte bald darauf die Erziehungsanstalt zu Burgdorf an, deren Ruhm sich schnell durch Europa verbreitete *).

*) Mit vieler Geflissenheit suchte man damals in öffentlichen Blättern jenes Ereigniß zum Nachtheil Pestalozzi's oder meiner, oder der Regierung, zu entstellen, indem man das Stanser Waisenhaus aufgehoben erklärte. Selbst in einem Bericht von

Dieser merkwürdige Mann lebte bei meiner Ankunft in Unterwalden verkannt und verachtet von allen, nur geliebt von seinen Zöglingen. Die Einwohner von Stans verstanden seine Sprache, seine Wünsche nicht, begriffen seine ungeheuern Aufopferungen nicht, und beurtheilten ihn bald wie einen Halbnärrischen, bald wie einen gemeinen Schulmeister, der durch mürrisches Betragen den Umgang der Vornehmern und Gebildetern verscherzte, dessen sie sich ohnedem schämten. Manche erstaunten über die Achtung, welche ich ihm bewies; manche spottlächelten verstohlen, wenn ich ihn mit Bewunderung ehrte. Unfähig, die Größe seiner Tugend und die Kraft seines Genies zu umfassen, würdigten sie ihn nur nach seinem vernachlässigten Aeussern. Doch nicht die Stanser allein, auch wohl in andern, in größern Schweizerorten liessen Männer, die sich durch Gelahrtheit oder Stand bedeutsam dünkten, dem armen Pestalozzi, dessen Name unter den Wohlthätern des menschlichen Geschlechts unauslöschlich glänzt, damals nur schlechte Gerechtigkeit in Würdigung seines Werthes widerfahren.

Rengger, Minister des Innern, wurde durch Irrthum dies Gerücht gewissermaßen bestätigt, während doch der Minister die bestimmtesten Nachrichten von der Fortdauer jener Anstalt hatte.

Nie habe ich einen Menschen gesehen, der so ausserordentliche Geistesstärke mit stiller Einfalt eines kindlichen Gemüths gepaart hätte, wie er. Verkannt und zertreten immerdar, und von häuslichen Unglücksfällen gebeugt, schien sein Herz durch jede neue Wunde nur liebender und zartfühlender gegen die Menschheit zu werden. Mißtrauisch auf die Tücke, die ihn so oft betrogen, schmiegte er sich doch mit unbegreiflicher, leichtgläubiger Gutmüthigkeit an jeden, der ihm zulächelte. Niemand kannte das menschliche Herz und zeichnete dessen Schwächen und Stärken so genau, und war zugleich so wenig Menschenkenner in besondern Verhältnissen, wie Pestalozzi. Indem er scharfen Blicks sich selbst durchforschte, erkannte er das Gemüth der Menschheit bis zu dessen leisesten Bewegungen; indem er mit lebhafter Phantasie und hoher Gutmüthigkeit seine innere Welt auf die äussere übertrug, ward er beständig irre an ihr. Diese seine Aehnlichkeit mit Jean Jacques Rousseau, und sein Stolz gegen den Stolz der Reichen oder Gelahrten, erwarben ihm mit dem Genfer Weisen gleiches Loos.

Eigentlich war das Waisenhaus von Stans für Pestalozzi nur eine seiner ersten Werkstätten für den ersten Jugendunterricht. Mit der Erhabenheit seines Zwecks wetteiferte nur sein Muth. Ich sah ihn im Getümmel unzähliger Kinder allein

stehen, sie alle unterrichten, indem er sie anleitete, sich selbst unterweisen und durch Uebung ihrer kleinen Kräfte in einem gegebenen Verhältnisse dieselben vervollkommnern zu können. Das angenehme Gefühl, welches die stufenweise Entfaltung der Geistesgaben begleitet, erweckte in allen Kindern unglaubige Lernbegier und Freudigkeit.

Auf nachmittäglichen Spaziergängen unterhielten wir uns gewöhnlich über diesen großen Gegenstand. Pestalozzi sprach oft mit Begeisterung, nie ohne mich besser und belehrter von sich zu entlassen. Demungeachtet schien er über das Wesen dessen, was er in Verbesserung des Volksunterrichts wollte, damals durchaus noch im Dunkeln zu sein, weil er mir nie darüber helle Begriffe zu geben im Stande war. Auch hat ihn der Vollziehungsrath Glayre wohl eben so wenig verstanden, wenn er ihm antwortete: „Vous voulez donc mécaniser l'éducation!", als Pestalozzi Glayrens Meinung ganz faßte, indem er diesen Worten Beifall gab, welchen er aber seine Begriffe unterlegt hatte.

Mit Pestalozzi's Verschwinden aus Stans verlor sich zwar sein Geist vom Unterricht der dortigen Waisenkinder; sie wurden aber dennoch mit Sorgfalt unterwiesen, und zu einer bisher mangelnden Ordnung und Reinlichkeit angehalten. Ein Mitglied der Munizipalität, Von Matt,

übernahm mit rühmenswerthem Eifer die unmittelbare Aufsicht über das Waisenhaus, unterstützt von dem menschenfreundlichen Pfarrer Businger.

6.

Ein Land, ohne Gewerbsfleiß und Handel, erschöpft durch Krieg, verarmt durch Aufruhr, Brand, Plünderung, Auswanderungen, Deportationen u. s. w., darauf durch Besatzungen lange Zeit gedrückt, ohne öffentlichen Kredit, ohne andere Einnahmen, als die Almosen fremden Mitleides, mußte endlich der Verzweiflung nahe kommen, da seine Thäler abermals von Truppen überschwemmt wurden, deren Indisciplin und Gewaltthätigkeit bekannt waren. Dies war der Fall in Nidwalden bei der Ankunft des Generals Loison.

Die Schiffleute von Stansstaad, Hergiswyl, Buochs und Beggenried, meistens arme, nur vom täglichen Erwerb lebende Menschen, waren seit dreiviertel Jahren unbezahlt, ihrer meisten Fahrzeuge durch Requisitionen beraubt, und auf den wenigen, ihnen gebliebenen gezwungen, dem fränkischen Militär Tag und Nacht zu dienen. — Die vom Brande verschonten, und den Stellungen des Heers am bequemsten gelegenen Dorfschaften hatten die ganze ungeheure Last der Beherbergung

des Kriegsvolks allein zu tragen, weil in zerstreuten Höfen keine Mannschaften verlegt wurden.

Stündlich von diesen Bildern des Jammers umgeben, bestürmte ich das Vollziehungsdirektorium wiederholt mit den dringendsten Bitten um Hilfe. Aber bei der Ohnmacht desselben zu jener Zeit, da eine Hälfte der Schweiz von Feinden erobert, die andere Hälfte von fränkischen, an Allem Mangel leidenden Armeen überschwemmt war, blieben meine Vorstellungen meistens fruchtlos.

Während unzählige Familien um Nahrung jammerten, herrschte Ueberfluß an der Tafel des Generals und seiner Offiziere. Die Munizipalitäten mußten seiner Küche Weine, Speisen und Gewürze von Luzern herbeischaffen. Seine Unzufriedenheit mit dem Gastmahl hatte gewöhnlich Gefühllosigkeit bei einlaufenden Klagen der Landleute, Straflosigkeit ausschweifender Soldaten und Angestellten zur Folge. Um das größere Uebel zu verhindern, sahen sich die Vorsteher der Gemeinden gezwungen, keinen Aufwand für das Hauptquartier zu achten, mitten im schreiendsten Mangel der Ihrigen.

Mehr oder minder ist diese Leckerhaftigkeit den Feldherren aller Armeen eigen, wodurch sie sich die Mühseligkeiten des Kriegs versüßen zu wollen scheinen. Der Krieg, am Ende auch der

heiligste, führt zur Entheiligung der Menschenwürde, zur Verthierung unsers Geschlechts.

Der Abgeordnete einer kraftlosen Regierung, welcher damals das Unglück hatte, fränkischen Generalen beigegeben zu werden, glich einem Gesandten am Hofe eines despotischen Tartarfürsten. Er mußte die Laune desselben studiren, und sich derselben zu bemeistern suchen, um Gutes stiften, oder Böses verhindern zu können. Er mußte sich persönliche Achtung und Freundschaft gewinnen, weil die Regierung, deren Stellvertreter er war, von den meisten fremden Befehlshabern nur mit Verächtlichkeit betrachtet wurde.

Man kann denken, wie bitter jedem Manne von Ehre und Selbstständigkeit solche Rolle werden mußte; und ich bekenne es, von allem, was ich jemals für meine Mitbürger gethan, ist diese Arbeit, in welcher ich mich unaufhörlich in Geduld, Selbstüberwindung und Verstellung üben mußte, die schwerste gewesen. Oft geriethen wir in lebhafte Wortwechsel; oft stießen wir die fürchterlichsten Drohungen wider einander aus.

„Sie sind allein schuldig," sagte ich einst zum General, „wenn dies unglückliche Volk zur Verzweiflung getrieben wird, und Aufstand macht. Hüten Sie sich vor den Folgen. Ich habe Sie gewarnt."

„Hüten?" schrie er gleich einem Besessenen:

„Bei der leisesten Bewegung, die man wagen wird, laß ich Alles niedermachen, und eure Nester abbrennen bis zu den Spitzen der Berge.“

„Dann bin ich der Erste, General, der das Land wider Sie führt. Und ich schwöre es, kein Franzose soll lebendig aus Unterwalden kommen! Ihre Drohungen erschrecken nicht mehr, wenn es das Aeusserste gilt. Aber dann verantworten Sie sich vor Ihrer Regierung.“

Der General verstummte düster und verließ mich. So that er gewöhnlich. Er schien seinen Jähzorn zu kennen, und fürchtete Uebereilungen. Wir zürnten dann gewöhnlich einen halben Tag gegen einander, bis uns der vom General und mir gleich sehr geschätzte Pfarrer Businger wieder aussöhnte.

Loison, welcher sich im Gebirgskrieg einen Namen durch Tapferkeit gemacht hat, ist ein Mann von Kenntnissen und vielen liebenswürdigen Eigenschaften. Wir gewannen uns nach mancher Fehde gegenseitige Achtung ab. Unsere Freundschaft ward nach einigen Monaten inniger, und selbst nach unserer Trennung durch Briefwechsel und persönliche Besuche unterhalten.

Ich will nur einen Zug mittheilen, der die damalige Stellung französischer und schweizerischer Behörden schildert.

Ein Bauer von Kerns in Obwalden, Namens

Andreas Windly, der seines Wegs ruhig ging, ward gewaltthätigerweise von einem französischen Caporal bei Ennetmoos gezwungen, ihm zum Wegweiser nach Sarnen zu dienen. Drei andere Bauern, worunter ein Maria Odermatt, liefen jenem nach, um ihn von dem Caporal, der betrunken zu sein schien, zu erlösen. Odermatt entwaffnete den Soldaten; Windly warf ihn zu Boden; jener stieß ihm den Säbel durch den Leib; dieser zerschlug den Kopf des Sterbenden mit einem Knüttel. Sie begruben den Leichnam heimlich, und beraubten ihn seiner Baarschaft. *) Odermatt entkam durch Flucht; Windly wurde auf Befehl des Generals, der den Vorfall früh erfuhr, in seinem Hause des Nachts gefangen. Loison hatte zugleich Nachricht, daß der Unterstatthalter Kaiser von diesem Ereigniß wußte, ohne Anstalten zur Verhaftung der Mörder gemacht zu haben. Er beklagte sich bei mir gegen die Beamten des Bezirks, erzählte mir den Meuchelmord und zeigte mir an, daß er die Beamten in der bevorstehenden Nacht

*) Nach diesem warfen sich die Mörder (so lautet in den Prozeßakten ihre Aussage) auf ihre Knie nieder, und beteten für die abgeleibte Seele ihres Erschlagenen fünf Vater Unser und eben so viele Ave Maria, und gingen dann, aus dem geraubten Geld einige Messen lesen zu lassen.

gefänglich einziehen lassen werde, weil sie solche Thaten begünstigen zu wollen schienen. Seine und seines Heeres Sicherheit fordere diese Maasregel, setzte er hinzu, und erinnerte mich an hin und wieder gehaltene heimliche Zusammenkünfte der Bauern, welche mir verrathen worden waren, und worin sie, bei der geringen Truppenzahl in Stans, gedroht hatten, den General, den Statthalter, den Pfarrer und mich zu ermorden.

Indem ich durch die schleunigste Verhaftung einiger Mitschuldigen an jener Mordthat Beweise schneller Gerechtigkeitspflege gab, und den General von der Nothwendigkeit überzeugte, öffentliche Beamten gehörigen Ortes zu belangen, erhielt ich die Sachen im Gange Rechtens.

Der Unterstatthalter Kaiser empfing um dieselbe Zeit seine mehrmals verlangte Entlassung; an seine Stelle wurde Wammischer, ein biederer, geachteter Mann, ernannt. Diese Veränderung trug ebenfalls bei, den General auszusöhnen. Er wollte aber den gefangenen Windly, als Mörder eines fränkischen Soldaten und Theilnehmer an einem Zusammenlauf, dem fränkischen Kriegsgericht übergeben. Windly war unstreitig der Minderschuldige; viele Umstände sprachen für ihn. Beim Kriegsgericht erwartete ihn das unfehlbare Todesurtheil. Ich versuchte ihn zu retten, und reklamirte ihn als Schweizer für das

vaterländische Tribunal. Mein Entschluß war genommen, für das Recht unsers Volks das Aeusserste zu wagen, und im Fall einer gewaltthätigen Wegführung des Missethäters mich den Bajonetten der Franzosen entgegen zu stellen. Loison rieth, zur Beendigung unsers Zwistes, den Ausspruch des Obergenerals Massena und des helvetischen Vollziehungs-Direktoriums zu verlangen. Beide sandten wir Eilboten ab. Noch ehe Antworten zurückkamen, trat ich eines Morgens vor das Bett des Generals, mit dem Vorgeben, Befehl zur augenblicklichen Hinwegführung des Beklagten vor das Kantonsgericht Luzern empfangen zu haben. Ich forderte Mannschaft zur Begleitung desselben. Der General glaubte mir, stellte mürrisch die nöthigen Befehle aus, und so rettete ich durch List, was durch Gewalt nicht erreicht werden konnte. Massena hat wirklich, wie ich nachher erfuhr, den Verbrecher vor das Kriegsgericht verlangt, gab aber nach, da dessen Prozeß vor dem Kantonsgericht schon zu weit gediehen war, wo die Theilnahme am Morde mit mehrjähriger Kettenstrafe belegt wurde.

7.

Je mehr es mir gelang, die Freundschaft des Generals zu gewinnen, je thätiger wurde er selbst, bessere Kriegszucht zu handhaben und die Beschwer-

den des Landes zu mildern. Dies reichte hin, zwischen Bauern und Soldaten baldige Eintracht zu bewirken, Diebstähle aller Art zu mindern und Willkührlichkeiten der Unterbefehlshaber Schranken zu setzen.

Am 19. Juli 1799 griff der in Uri kommandirende kaiserliche Generalmajor Graf von Bey die fränkischen Posten in den Gebirgen bei Isithal und Bauen an. Er hatte zu dem Ende schon einige Tage vorher eine Kolonne abgeordnet, den Posten von Isithal zu umgehen. Seine Absicht war, diesen aufzuheben, sich der Batterien auf der Treib, welche den Eingang zum Urnersee beherrschte, zu bemächtigen, über die Gebirge gegen Nieder-Rickenbach vorzudringen und die Höhen des Thals von Stans zu gewinnen.

Das Treffen war hartnäckig, und dauerte, ungeachtet des Regens und Gewitters, vom Morgen bis gegen Abend, wo die Kaiserlichen in voller Unordnung die Flucht ergriffen. Die Franzosen machten an diesem Tage ungefähr 800 Mann Gefangene, worunter sich mehrere Offiziere und der befehlshabende General Bey selbst befanden.

In Abwesenheit Loisons empfing ich den unglücklichen Feldherrn des Kaisers, der, von einem Fall geschädigt, und vom kalten Regen halberstarrt,

sein Schicksal mit großer Niedergeschlagenheit trug. Wir suchten ihm alle Bequemlichkeit zu verschaffen und ihn mit seinem Loose auszusöhnen.

Dies Ereigniß war für die innere Ruhe des Landes ungemein wohlthätig. Ich hatte dabei Gelegenheit zu bemerken, daß bei weitem der größere Theil der Landleute nicht mehr mit jener ungestümen Sehnsucht die Ankunft der Oesterreicher wünschten, wie vormals. Nicht nur blieben, während des Treffens, alle Einwohner in stiller Ordnung, sondern die von Seelisberg und Emmetten zeichneten sich sogar durch Dienstfertigkeit in Unterstützung der fränkischen Truppen wider meine Erwartung sehr aus.

Der Divisionsgeneral Lecourbe, welcher den rechten Flügel der fränkischen Armee in der Schweiz befehligte, brach endlich die lange Waffenruhe in diesen Gegenden ab. Indem er am 17. August Uri selbst angriff und das Land von Schwyz, mußten die Generale Loison und Güdin sich im Berner Haslithale zu Meiringen vereinigen, jener über das Gadmenthal, durch Maienthal, Wasen anfallen, und dieser über die Grimsel und Furka in Urseren eindringen.

Der glänzende Erfolg dieser kühnen Unternehmung, welche das Vorspiel der Schlacht von Zürich ward, ist bekannt.

Ich begleitete den General Loison durch die

Thäler von Obwalden, über den Brünig bis in das rauhe, entlegene Gadmenthal, um den Transport der nothwendigsten Lebensmittel und der Munition und des schweren Geschützes zu beschleunigen und zu erleichtern von Dorf zu Dorf. Denn alles, was durch dieses Berglabyrinth geführt werden mußte, konnte nicht durch Rosse, sondern nur auf den Achseln starker und gewandter Männer über Felsenhänge und Abgründe getragen werden. Das Volk schien mit Freudigkeit sich diesem mühsamen Dienste hinzugeben. Es war ein frohes Gedränge; die letzte Anstrengung, wie Jeder hoffte, am Ziele unzähliger Leiden.

Jenseits des Kirchethügels, am Dörflein Im Grund, schied von uns der General Güdin, ein sanfter, gefälliger Mann. Seine Brigaden zogen die Bergstraße an der Grimsel, auf deren unwirthbaren Höhen, hinter Wällen von Felstrümmern, der Feind ihn erwartete. Man muß mit eigenen Augen jenes grausenvolle Chaos von steilen, schlüpfrigen Klippen gesehen haben, und die Ermattung kennen, welche das Besteigen der Gebirge in heißen Tagen gibt, wo Genuß bittern Schneewassers den Durst mehr reizt, denn stillt; man muß den Kranz von schroffen Felsen kennen, welchen droben die Kaiserlichen überall vortheilhaft besetzt hielten, um das Ungeheure des Wagstücks würdigen zu können, welches hier die fränkischen

Truppen bestanden. Sie siegten, und fegten im Sturmmarsch das Gebirg am folgenden Tage.

Mitten in der Wildniß des Nesselthals überfiel uns des Abends Dunkelheit und fürchterliches Gewitter. Die Wege waren zerstört vom Regen, und nur am Leuchten der Blitze sichtbar. Spät und durchnäßt erreichten wir die Hütten des Gadmenthals. Doch der andere Morgen enthüllte nur noch größere Gefahren zur Fortsetzung des Heerzuges. Der Weg desselben, welcher aus dem Felsenkessel des wilden Gadmen zur Höhe des Maienthals leitet, war nur ein schmaler Hirtenpfad, jäh, und neben einem Abgrund, aus dessen Tiefe hervor ein wüthender Bergstrom brüllt. Hätten die Kaiserlichen an die Möglichkeit eines Ueberfalls geglaubt, eine Handvoll der Ihrigen würde vielen Tausenden den Paß versperrt haben. Ein Mann nach dem andern klimmte bergauf; Kanonen wurden mit Seilen über die Klippen gezogen, oder auf der Schulter eines Mannes über die gefährlichsten Stellen gehoben. Die wenigen Rosse, welche beim Zuge waren, wurden aller Bürde entladen, und sich selbst überlassen, ohne Leitung, aufwärts getrieben. Einige derselben verloren dennoch das Gleichgewicht und stürzten zerschmettert in die Tiefe. Das Gewühl dieser kletternden Armee, welche droben vernichtet werden oder siegen mußte, weil der Rückzug un-

möglich war, dauerte in voller Unordnung den ganzen Tag. Von Menschen verunglückte indessen keiner, als ein Landmann aus dem Gadmenthale, dessen Hand vom Fall einer Kanone zerschmettert wurde. General Loison, als er davon erfuhr, wollte dem Unglücklichen eine Pension aus Frankreich erwirken, und wandte sich desfalls unaufgefordert an mich. Der Name dieses Mannes ist mir aber nie bekannt worden.*)

Sobald ich nach Stans zurückgekommen war, ward meine erste Sorge, die allgemeine frohe Stimmung des Volkes zu benutzen, und zur Handhabung fester Ordnung und Sicherheit gegen die Umtriebe einzelner Friedensstörer in allen Gemeinden Landwachten (Milizen) zu errichten. Willig ward mir Hand geboten. Der traurige Anblick, welchen die durch Unterwalden geführten kaiserlichen Kriegsgefangenen gewährt hatten, meistens Hungarn, zerlumpt, unreinlich und kriechend bettelhaft, hatte dem größten Theil des Volks noch mehr, als das fortdauernde Glück der fränkischen Waffen, die Lust zur Beherber-

*) In einem Schreiben, datirt von Altorf in Uri, 16. Oktober 1799, an den B. Joneli, damaligen Regierungsstatthalter des Kantons Oberland, lud ich denselben ein, den Namen des Verstümmelten zu erforschen, empfing aber keine Antwort.

gung österreichischer Truppen genommen. Man sehnte sich nach Sicherheit und Ordnung und gesetzlichem Zustand heim, und schmeichelte sich, fremder Besatzung entbehren zu können, wenn man sich selbst zu bewachen fähig wäre.

Alle Bürger wurden zur Miliz oder Landwacht eingeschrieben, eingetheilt und aus dem Arsenal von Luzern bewaffnet. Jede Gemeinde unterhielt täglich eine Wacht von vier Mann, bereit, auf jeden Augenblick dahin zu marschiren, wohin sie befehligt ward, und wurde zu gleicher Zeit von einer andern Wacht ergänzt. Durch sie wurden schnell die amtlichen Berichte und Befehle nach allen Gegenden hin befördert; und Deserteurs, Verdächtige, Landstreicher u. s. w. von Posten zu Posten escortirt. So standen alle Tage allein in Nidwalden fünfzig Mann unter Waffen, welche binnen wenigen Stunden auf einen beliebigen Punkt zusammengezogen werden konnten, wo es die Umstände erheischten. Das Direktorium genehmigte meinen Entwurf. Im Zeitraum weniger Tage ward er vollzogen, und von mir ein gedienter Offizier von Stans, B. Maurus Lussi, zum Oberkommandant des Distrikts ernannt. Dieselbe Einrichtung ward auch in Obwalden und im Bezirk von Arth eingeführt.

Als späterhin (Ende Herbstmonds 1799)

Suwarows Macht Uri für kurze Zeit überschwemmte, und Loison mit seinen Brigaden in die Gebirge von Unterwalden zurückgedrängt ward, bezogen die Landwachten vereint mit den fränkischen Soldaten ihre Posten, und verhüteten dadurch besonders die gewöhnlichen Ausschweifungen und Diebstähle des Militärs.

Der fränkische Feldherr ward durch diese Ordnung und den Beistand, welchen ihm Unterwalden leistete, so gerührt, daß er das Land nicht eher verließ, bis er in einer allgemeinen Versammlung der gesammten Munizipalitäten seinen feierlichen Dank bezeugt hatte.

So war der Geist des Volks seit einem Jahre verändert, daß eben dieselben Menschen, welche noch vor zwölf Monaten gegen die Franken mit unerhörter Wuth gefochten, und durch schwärmerischen Widerstand die Verwüstung ihres Landes veranlaßt hatten, während sie weit umher keine Hilfe sahen, — jetzt an der Seite der Franken ohne Zwang dienten, inzwischen die Russen siegend an ihren Grenzen standen, täglichen Einfall drohten, alle Deportirte wieder in ihrer Heimath, und alle Gefangene wieder befreit umherwandelten.

Um eben diese Zeit schrieb ich dem Vollziehungsdirektorium (25. September) über den Zustand dieser Gegenden, welche ich damals für halb gerettet ansehen konnte: „Nicht ohne ein

lebhaftes, freudiges Gefühl kann ich meiner Regierung die Versicherung ertheilen, daß gegenwärtig im Distrikt Stans die strengste Ordnung und eine heitere Ruhe herrschen, wie seit Beginnen der Revolution hier noch nie statt fand. Der Bezirk ist auf dem Wege, bald der Republik ganz anzugehören; selbst der Geist der Freude fängt sogar an, sich auf diese Ruinen allmälig niederzulassen.

„Das größte aller Volksfeste im ehemaligen Nidwalden war die Kilbi. Zwei Tage lang wurde dies Fest der Aernte, dies Willkommen der Hirten bei ihrer Wiederkunft von den hohen Alpen gefeiert. Der Gottesdienst mit einer Predigt über Freiheit, Vaterlandsliebe u. dgl. eröffneten das Fest. Dann ward ein feierlicher Umgang, von Tausenden begleitet, von Obrigkeiten und Pfarrern angeführt, gehalten. Voran wehte die weiß-rothe Landesfahne. Von allen rüstigen Jünglingen wurde sie kunstvoll umhergeschwungen. Auch am andern Tage noch spielte die Fahne ihre Rolle. Ausgesteckt wehte sie vor dem Hause, in welchem die Glücklichen ihre Gastmähler und Tänze hielten.

„Seit der Revolution ist dies Fest, über welches man sich ein Jahr lang voraus und nachher freute, nicht mehr gefeiert worden. Schon entsteht jetzt ein zweifelhaftes Befragen darum.

Ich benutze die glückliche Stimmung des Volks. Nicht nur habe ich den Distriktsstatthalter eingeladen, allen Gemeinden anzuzeigen, daß unsere Regierung die Feier der Kilbi gern sehe, sondern ich bitte Sie auch, Bürger Direktoren, mir zu erlauben, daß ich dem Distrikte eine dreifarbige Fahne, nebst einem Belobungsschreiben der Bürger wegen ihres jetzigen Verhaltens, verehre. — Um das Volk ganz an die neue Landesverfassung zu schliessen, müssen wir die schönsten Tage der alten Verfassung in die neue herüberziehen, und alle Feste und Spiele genau mit der neuen Ordnung verweben."

Bald nachdem verließ ich diese Gegenden, durch die Regierung zu andern Sendungen berufen.

Friedrich Cäsar Laharpe.

An den Ufern des Genfersees, in dem Flecken Rolle, lebten die Aeltern dieses in den Jahrbüchern der Schweiz berühmt gewordenen Mannes. Sie waren nicht sehr begütert, genossen aber in ihrer Gegend einer allgemeinen Achtung, welche sie für das entschädigte, was das Glück ihnen verweigert hatte. Ihre Familie gehörte zu denjenigen Geschlechtern, welche man unter den Adel des Waatlandes begriff. Im Jahre 1754 ward ihnen ihr Sohn Friedrich Cäsar geboren. Der Vater, ein alter Kriegsmann, welcher aber Kenntnisse gesammelt hatte und Geist besaß, übernahm selbst die erste Erziehung dieses Sohnes, dem er die Namen seiner Lieblingshelden beigelegt hatte. Weiches Herz, regsame Einbildungskraft, bezeichneten das Kind. Jeder liebte es, und wollte an seiner Bildung Theil nehmen. Man sprach ihm oft von der Rechtlichkeit, von der strengen Tugend seiner Vorfahren, deren Liebe für die Sache des Volks, und ermunterte es, in deren Fußstapfen zu treten. In diesem

Alter der ersten Eindrücke erschienen ihm diese vom Volk gepriesenen Vorfahren wie Heilige. Als der junge Laharpe einst betrachtend vor dem Bilde seines Großvaters stand, zerfloß er in Thränen; er streckte seine Arme empor zu dem Gemälde des angebeteten Mannes, und die dunkeln Empfindungen, die sein Herz überwältigten, glichen einem stillen Schwur, die Gerechtigkeit und das Volk zu lieben, wie jener.

Im Kollegium zu Rolle, welches damals sehr schlecht bestellt war, legte er den ersten Grund zur Erlernung der Wissenschaften. Sein Oheim, ein durch Kenntniß und Herzensgüte achtungswürdiger Geistlicher, stellte ihm den Gebrauch seiner Bibliothek frei.

Hier war es, wo er zuerst von einer Vorwelt erfuhr, deren Thaten alle Werke späterer Jahrhunderte überstrahlten. Das alte, herrliche Griechenland mit seinen zahllosen Helden und Künstlern, und das große Rom mit seinen Cincinnaten, Brutussen, Scipionen, entflammten seine Einbildungskraft; sein Geist lebte nur in jenen Tagen der alten Republiken; die Geschichten der Engländer, der Holländer und Schweizer nährten fernerhin den Hang für Veredlung der Menschheit, Vernichtung der Barbareien des Mittelalters, Erhebung des Volks zum Genuß der Freiheit. Er träumte nur von Athen,

Lacedämon und Rom, und oft, wenn er zu seinem Vater kam, stimmte sich lächelnd der ernstere Mann in die Träumereien des schwärmerischen Knaben.

Unstreitig hatten die damaligen frühen Eindrücke den entschiedensten Einfluß auf seine Denkart und seine Neigungen im ganzen übrigen Leben. Er fand unter allen Gespielen keinen, dessen Empfindungen mit den seinigen in Einklang waren. Er suchte daher die Einsamkeit und ward ungesellig. Nur der Umgang mit seinem Vetter, Amadeus Laharpe, fesselte ihn mehr, und entwickelte Gefühle der Freundschaft, die noch in spätern Zeiten fortdauerten, da beide von der Regierung des Standes Bern geächtet wurden, und Amadeus als französischer General für eine Republik sein Blut vergoß, an die damals noch keiner von ihnen beiden dachte.

Als der junge Laharpe das vierzehnte Jahr erreicht hatte, wurde er in das unter Planta und Nesemann blühende Seminarium von Haldenstein in Bünden geschickt. Die republikanische Einrichtung dieser berühmten Erziehungsanstalt war mit seinen Neigungen in zu großem Einklang, um dieselben nicht noch lebendiger zu machen. Nesemanns edler Geist, seine philosophische Ansicht und Würdigung der Dinge, sein reizender Vortrag, seine Begeiste-

rung für die großen durch Sittlichkeit und Seelenstärke ausgezeichneten Heroen Roms und Griechenlands wirkten nicht minder auf Laharpe's Gemüthsbildung. Hier blieb er dreißig Monate, und hier schon, wie er nachmals oft nicht ohne Vergnügen erzählte, ergotzte sich sein kindlicher Sinn am Bau einer freiern Verfassung der Eidsgenossenschaft, an Erlösung der Unterthanschaften, und Tugenden, die Tells Enkel schmücken sollten. Bemerkenswerth übrigens ist es, daß aus diesem Seminarium mehrere Männer hervorgegangen sind, welche sich späterhin in der Staatsumwandelung Helvetiens von der einen oder andern Partei hervorthaten. Mehrere Salis, unter ihnen auch der liebenswürdige Dichter, der nachmalige Direktor Legrand von Basel, Gaudenz Planta, der französische General Laharpe, Reinhard, Stocker, Tscharner, Bawier, und andere mehr, erkannten alle in dem würdigen Nesemann ihren Lehrer, den späterhin, in einem Alter von achtzig Jahren, die Wuth politischer Faktionen in die Gefängnisse Tyrols schleppte, weil er der Bekenner liberaler Grundsätze war.

Laharpe kam von Haldenstein zurück mit dem Ruf eines Halbwilden. Er vernachläßigte Alles, um in den Wissenschaften zu leben. Mathematik schien ihm damals einzig nur die des Mannes würdige. Er setzte zu Genf seine Studien

unter de Saussure und Bertrand fort, und die neuen Bekanntschaften, welche er schloß, gaben ihm für diese berühmte Stadt jene Vorliebe, welche selbst die spätern von ihren Bürgern erlittenen Verfolgungen nicht austilgen konnten.

Auf der Hochschule Tübingen weihte er sich den Rechten und im zwanzigsten Jahre nahm er den Doktorgrad. Er kehrte in sein Vaterland zurück, um das Geschäft eines Sachwalters zu treiben. Er war lebhaft, absprechend, wie ein junger Mensch, der aus der Urbilderwelt der Schulen in die arme, beschränkte Wirklichkeit übertritt, und überall anstößt, weil er mit falschen Maasstäben mißt. Er wollte der Chikane offenen Krieg machen, Vorurtheile im Sturm angreifen. Sanft führte die milde Lebensweisheit eines schätzbaren Mannes, des Doktor Favre in Rolle, den ungestümen Jüngling in das Geleise der angenommenen Verhältnisse und der Schranken des bürgerlichen Getriebes zurück.

Der Gewinn eines Rechtshandels erwarb ihm das Patent eines Sachwalters bei der welschen Appellationskammer in Bern (chambre suprême des appellations romandes), damals das höchste Ziel des Ehrgeizes für Männer seines Standes. Wie wohl ihm auch dieser Stand gefiel, einen so unüberwindlichen Ekel empfand er doch gegen die eingeführten Prozeßformen und üblichen Chikanen.

Und noch unbehaglicher mußte es für einen jungen hochstrebenden Mann von Laharpe's Erziehung sein, daß er genöthigt war, alle Winter in Bern selbst zu wohnen. Denn hier ward ihm in hundert Kleinigkeiten der mächtige Abstand fühlbar gemacht, welcher zwischen einem gemeinen Bürger Berns, Mitgliede der Herrscherstadt, und einem Unterthan aus der Waat, auch von der edelsten Familie, war.

Wirklich trat bald ein an sich geringfügiger Umstand ein, der indessen bedeutend genug für einen Feuerkopf, wie Laharpe, wurde, ihm seinen Stand und sein Schicksal unerträglich zu machen.

Er war nämlich mit einem gewissen Steiger von Tschugg, Mitglied der Appellationskammer, bekannt, den er wegen seiner Kenntnisse und hellen Gesinnungen sehr schätzte, und öfters besuchte. Gern unterhielten sie sich mit einander über Gegenstände der Literatur. Laharpe hatte einsmals zu Gunsten eines Klienten gearbeitet, dessen gewagte Forderung der Appellationskammer in höchstem Grade anstößig war. Laharpe kam nach seiner Gewohnheit zum Herrn Steiger. Dieser, ohne sich vom Sessel im Hintergrunde seines Zimmers zu erheben, warf dem jungen Waatländer einen verächtlichstolzen Blick zu und

rief ihm entgegen: „Was soll Ihre Aufführung bedeuten? Wir wollen schlechterdings nicht diesen Neuerungsunfug, diesen Genfergeist in unserer Waat! Wissen Sie wohl, daß Sie nur unsere Unterthanen sind?“ — „Nein,“ unterbrach ihn Laharpe mit gleicher Heftigkeit, „nein, das sind wir nicht; wir sind, so gut wie Sie, nur der Republik und den Gesetzen allein unterthan, und andere Herren haben wir nicht, erkennen wir nicht an!“ Diese Erwiederung machte Steigern besonnener; mit Großmuth schien er sich selbst wegen der Anwandlung gebieterischen Städterstolzes einen Vorwurf zu machen; er streckte Laharpen lächelnd die Hand hin, und sagte mit sanfter Stimme: „Junger Mann, erhitzen Sie sich nicht. Sie haben mich unrecht verstanden. Sie wissen ja, wie lieb Sie mir sind. Wahrhaftig, es war nur Wohlgemeintheit, daß ich Sie so rasch anfuhr.“

Doch es stand nicht mehr in der Macht des guten Steigers, die Wunde zu heilen, die er einem empfindlichen Herzen geschlagen hatte. Das: „wissen Sie wohl, daß Sie nur unsere Unterthanen sind?“ und den hohen Blick des Mannes dazu, konnte Laharpe nicht so leicht wieder verschmerzen, um so mehr, da jene erniedrigenden Worte aus dem Munde einer Person kamen, die nicht vom kleinstädtischen Pöbelhaufen

Berns, sondern erhaben über Vorurtheile und Eitelkeiten war.

Genug, der Vorfall verleidete Laharpen das bisherige Loos. Das Schicksal der Waat zu bessern, daran war damals nicht zu denken; aber unter einer so entwürdigenden Verfassung zu leben, war dem, der sich gern mit dem Namen des „freien Schweizers" gebrüstet hätte, unerträglich. Schon hatte er seine Blicke auf die nordamerikanischen Staaten geworfen, die zu dieser Zeit für ihre Unabhängigkeit fochten, als ihm ein russischer Herr von Einfluß vorschlug, ihn auf einer Reise durch Italien zu begleiten.

Rom, die alte, herrliche Stadt zu sehen, geboren zur Weltherrschaft, sei es durch Helden oder Mönche, war zu einladend. Er willigte in den Vorschlag. Die Reise dauerte ein Jahr. Er sah Italiens Wunder, und Malta und Sizilien.

In Rom fand Laharpe die Einladung des Baron von Grimm, sich nach Petersburg zu begeben, wo ihn die Kaiserin Katharina anstellen wolle. Er ging dahin, und kam 1782 in die nordische Kaiserstadt. Der Rang, welchen er in der Waatländer Miliz gehabt, wurde ihm bestätigt; so trat er in den russischen Dienst. Ein Jahr darauf wurde er dem Großfürsten Alexan-

der zugegeben, und sowohl sein, als seines Bruders Lehrer.

Es war die erhabenste und schönste Rolle, welche ihm in seinem Leben das Schicksal gewähren konnte, an der Bildung junger Fürsten zu arbeiten, welche bestimmt waren, einst das Wohl und Weh von vierzig Millionen Menschen, ja eines ganzen Welttheils zu entscheiden *). Er fühlte die Größe des ihm anvertrauten Berufs. Er gehörte ihm ganz.

Die ersten Jahre in diesen neuen Verhältnissen waren freilich nicht die angenehmsten für ihn, ungeachtet der glänzenden Aussenseite. Er, der bisher nur unter Büchern und Idealen gelebt hatte, stand jetzt im Gewirr der Hofwelt, und unvertraut mit den sich durchkreuzenden Interessen, tausendfältig verschiedenen Ansichten und feinern Umtrieben der Menschen, dennoch mit ihnen in täglicher Berührung. Es fehlte ihm daher auch nicht an unzähligen Verdrießlichkeiten, und nicht an Augenblicken, in denen die Versuchung groß

---

*) Laharpe hatte im Jahr 1787 dem Pfarrer Bridel zu Basel einige Bruchstücke seiner Unterweisungen für die Prinzen mitgetheilt, die derselbe, ohne des Autors Vorwissen, der helvetischen Gesellschaft in Olten 1788 vorlas, und die mit lebhaftem Beifall aufgenommen wurden.

ward, seine Entlassung zu begehren. Am meisten fürchtete man von seinem Ehrgeiz, der sich der vortheilhaften Stellung hätte mannichfaltig bedienen können. Sobald man aber einmal gewahr ward, daß dieser Ehrgeiz wenigstens nicht von der Natur sei, dem der andern in den Weg zu treten, ließ man ihn in Ruhe. Bald gewann sich Laharpe allgemeineres Wohlwollen und Freunde in dem fremden Lande, welches ihm durch die Länge zwölfjährigen Aufenthalts, durch zahlreiche Verbindungen, und durch die Vermählung mit einer schönen Bürgerin der Hauptstadt, ein zweites Vaterland wurde.

Glücklich war er manchem drohenden Schiffbruch entgangen, als die französische Revolution ausbrach. Laharpe's Grundsätze, die er mit seinem gewöhnlichen Feuer bekannte, waren kein Geheimniß. Man reihte ihn daber bald in die Klasse derer, die man zur damaligen Zeit „die Demokraten“ nannte. Man fand ihn um so gefährlicher, weil er seine Begriffe von Aufklärung des Volks, von Würde der Menschheit und deren ewigen Rechten, vom Ursprung der Staatsgesellschaften und dergleichen den jungen Prinzen einflößen konnte. Laharpe mußte mit Vorsicht gehen, um nicht als Jakobiner verschrien zu werden. Er las mit seinen fürstlichen Zöglingen daher nur die Werke großer Männer, welche schon

vor der Revolution gestorben waren, und die mit begeisternder Wahrheit die Sache des menschlichen Geschlechts verfochten hatten. Erst Mensch sein soll der Fürst, und dann Regierer der Menschen. Und dieses war an Laharpen zur Richtschnur seiner Unterweisungen nicht nur der Wille der großen Katharina II., sondern auch der ihres unglücklichen Nachfolgers Paul I. und seiner edeln Gemahlin. — Plutarch und Tacitus, die Geschichte der Stuarte, Loke, Algernon Sidney, Mably, Rousseau, Gibbon, die nachgelassenen Memoiren von Duclos u. s. w. wurden die Quellen, aus welchen Alexander I., Pauls Nachfolger auf dem russischen Kaiserthron, jene heiligen Grundsätze zuerst schöpfte, welche ihn nachher zum Gegenstand ihrer Bewunderung und Liebe erhoben.

Laharpe inzwischen konnte weder bei den Fortschritten des französischen Volks in dessen Befreiungswesen, noch bei der Unthätigkeit der schweizerischen Unterthanen gelassen bleiben, welche es nicht wagen zu wollen schienen, die Gelegenheit zur Eroberung ihrer Mündigkeitsrechte zu benutzen. Da er in so weiter Entferung minder über den Kraftaufwand und die Hilfsmittel der Franzosen zur Behauptung ihrer errungenen Rechte, als über die Masse der Gegenanstalten durch den ausgewanderten Adel urtheilen konnte:

so hielt er das Mißlingen der französischen Staatsumwälzung für wahrscheinlicher, als deren glücklichen Erfolg. Doch diese Vermuthung, statt ihn von seinen Wünschen abzuschrecken, verdoppelte dieselben, daß die Unterthanenschaften Helvetiens schnell, eh' es zu spät wäre, den großen Schritt vollbringen mögten.

Er hatte keine Ruhe. Er wollte selbst Hand ans Werk legen. Er gab eine Denkschrift im Druck heraus, worin er mit aller Stärke der Beredsamkeit den Zustand und die Beschwerden der schweizerischen Unterthanen darstellte, und sie aufrief, ihre Ketten zu brechen. Bei dieser Denkschrift verblieb es nicht. Sie ward der Keim von fünfzig andern, die ins Deutsche, Italienische und Englische übersetzt, unter verschiedenen Formen in öffentlichen Blättern erschienen, gelesen und verbreitet wurden, ohne daß man den Verfasser erkannte. Er beschränkte sich meistens dabei auf Angelegenheiten der Waat gegen den Kanton Bern.

Da er endlich erfuhr, daß die Stimmung der Waat deutlicher gegen Bern wurde, faßte er zu Handen der Bewohner des Waatlandes und in ihrem Namen eine Bittschrift an die Regierung von Bern ab, worin er mit Freimüthigkeit und Ehrfurcht eine Zusammenberufung der Stände begehrte, in Verbindung mit welchen Bern die Abschaffung eingeschlichener Mißbräuche berathen

sollte. Er sandte davon drei Abschriften an den General Laharpe, an Polier, nachmaligen Regierungsstatthalter des Leman, und an eine andere Magistratsperson. Er ermahnte, mit Festigkeit zu handeln, aber zugleich mit Ehrfurcht und Vorsicht, um unzeitigen Volksbewegungen vorzubeugen. Statt dessen ereigneten sich die lärmenden Auftritte vom 14. und 15. Juli 1791 zu Vevay, Lausanne, Rolle u. s. f., deren Folge war, daß die Regierung Berns mit Strenge gegen die Urheber der Unruhen verfuhr. Laharpe sowohl, als sein Vetter der General, standen seitdem in der Zahl der Geächteten.

Die fast tausend Stunden weite Ferne schützte den allzueifrigen Republikaner nicht vor feindseligen Versuchen der Berner-Regierung. Durch den Kanal des Hofes von Montbeliard, und des russischen Ministers, der zu Koblenz ankam, suchte sie ihre Klagen vor den Thron der Kaiserin zu bringen. Der Graf von Esterhazy, Minister der Prinzen, der Prinz von Nassau-Siegen und alle Ausgewanderte vom alten, hohen Adel versprachen Beistand gegen Laharpe.

Obwohl der Kaiserin in diesem Zeitpunkt Alles daran lag, sich mit Nachdruck gegen die immer gewaltiger aufsteigenden Grundsätze des Tages zu erklären, wußte sie doch auch den Gemüthswerth der französischen Ausgewanderten richtig zu wür-

digen. Und theils, daß die Regierung Berns sich besonders durch diese um Genugthuung an sie wandte, theils daß die Sprache, welche Bern in dieser Angelegenheit geführt hatte, nicht die angemessenste gewesen, — war der Kaiserin widerlich. Sie ließ Laharpen die gegen ihn eingesandten Klagpunkte zukommen, und seine Erklärung fordern. Es befanden sich unter den ihm zur Last gelegten Aufsätzen nur zwei, deren Verfasser er war, und darunter auch der Entwurf zu der oben erwähnten Bittschrift des Waatlandes. Die Kaiserin fand zwar den Ton derselben keck, aber der Inhalt selbst schien ihr nicht geeignet, einen Schweizer deswegen als Verschwornen und Rebellen zu behandeln.

Laharpe verantwortete sich in einem an die Selbstherrscherin gerichteten Schreiben, vom 15. Wintermonats 1791, worin er sie im Namen seiner Mitbürger zur Schiedsrichterin zwischen der Waat und Bern machen wollte. Noch ein anderes Schreiben überreichte er ihr, zu Handen des Rathes von Bern. *) Der Erfolg war, daß die Kaiserin denen, die sich in diese Sache gegen Laharpe gemischt hatten, Unzufriedenheit bezeugen ließ, und Laharpen

*) Es ist vom 9. November 1791 datirt. Auch in diesem schlug er, seltsam genug, die russische Monarchin zur Schiedsrichterin vor. Es ist mir unbekannt geblieben, ob dies Schreiben wirklich an die Berner-Regierung gelangt sei.

befahl, so lange er in ihren Diensten stehe, sich nicht in die Angelegenheiten der Schweiz einzulassen.

Inzwischen blieb er doch nun als Freund der Volksfreiheit verdächtig. Es fehlte ihm nicht an Feinden, deren Einfluß größer ward, als der Graf von Artois nach St. Petersburg kam, in dessen Gefolge ein Baron von Roll, ein Patrizier aus Solothurn, stand.

Die Verlobungsfeierlichkeiten Alexanders, des nachmaligen Kaisers, gaben Anlaß, ihn von seiner bisherigen Stelle zu entfernen. Von allen bei demselben angestellten Offizieren wurde nur sein Name im Verzeichniß der bei solcher Gelegenheit vorgenommenen Beförderungen vergessen, und ein Minister mußte ihm bedeuten, sein Amt niederzulegen, wogegen ihm eine Belohnung, wie er sie wünschen würde, bewilligt werden sollte. Es war im Juni 1793.

Laharpe, gekränkt, gab also seine Entlassung, und bat nur um Erlaubniß, zur Anordnung häuslicher Geschäfte noch einige Monate bleiben zu können.

Das Schreiben, welches er deswegen an den Gouverneur der Prinzen, seinen Obern, gerichtet hatte *), kam in die Hände der Kaiserin. Sie

---

*) Unter andern sagte er in diesem Schreiben vom 24. Juni 1793, als er wegen der angetragenen Beloh-

ließ ihn am 30. Juni zu sich rufen, und unterhielt sich zwei Stunden lang mit ihm. Die Unterredung berührte auch die französische Revolution. Katharina wollte seine Meinung wissen; die ihrige war, daß Frankreich unvermeidlich verloren sei. Laharpe, welcher den Augenblick benutzen zu

---

nung sprach: „J'arrivai pauvre à la cour, grâces aux bienfaits de S. M. I.; j'y vécus sur un pied honorable.... Si je dois la quitter pauvre, ce sera sans regrets, comme sans remords, avec une ame aussi honnête, quoique avec un coeur plus froissé qu'en y arrivant. A supposer enfin, que la nécessité me forçât à recommencer ailleurs une nouvelle carrière, supposition à laquelle je me refuse, la gloire d'avoir été le précepteur des grands Ducs de Russie, et le souvenir de l'honorable confiance dont S. M. I. récompensa longtems la rectitude de mes principes et l'irreprochabilité de ma conduite, seroient des compensations déjà suffisantes pour m'aider à supporter courageusement les plus dures privations.... Puissent mes travaux seulement fructifier pour la gloire de son règne et le bonheur de la Russie, et puissé-je jouir du plaisir inexprimable d'apprendre que LL. AA. II. ont repondu aux vues bienfaisantes de S. M. I. à son égard!.... Quelles que soient les déterminations de S. M. I., elles ne peuvent qu'être dignes de sa grande ame, et je serai toujours heureux d'avoir payé ma dette au genre humain.

müssen glaubte, um der „großen Sache", wie er sie gerne nannte, denn sie war ihm Sache der Menschheit, zu dienen, wagte es, nicht nur das Gegentheil zu behaupten, sondern überließ sich ungehindert der ganzen Lebhaftigkeit seiner Vorstellungen. Die Kaiserin schien von den Gründen, die er zur Vertheidigung seines Satzes anführte, und der Neuheit des Gesichtspunktes, aus welchem er sie den Gegenstand betrachten ließ, betroffen. Sie bezeugte ihm auf die schmeichelhafteste Weise ihre Zufriedenheit.

Als einige Tage nach dieser Unterredung ein Gegenbefehl an die in Polen stehende Armee erschien, welche schon beordert war, zu den Truppen der Koalition gegen Frankreich zu stoßen, behauptete man mit Recht oder Unrecht in der Hauptstadt allgemein, daß Laharpe's Vorstellungen Einfluß gehabt hätten. Dieser Umstand vergrößerte wenigstens den Haß seiner Feinde gegen ihn.

Er machte sich endlich zur Abreise bereit. Die Belohnung, welche er für seine zwölfjährigen Dienste empfing, war unter dem Mittelmäßigen. Ein reicher Kaufmann hätte mehr gethan.

Katharina ließ ihn zum Abschiede vor sich, und war beinahe gerührt. Paul I., der ihn immer geschätzt hatte, war seitdem gegen ihn so sehr gestimmt worden, daß man Laharpen schlechterdings verhindern wollte, vor ihm zu erscheinen.

Paul ließ ihn endlich zu sich auf sein Landhaus von Gatschina kommen, und behandelte ihn nicht nur mit Achtung, sondern in der That mit vieler Herzlichkeit. Laharpe ahnete damals nicht, daß Paul einst seinen Sinn abermals verwandeln und ihm selbst die mäßige Pension entziehen würde, welche er mit zwölfjähriger Arbeit verdient hatte. Am schmerzlichsten für Laharpe's gefühlvolles Herz war der Abschied von seinen geliebten Zöglingen, von welchen besonders der älteste immer viele Anhänglichkeit für ihn gezeigt hatte.

Er verließ Rußland und begab sich nach Genf. Sein Wunsch war, von da aus, wenn die Regierung von Bern es gestatten würde, seine Aeltern, seine Freunde, und die Oerter zu sehen, welche ihm Erinnerungen aus den Tagen der Kindheit heilig gemacht hatten. Bald aber erfuhr er, daß schon Befehl ausgestellt sei, ihn eben so schnell zu verhaften, als sein Fuß den Boden des Vaterlandes betreten würde.

Diese Härte, welche er nicht ganz verdient zu haben glaubte, erbitterte sein Gemüth gegen die damalige Regierung Berns bis zur Unversöhnlichkeit, und trug bei einem Manne seiner Gemüthsart nicht wenig bei, daß er eben dieser Regierung zwei Jahre nachher eine Fehde erklärte, die sich mit dem Umsturze ihrer Gewalt endete.

Der General Labarpe war unterdessen in Italien an der Spitze des Vortrabs von Bonaparte's Heeren den Tod der Helden gestorben. Man rühmt von ihm, daß er die Bernischen Patrizier, welche durch ihn Kriegsgefangene geworden, mit Edelmuth behandelt habe, ungeachtet der Rath von Bern ihn geächtet und seine Güter konfiszirt hatte. Sein Vetter Cäsar Friedrich Laharpe verwandte sich zum Besten der hinterlassenen Kinder des Generals in einer Denkschrift an den Oberbefehlshaber Bonaparte und den Gesandten Barthelemy, daß sie den Rath von Bern bewegen sollten, den Namen des Verstorbenen wieder in Ehren zu setzen, und seiner Familie das entrissene Gut zu erstatten. Als die Wirkung seiner Bemühungen ausblieb, begab er sich im Oktober 1797 selbst nach Paris und überreichte dem Vollziehungsdirecktorium eine Bitte, begleitet von einer gedruckten Denkschrift, welche in beiden gesetzgebenden Räthen vertheilt wurde. — Es ist bekannt, daß die Regierung Berns, auf das Begehren der französischen, nicht nur für den General Laharpe, sondern für alle gestrafte Waatländer Amnestie erklärte. Nur diejenigen nahm sie von der Begnadigung aus, welche durch Schriften Theilnehmer oder Stifter der Bewegungen in der Waat gewesen waren. Diese Aus-

nahme traf also auch den gewesenen Lehrer der russischen Großfürsten.

Dadurch noch mehr zur Rache gereizt, ließ Laharpe von Zeit zu Zeit Flugblätter im Drucke erscheinen, worin er dem Patriziat und der Regierung seines Kantons den heftigsten Krieg machte. Der 18. Fructidor hatte den biedern Barthelemy, den bisherigen Schutzgeist der eidsgenössischen Magistrate, entfernt. Bern ahnete Gefahr, und sandte im Anfange des Winters drei Abgeordnete an das Direktorium nach Paris, um die Verhältnisse zu Gunsten der Schweiz zu ordnen; es waren die Herren Mutach, Tillier und von Haller. Letzterer würde durch seine überwiegenden Talente, nach Laharpe's Urtheil, bei weitem das Meiste gewirkt haben, wenn er nicht eben dadurch gelähmt worden wäre, daß man ihn der Gesandtschaft nur als Sekretär beigeordnet hatte. Tillier äusserte den Wunsch, Laharpe's persönliche Bekanntschaft zu machen. Der Banquier Villi Vanberchen ward der Unterhändler, und Laharpe, der noch jetzt Aussöhnung und Vergleich mit der Regierung von Bern erwartete, sogar wünschte, um künftig in Ruhe leben zu können, bot sogleich mit Freuden die Hand. Er überließ es Tilliern, Ort und Stunde der gewünschten Zusammenkunft zu wählen.

Es ist durchaus nicht daran zu zweifeln, daß

Laharpe noch jetzt hätte versöhnt, und daß dadurch unzähligen Uebeln hätte vorgebeugt werden können, welche späterhin erfolgten, weil Berns Politik zu spröde war, mit einem Unterthan zu unterhandeln. Laharpe erwartete vergebens Tilliers Winke. Man berichtete ihm statt dessen, daß die Berner Abgeordneten, durch Vermittelung der Frau von Stael und Benjamin Constants, eine Audienz beim Direktor Barras gehabt, und durch die günstige Aufnahme verleitet, sogar die Auslieferung Laharpe's und der übrigen waatländischen Patrioten verlangt hätten. — Sie verfehlten den Zweck und wurden unverrichteter Sache zurückgeschickt.

Da nun Laharpe, auch nachdem er noch in einem langen Briefe an seinen Freund Monod, zu Handen der Regierung von Bern, Klagen wegen getäuschter Erwartungen geführt, und dringend auf eine freiwillige Wiederherstellung der alten Rechte des Waatlandes angetragen hatte, alle Hoffnung zu gütlichem Vergleiche verschwunden sah, begann er die Feindseligkeiten von Neuem.

Ende Wintermonats 1797 überreichte er dem französischen Direktorium eine Bittschrift, unterzeichnet von 22 ausgewanderten Patrioten der Waat und Freiburgs, worin die Ausübung der im Jahr 1565 durch den Traktat von Lausanne festgestellten Gewährleistung von Frankreich begehrt wurde. Es

verstrichen mehrere Wochen, ehe eine Antwort erfolgte. Bern sandte unterdessen zur Beruhigung des Waatlandes eine mit Vollmachten versehene Kommission nach Lausanne, an deren Spitze der ehemalige Landvogt von Lausanne, Erlach von Spietz, stand, ein Mann von vielen natürlichen Gaben, welchem aber das Verfahren, so er sechs Jahre früher gegen die Mißvergnügten der Waat beobachten mußte, nicht das nöthige Vertrauen aller Parteien gewährte. Laharpe blieb nicht unthätig. Der lange vergebens gesuchte alte Traktat von Lausanne hatte sich endlich in den Archiven vorgefunden, und das französische Vollziehungs-Directorium ließ sofort den berüchtigten Beschluß vom 6. Nivose ergehen, welcher die waatländischen, die Rechte ihres Volks reklamirenden Bürger unter den unmittelbaren Schutz Frankreichs stellte.

Diese Gewalthandlung rief die Revolution der Eidsgenossenschaft hervor. Gährungen entsprangen unmittelbar darauf in allen Gegenden der Schweiz. Die Unterthanen begehrten Freiheit.

Der Oberzunftmeister von Basel, Peter Ochs, war nach Paris gekommen, um daselbst in Bezug auf's Frickthal Unterhandlungen anzuspinnen. Er war schon seit einigen Monaten mit Laharpe in Briefwechsel. Beide lernten sich jetzt persönlich kennen und wurden Freunde. Das fran-

zösische Direktorium hatte schon die Umwälzung der Schweiz beschlossen, theils um durch Plünderung der Staatsschätze dieses Landes Hilfsmittel zu andern Unternehmungen zu erhalten, theils durch Verwandlung der Staatsform Meister der Gebirgspässe und einer den Interessen Frankreichs untergeordneten Regierung zu werden. Mit vieler Gleichgültigkeit hatten freilich die Fünfherren des Luxemburg den früher von Laharpe gemachten Vorschlag verworfen, den eidsgenössischen Föderalismus in eine Zentral-Regierungsform zu verwandeln. Nun aber die Umstände geändert waren, nahmen sie den Gedanken wieder auf.

Niemand in Paris war mit den örtlichen Verhältnissen der Schweiz, und dem Geist und den Bedürfnissen derselben vertrauter, als Ochs. Er empfing Auftrag, für sein Vaterland eine neue Staatsverfassung zu entwerfen, und dabei die Gedanken der übrigen in Paris befindlichen Schweizer zu berathen. Ochs erfüllte den Auftrag. Er selbst verhehlte sich aber gar nicht die Unvollkommenheit seines Werks; schlug daher vor, man solle demselben nur einen einstweiligen Werth geben, und es den Deliberationen einer schweizerischen National-Versammlung unterwerfen. Allein das Direktorium wies den Vorschlag zurück, musterte den Konstitutions-Entwurf, machte einige Veränderungen darin, und ergriff sogleich die nöthi-

gen politischen und militärischen Maasregeln, die Sache in Gang zu setzen.

General Menard war mit einer Kolonne der italienischen Armee in die Waat eingerückt, aber zu schwach, um mit Nachdruck zu handeln, und dabei so schlecht mit allem versehen, die Bedürfnisse eines Heeres zu bestreiten, daß er sogleich anfangen mußte, die Länder, welche er schützen sollte, mit Requisitionen zu quälen.

Die französische Regierung ward ihrer Sorglosigkeit und deren Folgen gewahr. Sie befehligte den General Brüne, das Oberkommando zu übernehmen, und ertheilte ihm wahrscheinlich den Wink, die schweizerischen Regierungen so lange mit Unterhandlungen hinzuhalten, bis er die Verstärkungen erhalten haben würde, welche ihm Schauenburg von der Gegend des Montterrible zuführen sollte. Der Kriegsminister Scherer, welcher die Bewegungen zu leiten beauftragt war, benahm sich dabei weder mit Eile, noch Geschick. Brüne unterhandelte demnach, bis er seine Kräfte beisammen hatte, und durch die Eroberung von Freiburg, Solothurn und Bern die Auflösung der Eidsgenossenschaft bewerkstelligte.

So wie das französische Direktorium schon längst durch Herstellung eines neuen Föderalismus, oder durch Zerstückelung, die Schwäche der Schweiz und die bleibende Obergewalt Frankreichs in den

Alpen sicherer gründen zu können glaubte, als durch Einführung einer kraftvollen Zentralgewalt, ward von demselben auch das Projekt zu einer rhodanischen, helvetischen und tellgauischen Republik mit Gunst aufgenommen, welches Brüne einsandte, und die Ausführung ohne anders beschlossen. — Laharpe erfuhr's. Er eilte noch am Abend zum Direktor Reubel, der die helvetischen Sachen zu leiten hatte, und in einer zweistündigen nächtlichen Audienz gelang es ihm, Reubels Sinn zu ändern. Reubel bewirkte die abermalige Zurücknahme des Beschlusses, und der Entwurf zu einer einzigen helvetischen Republik ward gehandhabt. Es verdient hierbei gelegentlich angemerkt zu werden, daß Reubel nie Laharpe's großer Freund gewesen, weil er diesen, seines brausenden Republikaner-Sinnes ungeachtet, mehr oder weniger für einen Agenten Rußlands hielt.

Als die neue Staatsverfassung eingeführt ward, ließ die provisorische Versammlung des Waatlandes vor ihrer Auflösung, zu Ehren Laharpe's, der für die Freiheit der Waat so viel gethan, eine goldene Medaille schlagen, auf deren einer Seite die Worte standen: A Frédéric César Laharpe le peuple vaudois reconnaissant. *)

---

*) Nach seiner Flucht aus der Schweiz, zwei Jahre später, ließ er auf dieselbe Madaille folgende Worte gra-

Inzwischen waren die höchsten Gewalten des neuen Staats organisirt. Aber der Gang der Dinge war der übelste. Die französischen Armeen bedrückten das Land; die Kommissarien plünderten die Schätze. Lecarlier, welcher den Ruf eines rechtlichen Mannes trug, mußte seinen Namen zur Eintreibung der Kontributionen leihen, und nahm seine Entlassung von der entehrenden Rolle. Rapinat, voll Selbstdünkels ohne eigene Kraft, ward das Werkzeug derer, die ihn umgaben. Die gesetzgebenden Räthe der Schweiz, statt ein Neues zu schaffen, hatten nur das Talent des Zerstörens; das helvetische Direktorium, indem es bald unzeitigen Trotz, bald unzeitige Schwäche gegen Frankreichs Unthaten bewies, machte sich durch Unfähigkeit verächtlich.

In Paris benutzte Laharpe noch immer seinen Einfluß, nun aber, um die Leiden seines Vaterlandes zu vermindern, und die schändlichen Bedrückungen desselben zu enden, die er von Seiten Frankreichs nie möglich geglaubt hatte. Er ward sogar Sachwalter der ehemaligen Regierungsglie-

---

ben: „Appelé au Directoire le 29 Juin 1798, expulsé le 7 Janvier 1800 par les ennemis de la liberté et de l'indépendance, enlevé le 2 Juillet suivant et réduit à s'échapper pour chercher un asyle en terre étrangère.“

der, denen man eine schwere Steuer aufgelegt hatte, und sein Werk war es, daß sie um vier Millionen gemildert wurde. Selbst seinen erklärtesten Feinden, den Herren Pillichody und Rusillon, Berns eifrigsten Anhängern, die zu Paris im Tempel gefangen saßen, verschaffte er durch seine Verwendung mit edler Großmuth die Freiheit. *)

*) Das unbestochenste Zeugniß über Laharpe in dieser Zeit scheint mir jenes zu sein, welches der Senator Lüthard in der Sitzung vom 24. Jänner 1800 öffentlich über ihn gegeben hat: „Quelque temps après, sagt er in seiner Rede, que le gouvernement provisoire fut établi, et que le commissaire Lecarlier eut frappé d'une imposition de six millions ma malheureuse ville natale, je fus envoyé à Paris pour implorer un soulagement à son sort et pour obtenir la retraite des troupes françaises. Mon inclination ne me portait point à rechercher *Laharpe*. La *politique le voulut*. Je savais qu'il avait de l'influence, et je crus que, pouvant être envisagé à Paris comme un ambassadeur de l'Olygarchie, je devais faire connaissance avec lui."

„Quel étonnement ne dus-je pas éprouver, citoyens Senateurs, lorsque accueilli par le citoyen Laharpe avec toute l'amitié possible, je trouvai en lui un homme doux, un homme aimable, regrettant le cours qu'avait pris notre révolution, se réunissant à nous pour solliciter une diminua-

Die schweizerischen Gesetzgeber, im Vertrauen auf seine Grundsätze, seine Talente, und seine Verhältnisse mit der französischen Regierung, glaubten ihrem Vaterlande in diesen drangsalsvollen Tagen den wichtigsten Dienst zu leisten, wenn sie ihn zu einem Mitgliede des Vollziehungs-Direktoriums der neuen helvetischen Republik ernannten. Es geschah am 29. Juni 1798. Er nahm diese Stelle erst an, nachdem er in einem Schreiben an das französische Direktorium erklärt hatte, daß er dieselbe nur unter der Bedingung antreten werde, wenn jenes seinen Beifall dazu gegeben haben würde. „Die helvetische Republik“, sagte er in dem Schreiben, „soll, nach meinen Begriffen, Frankreichs ewige Freundin bleiben. Zu ihrer Regierung berufen, werde ich mit allem Nachdruck unsere gemeinschaftlichen Interessen vertheidigen; aber ich gestehe auch mit eben derselben Freimüthigkeit, daß es nicht in meiner Denkungsart liegt, je die Kreatur einer auswärtigen Regierung zu sein, und herzlich schlecht

---

tion dans la somme imposée, rédigeant lui-même le mémoire qui, dans le but de l'obtenir, fut placé sous les yeux du gouvernement français, et gagnant par toute sa conduite dans cette affaire mon estime et mon attachement.“ (*Bulletin helvétique*, Nro. 24. Séance du 24 Janv. 1800.)

würde ich Ihre Achtung verdienen, wenn ich das könnte."

Er verließ Paris. Mit großen Erwartungen empfing ihn die Schweiz.

Die Träume seiner Jugendzeit schienen nun mit der Wirklichkeit zusammenzuschmelzen. Noch immer voll des Hochgefühls, welches die Heroenwelt des republikanischen Griechenlands und Roms in seiner Brust zurückgelassen hatte, wähnte er die Nachkommenschaft der Tellen, Winkelriede und Fontana's zu hohen Bestimmungen berufen in diesen Tagen allgemeiner Gährung Europens. Durchaus fremd mit Denkart, Sitten und Bedürfnissen der verschiedenen kleinen Völkerschaften Helvetiens, ahnete er nicht, daß die Macht der Gewohnheiten, ein langer, erschlaffender Friede, mehrhundertjährige Verwahrlosung der Erziehung seinen stolzen Entwürfen unüberwindlich entgegenstehen würden. *) Er redete eine Sprache, die nicht verstanden ward. Er wollte das Volk zur Höhe seiner Ziele erheben, war aber fremd in der Kunst, sich zu demselben hinabzubeugen. Seine Maasregeln, indem sie dem Geist des Landes nicht

*) J'ignorais, sagte er nachmals in seiner Zuschrift an die gesetzgebenden Räthe vom 14. Jänner 1800: j'ignorais que trois siècles de servitude avaient avili les ames."

entsprachen, wurden schädlich, ohne sein Wollen; man rang ihm deshalb entgegen, und er erblickte in den entschiedensten Republikanern oft nur Sklaven der Oligarchie und des Auslandes.

Es war ihm nicht unbekannt, daß, während Oesterreich zu neuen Kriegen, deren Bühne Helvetien sein sollte, Rüstungen betrieb, ausgewanderte Schweizer und englische Ausgeschickte die Fortdauer der Gährungen in den Gebirgen unterhielten. Wikham in Augsburg, Dandré in Ueberlingen, und der englische Obrist Crawfort zu Wurzach sparten weder Geld noch Verheißungen, die Thäler der Alpen in eine neue Vendee zu verwandeln. Ein Theil ihrer Bemühungen gelang in den kleinen Kantonen. Nidwalden ward durch Aufstand das Opfer fremder Umtriebe. Laharpe, um die Feinde der neuen Verfassung zu schrecken, drang mit Ungestüm darauf, durch Waffengewalt die ersten Funken einer Gegenrevolution in den Waldstätten zu erdrücken. Indem die Regierung sich allzulange schmeichelte, durch glimpfliche Mittel blutigen Auftritten vorzubeugen, schlug sie sich selbst, und veranlaßte sie ohne Absicht den Mordtag des Herbstmonds 1798.

Laharpe verlangte, das neugeformte Helvetien zu befestigen und Feinden und Freunden achtbar zu machen, Waffen und Geld. Die gesetzgebenden Räthe, voll ewigen Widerspruchs in ihrem Innern

und größtentheils ohne Sachkunde, gewährten der Regierung mit gefährlicher Langsamkeit und nur mit kleinlicher Sparsamkeit die begehrten Rettungsmittel. Zu spät bereuten sie die Unvorsichtigkeit, als sie endlich den Franzosen ihre Waffenvorräthe, und freundlichen und feindlichen Heeren unermeßliche Summen überlassen mußten, ohne damit die Schmach der Schweiz abkaufen zu können. Man hatte die Zeit verloren, und mit ihr Kraft und Ruhm.

So wie, bei der rastlosen Thätigkeit der Freunde Oesterreichs und alter Verfassung, die Schwäche der Regierung und die Unstetigkeit ihrer Maasregeln Mißmuth und Gesetzlosigkeit im Lande vermehrte, häufte auch das französische Direktorium Fehler auf Fehler, wodurch die Schweiz dem Untergang zugeführt ward. Zu diesen Staatsfehlern gehörte besonders die Stiftung eines Offensivbündnisses und die Stellung von 18,000 Mann Hilfstruppen. Umsonst bemühten sich die schweizerischen Behörden, Frankreich aufzuklären. Die Verträge mußten abgeschlossen werden. Die Unzufriedenheit des Volks stieg. Die Feinde der Staatsverfassung trieben ihr Spiel am offenen Tage. Die Regierung, des öffentlichen Zutrauens verlustig, konnte sich nur durch Furcht noch achtbar machen. Sie wählte das gefährliche Mittel, und der Spott ihrer

Schwäche verwandelte sich in Haß ihrer Gewaltthaten.

Der Krieg zwischen Frankreich und den vereinten Mächten Europens brach aus. Helvetien sollte davon das Schlachtfeld werden. Laharpe sah kein Rettungsmittel, als Truppen zu werben und selbst gegen Oesterreich den Krieg zu erklären. Eine Schweizer-Armee an den Grenzen würde das Eindringen des Feindes erschwert, selbst den Bundesgenossen imponirt, und der helvetischen Republik auf dem Friedenskongreß eine Stimme erworben haben.

Man verwarf den Antrag einer Kriegserklärung, weil man sich noch mit Erhaltung einer Neutralität schmeichelte, als des Feindes Fuß den Schweizerboden schon betreten hatte. Man glaubte, daß eine Kriegserklärung ohne ein streitbares Heer lächerlich sei; und doch gestattete man nachher die Bildung eines Heeres von 20,000 Milizen, welche schnell genug, aber dann zu spät versammelt wurden, und doch mit Tapferkeit gegen Oesterreich gefochten haben. Man machte den Krieg, aber fürchtete ihn auszusprechen. Man ergriff Maasregeln, wenn ihre Anwendung nicht mehr statt fand. Das Land wurde durch Brandschatzungen der Feinde und Bundesgenossen erschöpft, durch Schlachten verwüstet. Die mehrjährige Unterhaltung einer eigenen Armee von

70,000 Mann würde der Schweiz nicht gekostet haben, was die durch den Krieg erlittenen Verluste nachmals galten. Der Feind verspottete Helvetiens Ohnmacht; der Bundesgenoß mißhandelte es mit Verachtung.

Schwäche ist die Mutter der Feigheit. Kaum waren die kaiserlichen Waffen siegreich bis Zürich vorgedrungen, als ein Theil der Gesetzgeber an Kapitulation, ein anderer an Flucht dachte. Der französische Minister Perrochel hatte sich schon von Luzern nach Basel geflüchtet, weil ihm in einem Brief gemeldet worden, daß er, seit dem Gesandtenmord zu Rastatt, ein ähnliches Schicksal in Luzern zu fürchten habe. Man trug darauf an, die Regierung nach Bern zu verlegen. Selbst der französische Oberbefehlshaber hatte geschrieben, daß er für die Sicherheit von Luzern nicht mehr bürgen könne. Die Regierung floh nach Bern. Nur Laharpe hatte sich dieser Handlung, doch vergeblich, entgegengestemmt.

Die Lage der Dinge ward mit jedem Tage verzweiflungsvoller. Inzwischen die meisten Glieder der höchsten Staatsgewalten von Muthlosigkeit erdrückt wurden, und selbst viele der ehemals wüthenden Patrioten, von der Furcht gezähmt, ihren Feinden die Hand darboten, machten alle Unfälle auf Laharpen die entgegengesetzte Wirkung. Er wollte mit der Republik, deren Vor-

steher einer auch er war, siegen oder vernichtet werden. Je hoffnungsloser die Zeiten, je verwegener wurden seine Vorschläge. So trug er im Direktorium darauf an, die ganze Schweiz in ein großes Feldlager umzuschaffen, worin jeder Einwohner Soldat sei; die Gemeinden sollten verpflichtet werden, für Familien und Güter derer zu sorgen, welche gegen den Feind gezogen sein würden; er trug darauf an, daß alle Flüchtlinge zusammengerafft, im Angesichte des Heeres gezehntet werden sollten, nach römischer Weise, und daß die, welche dem Todesloose entgingen, in der nächsten Schlacht den Vortrab zu bilden und ihre verlorene Ehre wieder zu erkämpfen hätten. „Diese Maasregeln," sprach er, „geheiligt durch des Vaterlandes Gefahr, sind unserer Vorfahren würdig, welche einst diejenigen verbannten, die in der Schlacht bei St. Jakob den Untergang ihrer Waffenbrüder überlebt hatten!"

Die allgemeine Stimme scholl gegen ihn. Er erblickte um sich her Widersacher überall. Die Gegner seiner Meinungen erschienen ihm aber als Gegner der Republik; sein Mißtrauen vergrößerte die Zahl derselben; er kämpfte zuweilen gegen Plane, die vielleicht nicht vorhanden waren, gegen Zwecke, die seine brennende Einbildungskraft erst möglich, dann wirklich glaubte. Er vermuthete eine Zusammenverschwörung von Men-

schen, welche doch durch politische Meinungen auf ewig von einander geschieden waren, und schuf sich aus ihnen eine große Faktion, die nicht war, und welcher er den Namen der austroligarchischen erfand.

Bei so verschiedenen Ansichten der Dinge und bei der damit bewirkten Zwietracht im Innern der Regierung, glaubten mehrere Glieder der gesetzgebenden Räthe und Minister, zur Herstellung der Einigkeit und allgemeinen Ordnung sei kein anderes Hilfsmittel, als Abänderung in den Gliedern des Direktoriums und in der Konstitution selbst. Laharpe war nicht so bald von diesem Vorhaben unterrichtet, als er sogleich an ein Glied des französischen Direktoriums schrieb, und den bundesgenössischen Beistand zur Aufrechthaltung der Verfassung begehrte. In der That erhielten sowohl der Oberbefehlshaber Massena, als der Minister Perrochel, dahin einschlagende Weisungen ihrer Regierung, und die Konstitution blieb diesmal, es war im Winter von 1798 und 1799, gerettet.

Bald aber änderte er selbst den Sinn, und ward der erste, welcher Zusammenkünfte mit einigen Ministern, Gesetzgebern und Gliedern veranstaltete, um über das, was Erfahrung als verwerflich an der Verfassung gezeigt hatte, so wie über die Verbesserungsmittel, einig zu werden.

Die Zusammenkünfte blieben ohne Erfolg, zeigten aber den Gegnern des Direktoriums den Vortheil, welchen sie aus dergleichen Konferenzen ziehen konnten, um ihre Angriffe gegen das Direktorium selbst zu bilden.

Die gesetzgebenden Räthe erhoben sich bald lauter gegen die vollziehende Gewalt, deren man weder hier, noch in den öffentlichen Blättern ferner schonte. Man begehrte vom Direktorium Rechenschaft über die Finanzen, und kündigte zugleich an, daß der Tag der letzte seines Daseins sein werde, an welchem die Rechenschaft erschiene. In der That waren die Finanzen der R.publik in heilloser Verwirrung. Laharpe, welcher den Finanzminister Finsler, einen Patrizier von Zürich, immer in Verdacht hatte, daß derselbe seit den ersten, glücklichen Fortschritten der kaiserlichen Waffen die Republik nicht mehr wollte, drang am 4. November 1799 auf dessen Absetzung, und bewirkte sie; vergrößerte aber damit nur die Zahl seiner Feinde, ohne der Sache selbst zu helfen.

Ungeachtet in den gesetzgebenden Räthen die Partei derjenigen mit jedem Tage wuchs, welche dem Direktorium offene Fehde erklärt hatten, ungeachtet selbst die Direktoren Dolder und Savary sich den gewaltsamen Maasnahmen Laharpe's, durch welche er die Republik zu erhalten gedachte,

mit ungleichen Kräften widersetzten: wich dieser Mann von den einmal gefaßten Grundsätzen nicht. Indem er meistens der Zustimmung seiner Amtsgenossen Secretan und Oberlin sicher war, bildete er die Majorität in der vollziehenden Gewalt. Aller Widerstand konnte ihn nicht schrecken, nur reizen.

Während die Oesterreicher und Russen die östliche Schweiz besetzt hatten, waren von ihnen in den eroberten Kantonen provisorische Regierungen angestellt, meistens aus Männern, welche der neuen schweizerischen Staatsverfassung feind waren, und von denen viele nach dem Rückzuge der Alliirten aus der Schweiz flohen. Die provisorische Regierung von Zürich hatte unter andern während ihrer kurzen Amtsdauer eine Proklamation ausgehen lassen, ein Truppenkorps gegen die helvetische Republik zur Unterstützung der Kaiserlichen zu errichten. Das Direktorium ließ nachher mehrere Glieder solcher Regierungen verhaften, und forderte von der gesetzgebenden Versammlung die Errichtung eines unparteiischen Gerichtshofes für diesen Fall. Die gesetzgebenden Räthe entsprachen aber den Absichten des Direktoriums so wenig, daß man sogar in ihrer Mitte Lobeserhebungen jener Angeklagten hörte.

Laharpe, voll des tiefsten Unwillens, erklärte seinen beiden Amtsgenossen, daß mit einer gesetz-

gebenden Versammlung, aus solchen Elementen zusammengesetzt, die Regierung nicht länger gehen könne; daß man das Gesetz vollstrecken müsse, welches den Räthen untersagt, länger als neun Monate nach einander beisammen zu sein; daß man während der Vertagung der Räthe durch einen Ausschuß ihrer einsichtsvollsten Mitglieder die nöthigen Vorarbeiten zur Verbesserung der Verfassung machen lassen müsse.

Kaum hatten die beiden gesetzgebenden Räthe Laharpe's Vorhaben entdeckt, als sie alle Mittel hervorzogen, dasselbe zu zerstören. Sie ernannten, ohne Rücksicht auf das Verfassungsmäßige zu nehmen, aus ihrer Mitte eine Kommission von zehn Männern, die, unter dem Vorwand, die Eintracht der höchsten Gewalten herzustellen, das Direktorium und die Konstitution selbst vernichten sollte. Von nun an wurde von der Leidenschaft beider Theile eine Menge kleinlicher Umtriebe in Bewegung gesetzt; man sprach von einer Verschwörung gegen den Staat, an deren Spitze Laharpe stehe; man breitete das Gerücht aus, er wolle eine Armee gegen die französischen Bedrückungen bilden; man setzte in den schwärzesten Schatten seinen Vorschlag, zur Schonung des Landmanns den reichern Städten ein beträchtliches Darlehn, unter Verpfändung der Nationalgüter, abzufordern u. s. w.

Einverstanden mit Frankreich, welches seinen Vortheilen von nun an eine provisorische Regierung bis auf gelegenere Zeiten angemessener fand, ward von der Kommission der zehn Männer der siebente Jänner 1800 zum Sturz des Direktoriums bestimmt. Dolder, damals wirklicher Präsident des Direktoriums, und sein Amtsgenosse Savary standen in dem Geheimniß der gesetzgebenden Räthe.

In der Sitzung des Direktoriums an dem bestimmten Tage waren wenige Geschäfte bald abgethan. Dann eröffnete Dolder den Vorschlag zu einer Botschaft an die gesetzgebenden Räthe, worin er die klägliche Lage der Republik schilderte, dem Direktorium sehr erniedrigende Geständnisse in den Mund legte, und mit einem Entlassungsbegehren aller Glieder desselben schloß, weil sie das öffentliche Zutrauen verloren hätten. Der Vorschlag wurde lebhaft verworfen; nur Savary hatte demselben Beifall geben wollen. Man kam endlich überein, mit den zehn Männern eine Zusammenkunft zu halten, zur Beseitigung der Zwiste, und schied ohne Groll mit einem Händedruck von einander.

Eine Stunde nachher ward das Direktorium vor den gesetzgebenden Räthen förmlich des Hochverraths angeklagt durch den Repräsentant Kuhn, einen der zehn Männer. — Laharpe, von die-

sem Schritt unterrichtet, rief Secretan und Oberlin zu sich, verlangte schriftlich von Dolder eine ausserordentliche Sitzung des Direktoriums, und begab sich inzwischen mit seinen erwähnten Amtsgenossen zum Direktorialpalast. Sie waren angethan mit ihren Amtskleidern; Laharpe hatte seinen Säbel umgegürtet und war auf den äussersten Fall mit zwei Pistolen versehen. — Die Wacht des Direktorialpalastes trat bei ihrer Ankunft unter Gewehr, wie gewöhnlich. Sie fanden aber alle Bureaux leer.

Sie liessen sich das Gesetz vom 13. August 1798 und die Verfassungsurkunde bringen, ernannten Laharpen zum einstweiligen Präsidenten, und ertheilten dem Hauptmann der Truppen, Clavel, ihre Befehle. Unterdessen hatte Dolder in seiner Wohnung die Minister vereinigt, und eine dem Direktorium entgegenstehende Versammlung gebildet, zu welcher sich auch Savary gesellte.

Die Entschlossenheit Laharpe's erschütterte einen Augenblick lang die Gegner desselben. Man kannte den Ausgang des Streites nicht. Viele der im Direktorialbureau Angestellten fanden sich furchtsam wieder ein. Laharpe wollte durch einen Gewaltstreich die Fehde enden. Er schlug seinen Amtsgenossen vor, sich ohne Verzug an die Spitze der Truppen zu stellen, dieselben anzureden, und

mit ihnen gegen die aufrührerische Minorität des Direktoriums zu marschiren, um die Glieder desselben zu verhaften. Doch Secretan so wenig, als Oberlin, fühlten sich zu dem kühnen Schritt geneigt, der vielleicht dem Ganzen eine andere, immer aber eine blutige Wendung gegeben haben würde. Unterdessen war ein Beschluß der gesetzgebenden Räthe wider das versammelte Direktorium erschienen. Dieses, nachdem es fünf Stunden gesessen, wich endlich der Gewalt, und beschloß seine Sitzung mit einer feierlichen Verwahrung gegen die geschehenen Verletzungen der Konstitution.

So richtig auch die Gründe derer sein mochten, welche solchen Schritt für das einzige Heilmittel des leidenden Staates hielten, ward dennoch eben diese Gewaltthat vom 7. Jänner der Todesstreich der helvetischen Republik. Frankreich, um willkührlicher das Loos der Schweiz zu bestimmen, sah den Sturz der Landesverfassung gern, und hatte seinen Geschäftsträger Pichon nicht ohne Weisung gelassen, allen Beistand zu leisten, um die Schweiz in den wandelbaren, einsweiligen Zustand zurückzustoßen, welcher die Quelle ewiger Unruhen und Faktionen werden mußte. Tiefer blickende Staatsmänner der föderalistischen Partei sahen mit Zertrümmerung der auf Einheit gegründeten Verfassung die Möglichkeit wieder, das ehemalige Bundeswesen aufzurichten,

und durch die aus dem provisorischen Zustand des Landes quellenden Uebel nur die Herbeiführung der alten Ordnung der Dinge beschleunigt. Sie priesen daher einmüthig die That des siebenten Jänners; und so sehr verblendete die Leidenschaft die Augen selbst der eifrigsten Unitarier, daß sie ihren größten Staatsfehler als eine der ruhmwürdigsten Handlungen ansahen. Sogar derjenige Mann, welcher in Reden und Schriften der beredteste und berühmteste Sachwalter des Einheitssystems der Schweiz geworden, war an jenem Tage der vornehmste und thätigste, es zu zerstören.

Nach Auflösung des Direktoriums ward die vollziehende Gewalt einem „Vollziehungs-Ausschusse" von sieben Mitgliedern anvertraut. Oberlin, Secretan und Laharpe gingen in ihre heimathlichen Kantone zurück. Und ungeachtet man sie für Staatsverbrecher erklärt hatte, ungeachtet sie am Tage nach ihrer Entsetzung selbst die Mittheilung der gegen sie geführten Beschwerden zu wissen forderten, um sich verantworten zu können, ungeachtet der Volksrepräsentant Herzog von Effingen sogar am 14. Jänner ein förmliches Anklagedekret gegen sie begehrte, begnügte man sich, ohne auf fernere Verantwortung oder Anklage der Gestürzten Rücksicht zu nehmen, sie unter die besondere Aufsicht der Ortsobrigkeiten zu setzen. Aber desto mehr wurden sie verfolgt mit

Schmähungen aller Art wegen Tirannei, wegen zügellosen und blutdürstigen Ehrgeizes, wegen Irreligion u. s. w. Ja der ehemalige General-Sekretär des Direktoriums, Mousson, welcher bei der neuen Regierung wiederum in gleicher Eigenschaft angestellt worden war, forderte Laharpen sogar zum Zweikampf, ohne Furcht, die Gesetze des Staats und der gesitteten Welt zu verletzen. Als aber Laharpe diese, in dem Zeitalter der Barbarei übliche Art, Unschuld zu beweisen, ablehnte, machte Mousson den darüber gepflogenen Briefwechsel selbst, wie Rühmliches, in öffentlichen Blättern bekannt, unter den Augen einer Regierung, welche die „Wiederherstellung der Religion und frommer Sitten" als ihrer Lieblingssorgen eine verkündet hatte.

Laharpe, bei seiner Unkenntniß des Volkes, welches er regieren sollte, bei der Lebhaftigkeit der Empfindungen, von deren Strom er sich hinreissen ließ, bei dem Grade von Ueberspannung und Bewegung, zu welchem ihn die Ereignisse der Revolution und der Widerstand trieben, der seinen gewaltsamen Maasregeln von allen Seiten geleistet ward, bewahrte, auch nach seinem Sturze, bei Feinden und Freunden doch den Ruf eines redlichen Mannes. Groß waren seine Zwecke, gut sein Wille, aber oft unglücklich die Auswahl der Mittel.

Er hatte Bern verlassen, und Lausanne zum Wohnorte erkoren, wo er sich, da ihm Paul I. seine Pension entzogen, dahin gebracht sah, Zeichnungen von malerischen Ansichten der Schweiz zu sammeln, um sie ätzen und in Paris verkaufen zu können. Seine persönlichen Feinde waren nicht großmüthig genug, dem gestürzten und tiefgebeugten Manne Ruhe zu gönnen in der Zurückgezogenheit. Sie fuhren fort, ihn mit Schmähungen aller Art zu bedecken. Er vertheidigte sich in den öffentlichen Blättern mehrmals wider sie, wo er unter andern auch erklärte, daß er, da der Konsul Bonaparte durch Lausanne gereiset, bei demselben niemals eine Audienz begehrt hätte, noch daß sie ihm abgeschlagen worden sei, wie man verbreitet hatte.

Müde endlich der traurigen Neckereien rüstete er sich zur Abreise nach Paris. Schon hatte er einpacken lassen. Er wollte noch einmal nach Rolle, um mit seiner Mutter die letzten Tage im Vaterlande zu verleben, als sein Freund Secretan ihm vorschlug, in dem lieblichen Walde von Sauvablin einen letzten Spaziergang zu machen. Indem sie aus dem Gehölze zurückkamen, brachte ein Verwandter ihm einen Brief, der von Neufchatel gekommen sein sollte. Die Handschrift glich der des Generalsekretärs Mousson, war auch mit diesem Namen unterzeichnet,

und an den helvetischen Minister in Paris gerichtet, folgenden Inhalts: „Die Sachen stehen nicht mehr so ganz auf gutem Fuße; es ist zu fürchten, daß dem ersten Konsul über das Wesentliche die Augen geöffnet werden mögten — sollte Talleyrand kalt geworden sein? Sind ihm die fünfzigtausend Franken bezahlt worden? Sein Sie vorsichtig, mein lieber Minister! Sie können es nicht genug sein! Wenn unser großes Werk entdeckt wird, sind wir verloren. Die Vollziehungskommission zeigt eine verhaßte Schwäche. Finsler, Savary und Glayre sind die einzigen, die Schritt halten. Und dieser letzte könnte durch seine bekannten Verbindungen sehr schädlich sein. Sie kennen die Schritte, die im Februar zu Wien gemacht worden sind. — Die Unterhandlungen mit dem Agenten A. würden einen guten Erfolg haben, wenn man über das Volk und eine reelle Macht disponiren könnte. Vor drei Monaten wäre Alles besser gegangen; jetzt ist große Gefahr. Ziehen Sie mich doch aus der Verlegenheit wegen E. — — Fraternité et gloire.“ Unterzeichnet Mousson.“

Offenbar war hier von einer im Rücken der französischen Armee angesponnenen Verschwörung die Rede, welche gegen Bonaparte, der sich in Italien mit Melas im Kampfe befand, dieselbe Tendenz haben sollte, wie jene einst auf dem

venezianischen Gebiete gegen den gleichen Feldherrn, da er in das Innere Oesterreichs vorgedrungen gewesen. Laharpe, eben so sehr durch die Aehnlichkeit der Handschrift mit der Moussonschen getäuscht, als durch seine Vorstellungen von der politischen Denkart der darin genannten Personen, nahm keinen Anstand, diesen dem Anscheine nach aufgefangenen und ihm zugesandten Brief feierlich zu denunziren. Er legte das Original beim Kantonsgerichte nieder, und sandte eine beglaubigte Abschrift an den Präsidenten des großen Raths nach Bern. Er sah voraus, daß dies Ereigniß große Bewegung unter den höchsten Gewalten, vielleicht wohl gar, denn die Aechtheit des Briefes bezweifelte er nicht, die Auflösung des Vollziehungsausschusses und Wiederherstellung des Direktoriums verursachen würde. Auf jeden Fall hin, wenn er wieder ins Direktorium gewählt werden sollte, theilte er dem Repräsentanten Suter, seinem Freunde, Verzichtung darauf mit.

Ungeachtet Alles vermuthen läßt, daß das ganze Spiel nur entweder Rank eines Feindes von Laharpe war, um ihn in neue Unannehmlichkeiten zu verwickeln, oder Bosheit eines Revolutionärs, welcher den Vollziehungsausschuß durch Verdächtigung der Theilnahme an einer Verschwörung stürzen wollte: handelten die obersten Ge-

walten in Bern nicht mit jener Behutsamkeit, welche nöthig gewesen wäre, auch den leisesten Argwohn zu entwaffnen. Man ließ mehrere Tage verstreichen, ehe nach lebhaften Debatten ein Entschluß darüber genommen wurde. Waren die Verdächtigen schuldig: es ward ihnen Zeit gelassen, allenfalls Gegenanstalten zu treffen. Schon am 21. Juni 1800 war der erwähnte Brief in Bern; erst am 25. kam er zur öffentlichen Sprache. Die gesetzgebenden Räthe verordneten darauf die Verhaftung Mousson's und Laharpe's; sie sandten einen Eilboten in der Nacht mit dem Befehle nach Lausanne, daß zwei Kantonsrichter den Originalbrief überbringen sollten. Der General Montchoisi, welcher einem in derselben Nacht an den helvetischen Minister Jenner in Paris abgeschickten Kurier das Thor hatte öffnen lassen, verweigerte hingegen dem Kurier der gesetzgebenden Räthe den Ausgang, und er mußte bis zum folgenden Morgen warten.

Laharpe's Papiere wurden versiegelt; er selbst am 2. Juli 1800 wurde verhaftet, um nach Bern geführt zu werden, wo das Kantonsgericht in seiner und Mousson's Sache sprechen sollte.

Im Gefühl seiner Unschuld, und in der Ueberzeugung, mit dem ihm zugekommenen Briefe pflichtmäßig gehandelt zu haben, hatte er diesen Ausgang der Dinge am wenigsten erwartet. Er er-

kannte in den gewaltthätigen Verfügungen einen Triumph seiner Widersacher; er konnte den Gedanken nicht ertragen, als Gefangener in eben derselben Stadt aufzutreten, die in ihm ihren ersten Feind sah, und nun wegen seines Falles frohlockte. Er beschloß unterwegs zu entfliehen, und — er bewerkstelligte die Flucht, so scharf er auch bewacht wurde. Vielen war die Art, wie er entkommen sei, unbegreiflich. In einem Briefe erzählt Laharpe selbst das Abentheuer folgendermaßen:

„Es war der zweite Juli 1800, Nachmittags um vier Uhr, als man mich aus Lausanne fortführte. Eine große Menge Volks drängte sich in den Straßen; die schöne Welt von Lausanne hing überall in den Fenstern, um sich eine seltene Augenweide zu geben. Nichts desto weniger herrschte in dem Augenblick tiefe Stille, als ich, ein Gefangener, mitten unter diesem Volke erschien, welches meinem Muthe, meinem Streben seine Freiheit zu danken hatte. Ich nahm Abschied von meinen Freunden; ich empfahl ihnen meine Gattin, meine Mutter, und stieg in den Wagen. Zwei Offiziere setzten sich zu mir, zwei Unteroffiziere stiegen hinten auf, vier Husaren bewachten die Thüren.

„Die Offiziere betrugen sich sehr sehr artig. Einer derselben, der Lieutenant Weber, war mir

wohlbekannt; er bezeugte mir seinen Schmerz, solchen Auftrag erfüllen zu müssen. Er erbot sich, meiner Frau alles das zu überbringen, was ich wünschen möchte. Ich dankte ihm, ohne es anzunehmen. Man hat geglaubt, ich habe diese Offiziere, oder meine Escorte für mich gewonnen gehabt. Dies ist falsch; ich glaube nur, sie haben mich minder strenge bewacht, als vielleicht Andere gethan hätten.

„Zu Moudon war denselben Tag Markt. Die Bauern liefen vor dem Wirthshause zusammen, wo wir abgestiegen waren, und als ich wieder in den Wagen stieg, scholl das Geschrei: „Es lebe Laharpe!“ Ich wandte mich um. „Bürger“, sagt ich, „keinen Lärmen! Es lebe die Republik! Es lebe die Gerechtigkeit!“

„Die Dunkelheit der Nacht überfiel uns Mitte Weges von Payerne. Meine beiden Reisegefährten schliefen ein; und erst da dacht' ich auf Mittel, während der Nacht zu entwischen, wenn man die Pferde wechseln würde. Payerne war eine der Stationen. Wir stiegen, um frischen Vorspann zu erwarten, im Wirthshaus zum Oelbaum ab, wo ich seit sechs Wochen dreimal Herberge gehabt hatte, und mir alle Personen bekannt waren.

„Inzwischen die Offiziere Herbeischaffung der Pferde betrieben, traten verschiedene Personen

herein, unter andern ein Bürger, dem ich von ungefähr einmal Dienste geleistet hatte. In meiner Unterhaltung mit ihm forschte ich, ob es möglich wäre, nach Estavayer zu gelangen. Er zeigte sich geneigt, mir den Weg zu weisen. Es kam darauf an, aus dem Hause zu entkommen. Eine Schildwacht ging im Corridor auf und nieder vor der Thür des Zimmers. Indem nun die Wacht den Rücken gegen die Thür wandte, schlich ich hinter ihr hinweg, eine Treppe hinab, fand meinen Führer drunten, und ging mit ihm zum Thore von Estavayer hinaus. Als wir am Ende der Vorstadt angekommen waren, hörten wir Geräusch. Mein Führer gab mir in der Eil noch einige Weisungen und verschwand. Ich war seit acht Tagen unpäßlich gewesen, hatte seit zwei Tagen gefastet, war also gar nicht in der Laune, auf Abentheuer zu gehen. Bei mir hatte ich zehn Louisd'or, aber weder Pässe noch Waffen. Ich stand in der Mitte einer großen Ebene, die an ein Gehölz stieß, als mir ein Fuhrmann entgegen kam, der nach der Stadt fuhr. Ich konnte wohl denken, daß man ihn über mich befragen, und durch ihn auf meine Spur kommen würde. In Payerne lagen dreißig Mann Kavallerie, folglich würde man mir kräftig nachgesetzt haben. Ich flog dem Gehölz zu. Wie ruhig hätte ich sein können, wenn ich damals gewußt

hätte, daß man die Thore von Payerne gesperrt, sobald meine Flucht ruchtbar geworden.

„Ein dumpfes Getöse von Rossen, welches ich bald nach meinem Eintritt ins Gehölz vernahm, machte, daß ich mich in ein Haberfeld versteckte; aber der empfindliche Frost, welcher mich überfiel, zwang bald den Flüchtling, weiter zu gehen. Dreimal hörte ich das nämliche Geräusch, und eben so oft suchte ich einen neuen Schlupfwinkel. Endlich erreichte ich eine Wiese, von einem starken Hag umzäunt, wo die Pferde der Nachbarschaft weideten während der Nacht. Wir hatten uns also gegenseitig einander Furcht eingejagt, worüber ich lachen mußre.

„Ich stieg auf die Viehtrift hinab, und ließ einen Schuh im Riedboden stecken; es ging viel Zeit verloren, ehe ich ihn wieder fand. Aber ein neues Unglück! beim Sprung über den Zaun wurden meine Seidenstrümpfe übel zugerichtet; zum Glück hatte ich nicht Ursach, eitel zu sein.

„Ich stand vor den Thoren von Estavayer. Sie waren offen. Hätt ich Sicherheit gehabt, nicht unmittelbar verfolgt zu sein, so würd' ich ohne anders ein Schiff gemiethet haben, um über den See zu setzen. Die silbern schimmernde Fläche des Gewässers und die Gebirge von Neufchatel, die ich im Mondenschein entdecken konnte, erregten mir eine lebhafte aber traurige Empfindung.

Ich entschied, auf unbekannten Fußwegen am See entlang zu gehen, um wo möglich noch vor Anbruch des Tages Yverdun zu erreichen und von da die Grafschaft Neuenburg. So setzte ich meinen Weg fort, bis zum Eingang eines großen Waldes, wo sich vor mir drei gleich stark betretene Pfade zeigten. Ich versuchte sie alle drei, und war erst beim letzten glücklich. Die Morgendämmerung kündete einen herrlichen Tag an; still war die Luft; von Zeit zu Zeit ließ sich die Lerche hören und die Drossel. Ermattet blieb ich stehen, und horchte ihnen zu. Einen Augenblick lang war ich versucht, mich unter die Felsen zu flüchten, die dort eine natürliche Grotte bildeten. Aber eine düstere Ahnung jagte mich wieder davon.

„Kaum war ich in die Wildniß des Forstes eingedrungen, als drei Holzfäller vor mir standen. Ich fragte um den kürzesten Weg nach dem Dorf Yvonens, und einer von ihnen mich, wer ich sei? Ich antwortete: „ein Pfarrer." Mein schwarzes Kleid kam der Nothlüge zu statten. Nach der Aussage dieser guten Leute war Yvonens noch eine starke Stunde entfernt und Yverdun noch drei Stunden. Die Kräfte aber waren erschöpft; ich zitterte schon, den ganzen Tag im Gehölz verweilen zu müssen. Indem ich ganz unwillkührlich in einem Hohlweg stehen geblieben

war, rauschte es in den Gesträuchen; ein armes Stachelschwein schlüpfte hervor, und kam ohne Furcht und Mißtrauen dicht heran zu mir. „Sieh da“, dacht ich, „womit du dich den Tag über erhalten kannst.“ In der That hätte wenig gefehlt, und ich wäre der Versuchung unterlegen, das Thier zur Beute zu machen. Es kam aber mit dem Schreck davon.

„Der Tag fing an zu dämmern. Von der Höhe eines der schroffen Hügel, die den See dort begrenzen, durchirrt' ich mit den Augen den stillen Spiegel des Wassers, um ein Schiff zu entdecken. Es zeigte sich in der Ferne ein brauner Punkt. „Das ist eins!“ rief ich und verließ den gebahnten Pfad, lief immer grad aus, stieg, mit Gefahr den Hals zu brechen, zwischen den Klippen nieder, kam zur großen Straße, über die ich behend hinwegflog, um das Seeufer zu erreichen, wo ich mich odemlos niedersetzte im Schirm eines lebendigen Hags, ohngefähr zwanzig Minuten von Yvonens.

„Das Schifflein war unterdessen näher gekommen. Ich machte ein Zeichen; ich konnte ihm endlich zurufen. Anfangs schlug man's aus, mich überzusetzen; zuletzt ward eingewilligt; der Schiffer mußte zuvor aber noch nach Yvonens gehen. Jetzt Herr des Fahrzeugs, bemächtigte ich mich der Ruder, jeden Augenblick bereit, davon Gebrauch

zu machen, wenn ich überfallen und entdeckt würde. Doch alles ging gut; mein Fährmann kam, und wir gelangten nach Vaumarcus.

„So war ich nun wenigstens für den Augenblick geborgen. Ich athmete leichter, als ich den neutralen Boden berührte. Zwar machte ich mich darauf gefaßt, daß die Regierung von Neufchatel mich gewiß ausliefern würde; allein dazu waren doch einige Tage Zeit nöthig, und ich konnte unterdessen doch wohl wieder entrinnen.

„Nachdem ich einige Zeilen an meine Gattin geschrieben hatte, deren Bild mir nie erschien, ohne mich der tiefsten Schwermuth preis zu geben, sucht' ich Ruhe und Erholung. Ein Führer brachte mich bis jenseits des Dorfes Provence, wo ich abermals über helvetisches Gebiet gehen mußte. Wie beflügelt' ich meine Schritte, um wieder Neufchateller Boden zu gewinnen, auf der Anhöhe! — Eine einsame Wiese, die eine kleine Ebene bildete, umgrünte die Höhe. Hier erst hielt ich an, um neuen Athem zu schöpfen. Ach, und indem nun mein Blick hinüber schweifte auf mein Vaterland hin, und wie es vor mir sich erhob mit seinen Riesengebirgen in majestätischer Herrlichkeit; wie blutete mein Herz! Die schmerzlichsten Erinnerungen überwältigten mich; ich sank ohne Empfindung auf den Erdboden nieder. Ich weiß nicht, wie lange ich da gelegen; wohl aber, daß

mein erstes Bewußtsein mit der Erinnerung an einige Stellen aus dem Briefe meines geliebten Zöglings, des Kaisers Alexander, zurückkehrte, welchen er mir 1797 noch als Großfürst geschrieben. Die edeln Empfindungen, die liberalen Grundsätze, welche der erlauchte Jüngling in jene Zeilen gelegt hatte, gaben mir verjüngten Muth. Mit nassen Augen sah ich noch einmal zurück auf mein Vaterland, mein heißgeliebtes Vaterland! — Dann stieg ich von der andern Seite hinab; seine Alpengipfel verschwanden; eine stille, friedliche Welt öffnete sich vor mir. Ich kam zu einer entlegenen Hütte; man reichte mir Milch. Ich warf mich ins Gras, und überließ mich meinen Betrachtungen. Die Heerde der ganzen Flur versammelte sich freundlich um mich.

„Meine Reise durch Val-de-Travers hatte nichts Merkwürdiges; als ich aber gegen Verrieres kam, ein großes Dorf an der französischen Grenze, erneuerten sich meine Besorgnisse. Ich war ohne alle Päße. Glücklicherweise fiel mir bei, daß die Emigranten auf diesem Wege heimzukehren pflegten.

„Als im Jahre 1795 die Herren von Bern mir ihr Gebiet verboten hatten, mußte ich die Schweiz umgehen, und war auch zu Verrieres in ein Wirthshaus eingekehrt, dessen Besitzer mir gute Leute zu sein schienen. Ich fand es wieder,

so wie seine damaligen Eigenthümer. Mein geistlicher Anzug, mein kränkliches Ansehen erwarben mir wahrscheinlich die freundliche Aufnahme, welche ich nie vergessen werde. Ein Bauer aus der Nachbarschaft der Grenze erbot sich, mich hinüber zu führen; die Abreise wurde auf den Abend des folgenden Tages verschoben. Dies gewährte mir Muße, mehrere Briefe zu schreiben, wie auch meine Rechtsverwahrung an die gesetzgebenden Räthe der Schweiz gegen die wider meine Person verübten Gewaltshandlungen.

„Diese Beschäftigungen und das Bedürfniß der Ruhe dienten mir zur Entschuldigung, den Besuch eines ausgewanderten Geistlichen abzulehnen, dem es sehr darum zu thun war, sich mit einem seiner Schicksalsgenossen zu unterhalten. Da meine Kleidung aber Aufmerksamkeit und Mißverständnisse erregen konnte, vertauscht' ich sie mit den Sonntagskleidern eines ehrlichen, guten Zimmermanns. Und nun wähnt' ich am Ende meiner Abentheuer zu sein. Aber mit nichten!

„Ich saß am Tische und plauderte mit dem Ausgewanderten, als plötzlich der Oberst Roland von Romainmotier hereintrat, und die Ankunft einer nach den Bädern la Brevine gehenden Familie ankündigte. Ich konnte leicht denken, daß dies keine andere, als Glayre's Familie sei;

und sie war es, wie ich einige Augenblicke nachher sah. Glaire, dieses Mitglied des mich verfolgenden Vollziehungsausschusses, hatte wirklich Romainmotier in gleichem Augenblick verlassen, als er Nachricht von meiner Verhaftung empfangen. Was Herrn Roland betrifft, der ein weitläuftiger Anverwandter meiner Mutter, ein Freund meines verstorbenen Vaters war, dem ich anderthalb Jahre vorher die Erlaubniß ausgewirkt hatte, in seine Heimath zurückkehren zu können — ich gesteh' es, seine plötzliche Erscheinung war mir nicht die angenehmste, da ich seine blinde Anhänglichkeit an die Berner, seinen erklärten Haß gegen die Revolution, seine Ergebenheit für Glayre kannte, der sein naher Verwandter und großer Protektor war. Er hatte mich zum Glück nicht erkannt, und verließ die Stube sogleich wieder. Ich benutzte den Augenblick, mich zurückzuziehen. Der Ausgewanderte trug mir sein Zimmer an, und kaum war ich in dieses eingetreten, als Glayre das daranstoßende in Besitz nahm, und nichts weniger ahnete, als daß wir so nahe beisammen wären. Diese unverhoffte Zusammenkunft hätte mir gewiß noch weit größere Unruhe gemacht, wenn ich damals gewußt hätte, was ich erst drei Jahre nachher erfuhr, daß nämlich die Neufchateler Maréchaussée, aufgemuntert durch starke Verheißungen, nur einige Stunden von mir war.

„Der Ausgewanderte, ungemein dienstgefällig, gab mir alle mögliche Anleitungen, meinen Gang über die Grenzen zu sichern. Indem ich ihn verließ, sagte ich ihm meinen Namen. Auch die Wirthsleute nahmen herzlichen Abschied von mir. So eilt' ich über die Grenzen. Abends um 8 Uhr hatt' ich alle Posten bis jenseits Pontarlier umgangen; ich verfolgte die ganze Nacht meinen Weg auf einem kleinen Wagen bis Salins, und ging den folgenden Tag bei der unausstehlichsten Hitze zu Fuß gen Auxonne. Bei einbrechender Nacht hatt' ich mich in dem großen Wald von Chaux beim Dole verirrt, weil ich nähere Wege hatte einschlagen wollen. Erst spät kam ich in dieser Stadt an; nirgends wollte man mich aufnehmen, mein Aufzug versprach wenig. Nur nachdem ich ein Trinkgeld im voraus bezahlt, gab man mir aus Barmherzigkeit, am äussersten Ende der Stadt, Herberge. Hier, da ich mir kein frisches Linnen verschaffen konnte, mußt' ich selbst die Wäsche machen, so gut es gehen wollte, und sie nach Potsdamer Sitte an den Fensterkreuzen trocknen.

„Als ich nach Dijon kam, wo die Reserve-Armee damals lag, waren alle Wirthshäuser besetzt. Es hätte wenig gefehlt, und ich mußte unterm blauen Himmel liegen bleiben. Am folgenden Morgen ging ich zum General Brüne. Er empfing mich mit einer Aufmerksamkeit und Achtung,

als wär' ich noch ein Glied des Direktoriums. Die in seinen Zimmern zahlreich versammelten Offiziere mußten allerdings betroffen sein, da sie sahen, wie ihr General einem so übel gekleideten Menschen, wie mir, so ausgezeichnete Höflichkeiten erwies. Ich nahm von ihm das dargebotene Darlehn von vierzig Louisd'or an, einen Postwagen, Pässe und einen Brief an den ersten Konsul Bonaparte. — So verließ ich diesen edelmüthigen Feldherrn, das Herz voller Erkenntlichkeit gegen ihn. Nach sechsunddreißig Stunden war ich in Paris, wo man die Nachricht von meiner Flucht erst den Tag vorher erfahren hatte." — —

Laharpe hielt sich anfangs bei seinen Freunden in Paris verborgen, bis er durch dieselben eine Empfehlung an den General Murat erhalten hatte, der ihn nach Malmaison einladen ließ, um ihn dem ersten Konsul vorzustellen.

Bonaparte empfing Laharpen mit kalter Höflichkeit, und einem Ton, der vorgefaßte Meinungen verrieth. Die Unterhaltung ward lebhaft, und dauerte eine Stunde lang, bis zur Ankunft des zweiten Konsuls. Ungeachtet seiner Lage und seiner gegenwärtigen Abhängigkeit, änderte Laharpe nichts in Gesinnung und Ansicht, wiewohl der erste Konsul nicht beizustimmen geneigt war. Er bat diesen endlich, den Verfolgungen ein Ende zu machen, die man gegen seine Freunde

in der Schweiz richte. Bonaparte, ohne darin einzutreten, ließ es ihm hoffen, und versprach ihm Schutz in Frankreich, aber unter Bedingung, sich ferner nicht in die Angelegenheiten der Schweiz zu mischen.

Laharpe zog sich von nun an auf sein Landhaus zu Plessis-Piquet, ohnweit Paris, zurück, wohin ihm seine Gemahlin folgte. Die rohe Leidenschaftlichkeit seiner Feinde in der Schweiz verirrte sich unterdessen so weit, ihn, wie den gemeinsten Verbrecher, zu signalisiren und auszuschreiben. Vermuthlich glaubten sie ihn, durch dergleichen Besudelung, in der öffentlichen Meinung auf ewig zu Grunde zu richten. Allein das moralische Todschlägergeschäft hat mit dem bürgerlichen gemein, daß es den Hinrichter selbst nur unehrlich, nicht fürchterlich, macht; während theilnehmende Achtung den tröstet, dessen Bild die Hand des Hasses oder Neides an den Galgen schlägt. Im Jahr 1801 unternahm Laharpe eine Reise nach Rußland, von welcher er erst im Juli 1802 zurückkehrte, mit den Beweisen der Achtung Alexanders, seines ehemaligen Zöglings, überhäuft.

Hingegeben seinen ländlichen Beschäftigungen, war er mit den politischen Unruhen der Schweiz fortan nicht mehr in Berührung. Er beklagte sein Vaterland und die Vernichtung seiner Erwartungen. Inzwischen blieb er immer Gegen=

stand der Achtung seiner Mitbürger, und die Schmach, womit ihn einst der Vollziehungsausschuß, womit ihn alle Anhänger des Föderalismus hatten bedecken wollen, machte ihn den Andern nur ehrwürdiger. Daher geschah es, daß nach der Insurrektion vom Jahre 1802, als man Deputirte zu der von Bonaparte nach Paris berufenen Konsulta wählte, mehrere Wahlversammlungen in den Kantonen Zürich, Bern und Zug ihn gleichzeitig zu ihrem Abgeordneten ernannten. Er aber, schon unterrichtet, daß das Einheitssystem der Schweiz zerstört werden sollte, mochte keine Hand bieten zur Wiederaufrichtung des Föderalismus, oder einer neuen Eidsgenossenschaft, in welcher er die unabhelfliche Vernichtung wahrer schweizerischer Unabhängigkeit erblickte, und die Gefahr, daß bei jedem neuen Kriege die sich selber lähmende Schweiz Bühne desselben werden müsse.

Aus gleichen Gründen lehnte er es ab, die Stelle eines Mitgliedes im souveränen Rath des Kantons Waat anzunehmen, zu der ihn das Volk rief.

Nikolaus Friedrich von Steiger,

gewesener Schultheiß der Republik Bern.

Von Allen, welche mit dem Untergang der alten Eidsgenossenschaft, für sie fechtend, Vaterland oder Leben verloren, war keiner, dessen Verlust lauter beklagt, dessen Geist und Herz selbst von Gegnern höher geachtet wurde, als Nikolaus Friedrich von Steiger.

Er war geboren im Jahr 1729 aus altem patrizischen Geschlechte. Sein Vater, Nikolaus Sigismund von Steiger, Landvogt zu Morges (welcher schon im Jahr 1748 starb), erkannte früh des Kindes Anlagen, und versäumte nichts, sie auf das Vollendetste zu entwickeln. Der Jüngling empfing vorzügliche Erziehung, und auf Hochschulen und Reisen durch die merkwürdigsten europäischen Staaten bereicherte er sich mit jener Mannigfaltigkeit von Kenntnissen, mit jener Gewandtheit im Umgange, welche ihn bald über Seinesgleichen ehrenvoll erhoben.

Früh begann er und mit Glück die bürgerliche Laufbahn in seiner Vaterstadt. Seit 1764 Mitglied des souveränen Raths von Bern, erhielt

er im Jahr 1772 das Amt eines Schultheißen von Thun, und zwei Jahre nachher seine Stelle im kleinen Rath der Republik. Von dieser Zeit an war er es immer, auf welchen alle Stimmen fielen, wenn es in wichtigern Angelegenheiten eines Mannes bedurfte, dessen Einsichten durch unermüdliche Thätigkeit fruchtbar werden sollten, dessen unerschütterliche Rechtschaffenheit von der Kunst begleitet sein mußte, Menschen zu ergründen und zu führen. So stand er in den Jahren 1775 und 1776 auf den ausserordentlichen Tagsatzungen zu Aarau und zu Baden, wegen des französischen Bündnisses, als Gesandter; wie auch zu Solothurn 1777 bei der Abschliessung dieses Bundes. So stand er zu Genf als erster Gesandter seines Freistaats in den Jahren 1781 und 1782 zur Vermittelung der bürgerlichen Unruhen, welche jener kleinen Republik an den Ufern des Leman schon damals Untergang bereiteten.

Steiger trat von keinem der ihm anvertrauten Geschäfte zurück, ohne die Achtung zu vergrößern, mit welcher Fremde und Mitbürger seinen Vorzügen huldigten. Bald zeichnete ihn die öffentliche Meinung vor Allen aus, welche mit ihm vaterländische Angelegenheiten leiteten; und der vierte April des Jahres 1787, an welchem Tage er fast einhellig zu einem der Schultheissen der Stadt und Republik erwählt wurde,

gab seinem Diensteifer ums Vaterland mit dem Lorbeer zugleich glänzendere Ziele.

Friedrich Wilhelm II., König von Preussen, übersandte 1788 dem neuen Schultheiß den Orden des schwarzen Adlers.

Daß Steiger an der Spitze eines selbstständigen Freistaates seiner Würde nicht angemessener fand, statt Ehrenzeichen eines fremden Königs zu tragen, dieselben abzulehnen, ward ihm von denen, welche Unabhängigkeit des Bürgers von Verbindlichkeit gegen fremde Fürsten ehren, übel gedeutet. Aber er war nicht mehr der Einzige der Eidsgenossenschaft, welcher Gunstbezeugungen des Auslandes ohne Bedenken nahm. In allen Kantonen sah man damals des königlichen Frankreichs Ludwigskreuze, und das Gold fremder Staatspensionen, ungeachtet diese noch mehr, denn jene, und nur zu oft, verderbenreich gewesen waren.

Als Haupt der Republik wußte Steiger die früher erworbene Achtung tadellos zu bewahren und zu erweitern. Es ist bekannt, daß Pitt selbst ihn unter die besten und vorzüglichsten Staatsmänner zählte. Vertraut mit mannigfaltigen Interessen auswärtiger Länder, erregte sein Urtheil, sein Scharfblick Bewunderung, und erwarb ihm persönliche Freundschaft oder Briefwechsel von Staatsmännern der Fremde. Denn diesen lag von jeher daran, durch Verbindung mit ange-

sehenen oder Einfluß genießenden Männer in der Eidsgenossenschaft entweder Geist- und Geschäftsverhältniß derselben, oder Thun und Treiben von Gesandten anderer Mächte kennen zu lernen.

Ohne glänzende Beredsamkeit hatte er die ausgezeichnete Gabe, lichtvolle Klarheit über jeden Gegenstand zu verbreiten, den richtigsten Gesichtspunkt festzustellen, und Mittel und Folgen so hell zu berechnen, daß er selten die Versammlungen des Rathes verließ, ohne die entschiedensten Gegner seiner Meinungen wenigstens erschüttert zu haben. Mit jener Würde, die ihn als erste Magistratsperson einer aristokratischen Verfassung umgab, verschwisterte er die Leutseligkeit, welche dem ersten Bürger gegen Mitbürger wohlansteht, und auf den Namen ihrer Freiheit stolze Schweizer leiten konnte. Wohlstand und Ehre des ihm anvertrauten Vaterlandes waren sein Idol; nachsichtsvoll gegen den Untergebenen, gefällig gegen den Freund, zärtlich im häuslichen Kreise der Familie, stand er mit Festigkeit in angenommenen Grundsätzen.

So war Steiger, der Schultheiß Berns, wie ihn Freunde kannten, wie ihn selbst der Mund derer schilderte, welche Eifersucht, oder Verschiedenheit politischer Meinungen von ihm trennten. So blieb er, als Helvetien mit seinem schreckenvollsten Verhängniß rang, und die alte Eidsge-

nossenschaft zusammenstürzte, unter deren Trümmern er sein Grab nahm.

Schon rührte Steiger fast an sein siebenzigstes Lebensjahr, als Frankreich die zerstörenden Plane des Ehrgeizes und der Raubsucht entfaltete. Er hatte längst geweissagt, daß, wenn die Umgestaltung Frankreichs Bestand haben sollte, auch die Eidsgenossenschaft in das allgemeine Unglück Europens gezogen werden werde. Die vereinte Kraft aller Mächte eines ganzen Welttheils, gelagert gegen ein durch Sittenverderbniß und Zwietracht gelähmtes Volk, flößten ihm, wie vielen andern in ihren Erwartungen Getäuschten, unbeschränktes Vertrauen auf die Koalition der Könige ein. Er hatte entschieden die Partei dieser gewählt, und sich zu den Gegnern der Revolution Frankreichs gestellt. Früher wäre die Schweiz schon, und vielleicht nicht ohne entscheidende Wirksamkeit auf den Ausgang der großen Angelegenheit Europens, in den Kampf getreten, wenn Steigers Ansichten diejenigen aller Eidsgenossen gewesen wären.

Aber in Bern selbst lehnte sich ihm eine bedeutende Partei entgegen, welche die Ruhe der Nation allem Waffenruhm vorzog, und endlich wohl selbst im letzten aller Uebel, in der Veränderung der mangelhaften, widerspruchsvollen eidsgenössischen Staatsverfassung, eher Verbesserung, als Ver-

schlimmerung des öffentlichen Zustandes erblickte. Männer, deren Geburt und Geistesgaben Ansehen in der Republik zusicherten, standen an der Spitze dieser Opposition. Sie berechneten mit leidenschaftsloserm Geiste die Ohnmacht eines, von verschiedenen Absichten geleiteten und wider einander selbst eifersüchtigen Völkern veranstalteten, Kreuzzuges gegen eine mächtige, rastlose, geistvolle Nation, welche berauscht von der Liebe zur Freiheit, um diese zu erkämpfen, jedes Opfer zu klein, keine Gefahr zu groß fand.

Der Erfolg der ausserordentlichen Begebenheiten, die damals den Weltkreis erschütterten, rechtfertigte das Urtheil jener Männer, und minderte selbst das ungemessene Vertrauen, welches man bisher Steigers Scharfblick zu zollen gewohnt war. Alle die, welche den Krieg fürchteten, oder welche glaubten, man könne das übermüthige Frankreich durch Widerstand nur reizen, aber durch Nachgiebigkeit gewinnen, gesellten sich zur Gegenpartei des Schultheißen, dessen Sinn sich jedoch unter der Gewalt der Umstände nicht beugte.

Bisher war Helvetien meistens nur ruhige Zuschauerin des ungeheuern Schauspiels gewesen, worin Nationen und Fürsten um die Heiligthümer der Menschheit spielten. Der Tag aber erschien, da die Fünfmänner des Luxembourg auch dem eidsgenössischen Bunde Fehde aufdrangen, und in der

Zwietracht der Kantone und ihrer Bewohner Anlaß und Mittel zur Erreichung der eroberungssüchtigen Absichten fanden.

Der Kanton Bern, der volkreichste der Schweiz, und unmittelbar Frankreich begrenzend, galt als Vormauer der Eidsgenossenschaft. Noch standen erfahrne Staatsmänner am Steuer dieser Republik, deren Bewohner mit religiöser Ehrfurcht den Satzungen der Väter anhingen, und eine Verfassung liebten, welche ihnen Sicherheit und Wohlstand seit undenklichen Zeiten gewährt hatte.

Mit Bern zuerst wollte Frankreich in Hader treten, und suchte daher Verbindung mit den Mißvergnügten dieses kleinen Staates. Durch die Politik der herrschenden Stadt in ihren alten Freiheiten und Rechtsamen beengt, hatten viele der ehemaligen Munizipalstädte, und besonders das fruchtbare Waatland, schon öfters vergebliche Versuche gemacht, die zertretenen Privilegien wieder geltend zu machen. Hier fanden also die zur Staatsumwälzung willigen Männer Frankreichs die ersten und zahlreichsten Anhänger. Aufgemuntert von ihnen erhoben sich zuerst die Städte des Waatlandes gegen Bern; bald ward die Gährung allgemeiner an den Ufern des Leman.

Der Schultheiß von Bern erkannte Frankreichs Hinterlist in diesem grausamen Spiele. Er sagte den Eidsgenossen ihr Schicksal, und daß es

nicht Frankreichs Zweck so sehr sei, Veränderungen in der Verfassung der Schweiz zu bewirken, die dem Zeitgeist angemessener wären, als vielmehr Ausplünderung des Landes und Herrschaft über die helvetischen Gebirgspässe.

Voll Vertrauens auf Tugend und Völkerrecht, ungeachtet der warnungsvollen Schicksale von Holland, Venedig und Genua, konnten die übrigen Schweizer nicht die Möglichkeit so abscheulicher Plane glauben. Das Bedürfniß besserer Staatseinrichtungen, und der Abschaffung eingeschlichener Mißbräuche, hatte zwar den Wunsch einer zweckmäßigen Landesordnung allgemein gemacht; kein Schweizer aber war damals noch von Leidenschaft so weit getrieben, daß er Neuerungen auf Gefahr allgemeinen Untergangs gewollt hätte.

Es war Rede, als der Sturm nahte, man müsse Steigern die Macht der Diktatur, wo nicht der ganzen Eidsgenossenschaft, doch Berns anvertrauen. Ob man gleich dies standhaft zu Bern verweigerte, war es doch Aller Sinn, das Aeusserste zu wagen, wenn Frankreich mehr, als Beseitigung der Beschwerden der Waat und Verbesserung der aristokratischen Regimentsform, begehren würde.

Also wählte man den Weg der Unterhandlungen mit französischen Feldherren, und rüstete sich für den Nothfall kriegerisch. Keiner aber

fühlte lebhafter die Entehrung Berns durch Unterhandlungen mit dem höhnenden Trotz eines Fremdlings, als Steiger. Unaufhörlich ermahnte er zu kraftvollen, des alten Ruhms würdigen Entschlüssen.

Die Spaltung der Meinungen, die abwechselnde Oberhand der Parteien in diesen Tagen, verursachte gefährliches Schwanken in den genommenen Maaßregeln, Widersprüche in den Befehlen, Verwirrung und Erschlaffung, die den Untergang beschleunigten. Steiger hielt den Kampf mit Frankreich für unvermeidlich; darum wollte er ihn, um ehrenvoll vor Europa, und beklagt von der Menschheit, unterzugehen.

In der Versammlung des Rathes, am 26. Hornung, wurde daher erkannt, bei den schon vorher erklärten Bedingungen unerschütterlich zu verbleiben, und dem General von Erlach, der die Berner Schaaren befehligte, unumschränkte Vollmacht zu ertheilen, den Feind anzugreifen, sobald der Waffenstillstand verflossen sei. Zu dieser Sitzung waren die vielen Hauptleute des Heers, welche zugleich Stellen im großen Rath bekleideten, einberufen worden, und ihre Gegenwart hatte diesen Entschluß bewirkt.

Er erweckte in den meisten Gemüthern Freude. Jeder glaubte, das Ende aller schon erduldeten Schmach sei vorüber, und die Bürger jeden

Standes, jeden Alters rüsteten sich fröhlich zum Streit. Bern schien wieder von dem heroischen Geist beherrscht, wie in den Tagen seines aufblühenden Ruhms, da es voll stolzen Unwillens einen seiner Schultheißen darum ehrlos erklärte, weil er das Heer von einem ungleichen Kampfe abgehalten.

Es erschien das Ultimatum des französischen Vollziehungsdirektoriums, welches gänzliche Auflösung der bisherigen Regierung und der Armee gebot.

Schon hatten in den meisten ehemals aristokratischen Kantonen die Regierungen ihre Stellen in die Hände des Volks niedergelegt, und provisorische Obrigkeiten waren an deren Platz aufgerichtet. Basel, Luzern, Zürich und Schafhausen ermahnten Bern zur Nachgiebigkeit, um für gesammte Eidsgenossenschaft Frieden zu bewahren Steigers Gegenpartei im Rath von Bern, welche kein Opfer zu theuer fand, wenn dem Kriege und der gewaltsamen Umwälzung der Staatsverfassung vorgebeugt werden könnte, erhob sich noch einmal mit neuer Macht. Der Beschluß vom 26. Hornung wurde wieder vernichtet, und die Einsetzung einer provisorischen Regierung beschlossen.

„Das alles wird uns nicht retten!“ sagte der Schultheiß, als er im Begriff war, zum letzten-

male seine amtliche Tracht anzulegen und zum letztenmale das Rathhaus zu betreten: „Noch ist es um eine Zeremonie zu thun, und dann begleiten wir einander, wohin Pflicht und Ehre uns rufen.“

Die letzte Sitzung und völlige Auflösung der alten, sechshundertjährigen Regierung war kaum vorüber, so entstand in der Stadt aus ganz entgegengesetzten Ursachen solche Bewegung des Volks, daß während eines Augenblicks ernsthafte Auftritte zu besorgen waren.

Der Befehliger der Stadtwache eilte zum Schultheiß und bot ihm zu seiner persönlichen Sicherheit Wache an. „Wozu diese unnöthige Vorsicht?“ antwortete der vom Unglück des Vaterlandes gebeugte Greis: „Ich bedarf keiner Wachen. Zu jeder Zeit hab' ich alle Pflichten gegen den Staat erfüllt, und also nichts zu fürchten.“

Von jetzt an war sein Vorsatz, sich zur Armee zu begeben, um auf dem Schlachtfelde mit dem Vaterlande und mit dem Ruhm des alten Bernernamens zu fallen. Sein Schwiegersohn, Karl Rudolph von May von Rued, wollte ihn dahin begleiten, wurde aber durch unerwartete Befehle nach einer andern Seite abgerufen. Sie schieden mit zerrissenen Herzen. Indem der heldensinnige

Greis seinen Sohn noch einmal an die Brust drückte, sprach er zu ihm: „Leben Sie wohl, mein Freund, in dieser Welt werden wir uns schwerlich wiedersehen.“

Wenige Stunden darauf verließ er Bern, die Stadt seiner Väter, welche er so lange mit Weisheit verwaltet hatte, für deren Ruhm er jetzt nichts mehr, als bluten und sterben konnte. Er begab sich zum General von Erlach.

Aber die Verwirrung, welche schon damals unter den ungeübten Truppen der Berner herrschte, war schrecklich. Die politischen Meinungen, wie in der Stadt, waren auch hier im Felde verschieden. Viele, ja die meisten Krieger verwünschten der Regierung Wanken und Zögern, wo es die Ehre galt; sie witterten in allen Maasregeln nur Verrätherei des Vaterlandes, die freiwillige Auflösung der Regierung bestärkte ihren Verdacht, und trieb den Mißmuth aufs höchste. Andere freuten sich der Verwirrung, weil damit dem Kriege schnelles Ende zu machen war; sie suchten dieselbe zu vergrößern, Argwohn auf die bisherigen Herrscher zu erwecken, und sich selbst größeres Ansehen zu bereiten. Indem sie ein Gefecht mit dem Feinde nur als eine ehrenhalber zu beobachtende Formalität ansahen, waren sie weder auf großen Widerstand, noch auf Minderung der Anarchie bedacht. Jeder that wie er wollte.

Niemand gehorchte; Alle aber, sei es aus redlicher Empfindung, oder um ihre Sinnesart zu verschleiern, schrien zum Kampf, und forderten die Niedermetzelung der landesverrätherischen Hauptleute. Aufruhrzettel liefen durch's Lager, in welchen die Offiziere beschuldigt waren, vom Feinde bestochen zu sein.

Nachdem der französische General Brüne, nach Verlauf des zweiten Waffenstillstandes, die Solothurner bei Dornach, und Schauenburg die Berner bei Lengnau zwischen Büren und Solothurn überfallen hatte, stieg des Volkes Wuth aufs höchste. Alle Befehlshaber und Offiziere wurden Verräther gescholten, welche, einverstanden mit dem Feinde, das Volk zur Schlachtbank, und das Vaterland in die Sklaverei führen möchten. Man drohte vielen das Leben zu nehmen; andere wurden wirklich von ihren Leuten erschlagen.

Die allgemeine Gährung und Verzweiflung verbreitete sich von der Armee auf das übrige Landvolk. Jeder bewaffnete, jeder rüstete sich zum Kampf, ohne zu wissen, wohin? und gegen welchen Feind? Ueberall rauschten Verwünschungen gegen die Obrigkeit, gegen die Anführer, gegen den Feind.

Die Erscheinung des Schultheißen Steiger in diesem Getümmel war zu spät und blieb ohne

Wirkung. Früher, ehe noch durch die wankelmüthigen und widerspruchvollen Maasregeln des Berner-Rathes Unordnung unter die Armee gebracht worden war, hätte sein plötzliches Vortreten an die Spitze des Heers dieses unfehlbar zum Sieg und Tod begeistern können. Er kam jetzt an, um Zeuge des schmähligen Untergangs zu sein.

Die Nacht vom 4. zum 5. März brachte er beim General von Erlach im Grauholz unter freiem Himmel zu. Und als sie beide, die Verhängnisse ihres Vaterlandes düster übersinnend, dasaßen, und dem entscheidenden Morgen mit ruhigem Muthe entgegensahen, rauschte, durch die finstere Nacht begünstigt, der Fuß eines Meuchelmörders herbei. Doch beim schwachen Schimmer des angezündeten Feuers ward der Bösewicht in eben dem Augenblick bemerkt, als er im Begriff stand, den General zu durchbohren. Man fuhr auf; der Elende entrann, ehe er die Gräuelthat vollstrecken konnte. Unbekannt ist's geblieben, wer er gewesen, und ob sein entsetzliches Vorhaben nur auf den General allein, oder auch auf den ehrwürdigen Schultheiß gerichtet war?

Im Grauholz hatten, wie bekannt, die Berner in der Gegend, wo sich die beiden Heerstraßen von Zürich, und Solothurn trennen, einen Ver-

hau angelegt, und mit einem noch ziemlich beträchtlichen Kriegshaufen besetzt.

Hier war es, wo der greise Schultheiß des sinkenden Berns, im Angesicht der Seinigen, den letzten seiner Wünsche erfüllt zu sehen, den Tod für's Vaterland zu finden hoffte.

Nachdem die Berner schon bei Fraubrunnen geschlagen waren, zogen sie sich in unordentlicher Flucht, von der feindlichen Artillerie und Reiterei verfolgt, in die Stellungen von Wyler und im Grauholz zurück.

Da, wo der Verhau über die Landstraße gezogen war, lag hingestreckt der Stamm einer mächtigen Eiche, welche die Stürme manches Jahrhunderts überlebt, und mit dem Laube ihrer Jugendzeit vielleicht schon die Siegerstirnen der Berner aus den Tagen Rudolfs von Erlach, des Siegers von Laupen, beschattet hatte. Auf diesen morschen Stamm, dem Sinnzeichen der Vergänglichkeit irdischer Größe, hatte sich der letzte Schultheiß des alteidsgenössischen Berns hingestellt, um von seinen treuen Kämpfern gesehen zu werden und ihren Muth zu beleben. Lange stand er da, im Angesicht des vordringenden Feindes, und einem mörderischen Kartätschenhagel und Flintenfeuer ausgesetzt. Blutend und fechtend fielen seine Mitbürger neben ihm; nur er fand den gewünschten

Tod der Edle nicht im Streite um den Ruhm des Vaterlandes.

Unweit davon flog ein Munitionswagen in die Luft und zerschmetterte die meisten umstehenden Männer. Die dadurch veranlaßte Unordnung, die Lebhaftigkeit des feindlichen Feuers, ein wüthender Angriff der französischen Reiterei, welche die Stellung der Berner umgangen hatte, und die immer wachsende Uebermacht des Feindes nöthigte die Schweizer, nach großem Verlust an Todten und Verwundeten, auch diese Stelle zu verlassen. Hinab von dem Eichenstamm gerissen und im wilden Gewühl der Flucht mit fortgedrängt, sah der greise Schultheiß Berns Schmach, ihm bitterer, als Tod. Auf die Arme zweier wackern Unteroffiziere, Duki und Dinkel, gestützt, kam er mitten im Getümmel der fliehenden Haufen, die sein Zuruf vergebens zu neuem Widerstand aufbot, zur Heerstraße, welche unaufhörlich von den feindlichen Kanonen bestrichen ward, bis auf die Anhöhen unmittelbar vor Bern. Hier nahm der ungleiche Kampf durch Uebergabe der Stadt ein Ende.

Noch einen düstern Blick des Schmerzes senkte der siebenzigjährige Mann auf die gefallene Vaterstadt. Dann wandte er ihr den Rücken, sah die unglückselige nicht wieder, und begab sich, von

einigen Getreuen begleitet, in die Gebirge des Oberlandes.

Hieher hatte die Regierung, ungewiß des Verhängnisses, schon geraume Zeit vorher beträchtliche Vorräthe von Waffen und Geld gesandt. Unterstützt von den unerschrockenen Bergvölkern, und begünstigt von der Natur, welche hier zur Schirmung der Freiheit unersteigliche Wälle von Felsen und Gletschern neben den Engpässen und Schlünden wilder Thäler gebaut hatte, hoffte man, wenn Alles verloren sei, noch langen Widerstand zu leisten, und wenigstens dem Feinde ehrenvolle Bedingungen abzugewinnen.

Steiger und Erlach, der General, eilten dahin. Sie wollten die Trümmern ihrer Schaaren um die Fahnen Berns noch einmal in diesen Gebirgen versammeln.

Allein die Uebergabe der Stadt, der verschiedenen Treffen unglücklicher Ausgang, hatten Mißtrauen und Wuth der Soldaten gegen alle ihre Obern bis zur Raserei gespannt. Einzeln oder in regellosen Schwärmen zogen sie, mit Geberden der Verzweifelnden, in ihre Heimath, und bezeichneten ihren Durchzug mit Verheerung und Schrecken. Kein Offizier durfte sich vor ihren Augen zeigen, geschweige Befehl ertheilen. Jeder pries sein Loos, wenn er, diesen ausgelassenen Horden entronnen, Schutz in den Armen der Sieger finden konnte.

Der Schultheiß, von seinen getreuen Unteroffizieren allein begleitet, die ihn aus dem Kampf geführt hatten, zog unter Todesgefahren mitten durch die erbitterten Schwärme. Zwischen Muri und Bern war er von herumstreifenden feindlichen Husaren umgeben. Nur mit Mühe entging er ihnen, indem er sich in eine kleine Scheuer verbarg, bis er seinen Weg wieder mit einiger Sicherheit verfolgen konnte.

So viele Leiden hatten die Kräfte des Greises erschöpft, wenn gleich seinen hohen Geist nicht gebeugt. Ermattet lag er da, und verlassen von Allen, die ihn einst mit Ehrfurcht und Liebe gesegnet hatten. Nur die beiden treuen Krieger verliessen den Edeln nicht. Mit List und Muth gelang es einem derselben, in Muri einen kleinen Wagen zu erhalten; auf diesem setzten sie ihre Reise zu den oberländischen Gebirgen fort.

Sie erreichten endlich das Dorf Münsingen. Steiger sehnte sich nach einer Nachricht vom Schicksal seines Freundes, des Generals von Erlach. Das Dorf war voll Getümmels. Aus den Augen aller Bewaffneten, die umherwütheten, blitzte Verzweiflung. Hier erfuhr er, daß die rasenden Haufen so eben den General, ihren eigenen Befehlshaber, auf das gräßlichste ermordet hätten, und die Offiziere, welche den Feldherrn begleiteten, nur mit

Noth und unter manchen Wunden ihr Leben mit der Flucht gerettet hätten.

Von dem nämlichen Haufen der Mörder ward in diesem Augenblick der Wagen des Schultheißen lärmend umringt. Man erkannte an seinen Kleidern nicht seine Würde, wohl aber seine Herkunft aus der ehemaligen Herrscherstadt. Die Bajonette drängten sich sofort von allen Seiten gegen ihn, während Andere ihn mit ihren Fäusten griffen.

Gelassen wandte sich der ehrwürdige Mann zu den Mördern: „Soll ich,“ sprach er, „den die Kugeln des Feindes nicht trafen, nun des Todes von den Händen der Meinigen sterben — ich fürchte auch diesen Tod nicht mehr. Aber ihr müsset doch auch wissen, wen ihr tödtet.“ — Indem er bei diesen Worten seine Brust entblößte, erkannten sie an seinem Ordensbande den ehemals Hochverehrten. Ehrfurchtsvolles Grauen lähmte die ausgestreckten Fäuste. Die Bajonette senkten sich. Entwaffnet und schweigend starrten die Haufen auf den majestätischen Greis hin. Das Gefühl der Menschlichkeit kehrte in ihre Brust zurück. Langsam fuhr der Wagen durch ihre Reihen. Keiner wagte es, ihn anzuhalten. Manche Stimme rief: „Fliehet!“ manches Auge, beim Anblick des erhabenen Unglücklichen, umhüllte sich mit Thränen.

Er erreichte bei Thun die Ufer des Sees, wo ihm und seinen beiden Gefährten ein Schiff-

lein gewährt ward. Lange hielt man ihn an. Neue Schreckens-Auftritte schienen sich vorzubereiten. Endlich gestattete man die Abfahrt. Bald aber donnerten mehrere Flintenschüsse dem entkommenden Schifflein nach.

Beim sinkenden Tage erreichte man das Dorf Brienz, welches seinem reizenden See den Namen gibt. Hier erfuhr man kaum des Schultheißen Ankunft, als sich Männer und Weiber und Kinder hindrängten, den müden Greis zu begrüßen. Mit den schönsten Empfindungen alter Dankbarkeit und unbestochener Treue umringten sie ihn. Und als seine Gefährten sein Leben bewachen wollten während der Nacht, sprachen mit empörtem Stolze die Männer von Brienz: „Wie? sind wir Mörder und Verräther? Nein, wir selbst wollen unsern Schultheiß bewachen inner unsern Mauern!“ Und sie übernahmen die Wacht.

In den Gebirgsthälern des Oberlandes hatte inzwischen der Geist des Aufruhrs und Argwohns alle Verhältnisse so sehr verwandelt, daß besonders nach der Ermordung Erlachs an die Vertheidigung dieser Länder nicht mehr gedacht werden durfte. Vor dem Ausbruch der Feindseligkeiten hatten sich hieher mehrere Berner Frauen mit ihren Kindern begeben, deren Väter, Gatten und Brüder den Fahnen des Vaterlandes ins Schlacht-

feld gefolgt waren. Mit herzlicher Gutmüthigkeit war ihnen die Freistätte geöffnet worden, und Jeder hatte gewetteifert, die Zitternden zu trösten. — Aber kaum war die Nachricht vom Falle Berns erschollen, kaum waren die geschlagenen Flüchtlinge des Oberländer-Bataillons in ihrer Heimath angelangt, so verbreitete sich auch hier der Argwohn, den sie vom Heere brachten. Wuth und Rachbegierde verdrängte das Mitleid, welches vor wenigen Stunden noch alle Herzen bewegt hatte. Trostes und Schutzes beraubt sahen sich nun die unglücklichen Frauen und Kinder plötzlich in der Mitte wilder Feinde. Flüche und Drohungen tönten überall. Oft auf das grausamste mißhandelt, wurden sie aus diesen Gegenden vertrieben. Ihnen blieb keine Wahl, als nach dem eroberten Bern zurückzukehren, und die Gnade der Ueberwinder zu suchen, oder über das Hochgebirg in fremde Kantone zu flüchten.

Der Schultheiß, überzeugt von der Unmöglichkeit, in einem aller Gesetzlosigkeit preis gegebenen Lande Widerstand gegen den Feind zu bereiten, entschloß sich demnach mit unaussprechlichem Schmerz, das verlorne Vaterland zu verlassen, dessen Schande er nicht theilen wollte. Begleitet von seinem Bruder und zwei Nichten, durchreisete er die Kantone Unterwalden, Schwyz, das Land Toggenburg u. s. w., und kam ohne fernere Un-

fälle, wohl aber mit den rührendsten Beweisen allgemeiner Achtung beehrt, nach Lindau.

Von hier begab er sich nach Ulm. In Stokach vernahm ein durchreisender Engländer die Ankunft des geflüchteten Greises. Sogleich eilte der Fremdling zu ihm, einen so merkwürdigen Mann zu verehren, und bot ihm seine Börse mit fünfhundert Louisd'or an. Streiger dankte dem Britten, und lehnte das Geschenk zurück, konnte aber nicht wehren, daß sein Wagen mit den ausgesuchtesten Erfrischungen angefüllt wurde, welche der Engländer, ohne Vorwissen des Schultheißen, hatte besorgen lassen.

Von nun an, umgeben von mehrern einsichtsvollen Männern, welche ihm in die Fremde gefolgt waren, zielte Steigers rastlose Thätigkeit auf Wiederbefreiung der Schweiz von der Herrschaft Frankreichs, durch Hilfe kaiserlicher Waffen. In vertrauter Verbindung mit den Staatsmännern der Koalition gegen Frankreich, eingeweiht in das Geheimniß der damaligen politischen Angelegenheiten, und nicht ohne Einfluß auf dieselben, besonders geachtet vom brittischen Ministerium, hoffte er noch die schöne Stunde zu erleben, unter den Wiederherstellern der alten Eidsgenossenschaft, als Sieger, in die Stadt zurückkehren zu können.

Viele hundert junge Schweizer, welche aus-

gewandert waren, geschreckt durch bange Gerüchte, oder in der Meinung, daß es nicht fehlschlagen könne, an der Seite des kaiserlichen Heeres mit Lorbeern bedeckt in die Heimath zurückzukommen, sammelten sich unter Steigers Leitung zu Regimentern. Er selbst schwor in ihrer Mitte am achten März zu Neu-Ravensburg den Eid, welchen er ihnen abgenommen hatte: „die Waffen nicht eher niederzulegen, bis nach gänzlicher Erreichung der Absichten, der Wiederherstellung der von den ruhmvollen Vorfahren hinterlassenen Verfassung, Gesetze und Rechte, und dafür Gut, Blut und Leben daran zu setzen".

Das Waffenglück der österreichischen Heere in der ersten Hälfte des Jahrs 1799, und das Vordringen derselben bis in das Herz der Schweiz gab den Hoffnungen des Greises neues Leben. Er selbst begab sich nach dem wiedereroberten Zürich.

Unterdessen konnt' es dem Scharfblick eines so geübten Staatsmannes nicht entgehen, daß Wiederherstellung der alten Eidsgenossenschaft in ihren ehemaligen Formen, auch unter den glücklichsten Ereignissen, weder möglich noch wünschenswürdig sei. Theils hatten die Begebenheiten der jüngsten Zeiten bewiesen, wie unhaltbar das schlaffe Band, welches die Kantone zu einem Ganzen verknüpft hatte, in den Tagen des Sturms sei; theils waren die ehemaligen nun befreiten Unterthanen Helve-

tiens zu stolz auf das ihnen sonst verweigerte Gut der Freiheit, um es zu Gunsten der weiland herrschenden Städte und Landschaften ohne Widerstand abzutreten. Gewiß ist es, daß Steiger eine neue Konstitution für Helvetien entworfen hatte. Aber dieser Entwurf ist nicht genau bekannt worden, und vermuthlich mit einer Menge anderer wichtiger Papiere bei der plötzlichen Flucht von Zürich, nach der großen Schlacht vom 25. Herbstmonds 1799, verbrannt.

Mit eben dieser verlornen Schlacht gingen Steigers schöne Erwartungen zu Ende. Zum andernmale verließ er den vaterländischen Boden, tief gebeugt. Er hatte sich mit den Russen bis nach Augsburg zurückgezogen. Für ihn hatte das Leben keine Freude mehr. In seinem Grame still hin kränkelnd, starb er zu Augsburg am 3. Christmonds 1799 an den Folgen eines Nerven-Schlagflusses.

Niemand wird dem großen, festen Sinne dieses ehrwürdigen Schweizers seine Achtung verweigern, der im häuslichen Kreise zu aller Zeit ein Muster stiller Religiosität, reiner Sitten und ungekünstelter Wohlthätigkeit war, im öffentlichen Leben aber, „von seiner Altvordern Ruhm begeistert, blutigen Untergang leichter, als die Schmach des Berner-Namens ertragen konnte.“

Schwarz von Sonnenburg.

Nichts scheint mir leichter, als eine ganze Heerschaar großer, berühmter, merkwürdiger Männer in einem Volke aufzustellen, wenn man mit dem vorlieb nehmen will, was der gemeine Haufe groß und ruhmwürdig heißt. Jedes Jahrzehend hat seine eigenen Helden, die man, wie billig, im nächsten Jahrzehend wieder über die nachfolgenden vergißt. Warum sollte nicht auch ein Fürst, mit ausgedehnten Machtmitteln, mehr von sich reden machen, als ein Privatmann? Warum sollte es im Kriege an Schlauheit, Geistesgegenwart und Tapferkeit fehlen — Tugenden, die nicht dem Menschen allein, sondern auch den wilden Thieren angehören? — Ist es so selten, daß der Mensch für Ehre oder Gold, für ein Ordensband oder ein schönes Mädchen, für Titel und Zeitungsgeschrei, und was sonst noch die Leidenschaft reizt, das Verwegenste wagt? Wahrlich, man hat heut zu Tage mehr Mühe, die großen

und merkwürdigen Männer alle zu vergessen, als sie kennen zu lernen.

Aber mit geringen Mitteln aus eigener Kraft das Größte leisten; Ruhm und Reichthum, und was der gemeine Haufen der Sterblichen preiset, verachten, sich selbst vergessen, um der Menschheit eine Wohlthat zu bringen; freudig jede Entbehrung und Mühe des Lebens übernehmen, um segensvoll auf Völker und Jahrhunderte zu wirken; dafür täglich den Tod sehen, und ihn nicht scheuen; ohne einen Gedanken an Vergeltung, an Nachruhm, geschieden von Verwandten und Vaterland, sich seiner Ueberzeugung, seinen Pflichten ruhig aufopfern, das scheint mir in unsern Tagen zum Seltensten und Größten zu gehören, was sie hervorbringen können. Und das ist's, wodurch ein edler Deutscher, Schwarz von Sonnenburg, der evangelische Apostel Ostindiens, unserer Zeit bewunderungswürdig wird. Darum will ich hier von seinem Leben erzählen. Diesen wahrhaft großen Mann kennen die wenigsten seines Volkes, wiewohl wenige würdiger sind, gekannt zu sein.

An der Lenze in der Neumark, im Städtchen Sonnenburg, lebte zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts ein braver, bemittelter Bürgersmann, Namens Schwarz. Es war am 26. Weinmonat 1726, daß ihm seine Frau einen Sohn

gebar. Er ward Christian Friedrich geheißen. Alles Lebensglück der Aeltern hing an dem Kinde. Aber die Mutter genoß der häuslichen Seligkeit nicht lange. Sie erkrankte. Auf dem Sterbebette segnete sie den kleinen Liebling, und beschwor den Vater, ihn der Gottesgelahrtheit zu widmen, oder es wenigstens nicht zu hindern, wenn das Kind in spätern Jahren Neigung dafür äussern würde. Der Vater ehrte den Willen der geliebten Sterbenden. Ich achten Jahre schickte er seinen Knaben, der für den ihm zugedachten heiligen Beruf fast zu lebenslustig schien, in die Stadtschule.

Hier war ein redlicher, frommer Rektor, Namens Helm. Dieser Biedermann wußte noch nichts von all den kunstreichen Erziehungsweisen, die in spätern Zeiten so sehr gepriesen worden sind. Er glaubte, man könne das zarte Gemüth eines Kindes nicht früh genug mit Gott vertraut machen; nicht aber mit dem theologischen Katechismusgott, sondern mit dem ewigen, Alles durchdringenden, Alles durchschauenden, Alles leitenden, Alles beseligenden Vatergeist des unendlichen Weltalls. Zu Dem lehrte er Kinder beten; nicht Sprüche, sondern aus dem Innersten des Herzens, in der Einsamkeit. Frühes Anschliessen eines Geistes an das Höchste verhütet

manche Sünde, die man sich sonst wohl erlaubt, wenn sie kein Anderer belauscht. Darum ist wohl Religiosität die beste Grundlage der Jugendbildung. Wenn man gedenkt: „Was werden die Leute dazu sagen?“ — pflegt man ganz anders zu handeln, als wenn man denkt: „Was sagt Gott dazu?“ — Genug, der junge Schwarz ward ein guter, frommer Knabe.

Bei seiner natürlichen Lebhaftigkeit konnte es nicht fehlen, daß er mancherlei Nebensprünge that, die eben nicht von Frömmigkeit zeugten. Er machte sich viele Vorwürfe; mehr, denn ihm Andere machten, und doch ward's nicht besser. Er hielt es zuletzt für unmöglich, so gut zu sein, als man sein sollte. Dies beständige innere Ringen mit sich selbst war aber die kräftigste Selbsterziehung.

Damals gehörten noch die Schriften des frommen August Herrmann Franke zu den beliebtesten in Deutschland. — Die herrlichen Stiftungen dieses großen Deutschen — wie viel Fürsten thaten so Großes, wie dieser Privatmann? — sind noch heute unter uns berühmt. — Der junge Schwarz, entzündet durch Franke's begeisterndes Wort, wünschte nichts sehnlicher, als in der Nähe des Gottesmannes zu leben, und seinen Wandel zu sehen. Die Sehnsucht ward ihm erfüllt. Im zwanzigsten Jahre seines Alters kam

er in die lateinische Schule des Hallischen Waisenhauses.

Franke ward des edeln Jünglings Freund. — Wie konnte man anders? So viel Kraft mit so vieler Bescheidenheit gepaart, so viel Wißbegierde mit so heißem Verlangen vereint, Nichts für sich, Alles für Andere zu werden, mußten Theilnahme erregen. Während sich Schwarz den Wissenschaften des geistlichen Standes widmete, ward er zufällig mit einem Landsmanne, Namens Schulz, bekannt, der lange als brittischer Missionär in Madras gelebt und den Plan entworfen hatte, zu Halle die Bibel in tamulischer Sprache drucken zu lassen. Schwarz war gefällig genug, sogleich anderthalb Jahre der Erlernung des Tamulischen zu weihen, um einen richtigen Abdruck der heiligen Schrift in einer wenig bekannten Sprache unterstützen zu helfen. Und eben dieser Umstand entschied über sein ganzes Leben.

Eines Tages sagte Franke zu ihm: „Aus dem Drucke der tamulischen Bibel wird nichts. Sie haben anderthalb Jahre verloren. Hätten Sie nicht Lust, Gottes Wort den Heiden mündlich zu bringen, da Sie die Sprache derselben reden?“ Der Gedanke, in die Fußstapfen der ersten zwölf Boten Jesu zu treten; hinauszugehen in die Welt und den Heiden das Licht des lebendigen Gottes zu bringen; dafür Alles, Vaterland, Bequemlich-

keit, Freunde und Verwandte hinzugeben, vielleicht den Tod der Märtirer zu sterben — dieser Gedanke erschütterte das Gemüth des Jünglings mit einer schauerlichen Anmuth. Es war ein großer, des flüchtigen Lebens würdiger Gedanke.

Wenige Tage darauf empfing er den Antrag zu einer sehr angenehmen und einträglichen Predigerstelle ohnweit Halle. „Um diese werden Hunderte werben!“ dachte Schwarz: „Der Troß unserer Geistlichen will Bequemlichkeit, will gute Tage; ihm ist's um Seelenrettung minder, als um die Pfründe zu thun. — Aber wer erbarmt sich der Unwissenden und Verlassenen in fremden Welttheilen?“ — Der Entschluß des vierundzwanzigjährigen starkmüthigen Jünglings war gefaßt. Er schrieb ihn dem alten Vater. Ergeben in Gott segnete dieser den Sohn. Und im Januar 1750 begab sich Schwarz nach London.

Er schiffte über das Weltmeer. — Er warf einen eben so ruhigen Blick auf Europa, das er nie wiedersehen sollte, zurück, als auf die finstere Zukunft hinaus. Sein Vaterland war nicht mehr Europa, nicht Deutschland, sondern das ewige Weltall. — Er stieg im Hafen von Trankebar aus und vereinigte sich mit der dänischen und brittischen Sendanstalt in dieser Stadt. Bald ragte er unter allen hieher gekommenen Glaubensboten durch Unerschrockenheit und thätiges Wesen her-

vor, das er immer mit Klugheit gegen die Umgebungen zu verbinden wußte. Er reisete durch das Land; er ging in die Hütten der Hindu's; er lernte ihre Sprachen; er heilte, tröstete, rieth und half. Er entbehrte jede Lebensbequemlichkeit und war immer reich für Andere. Niemand schien für die Anmuth des geselligen Lebens geborner zu sein, und Niemand entsagte derselben gelassener, als er. Immer war sein Herz den zärtlichsten Gefühlen der Freundschaft und des Mitleids offen, nie aber ward es von der Liebe eines Weibes gerührt. „Der Missionär soll nichts haben, dann hat er Alles: Gott und die Welt. Die Bande der Ehe sind ein heiliges, von Gott selbst geknüpftes Band; aber der Missionär darf keine irdische Fesseln tragen. Er muß frei sein, muß Sprachen lernen; muß reisen; muß nicht Einzelnen, sondern Allen angehören; muß mit Jedem, der bedarf, das Seinige theilen; muß jeden Tag der Verfolgung Stirn bieten; jeden Tag den Augenblick erwarten, Blutzeuge der Wahrheit zu werden.“ So dachte und sprach er. Sein Vorbild war Christus. Ihm ging er nach.

Am Kaveristrom, von einem Krokodillengraben umgeben, liegt die altindische Stadt Tritschunapalli. Sie war der vornehmste Waffenplatz der Britten gegen die kriegerischen Reiche von Madura und Tanjore geworden. Hier befeh-

ligte der Oberst Wood, der erst vor Kurzem das vierfach größere Heer des gewaltigen Hyder Ali geschlagen hatte. Schwarz war auf seinen Wanderungen auch mehrmals schon in diese Stadt gekommen. Die brittische Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntniß beauftragte ihn, sich hier anzusiedeln, und von da aus seine Bekehrerarbeiten zu verrichten. Er gehorchte. In weniger Zeit war Oberst Wood der innigste Verehrer des deutschen Glaubenshelden.

Schwarzens Erscheinung in den Waldgebirgen Madura's blieb nicht ohne Wirkung. — Der Hindu staunte den Muth und die Güte des Fremdlings an, welcher Wunden zu verbinden kam, die das feindliche Schwert des Britten geschlagen hatte. Bald ward er der Hausfreund aller Unglücklichen. Vielen schien er ein höheres Wesen. Er predigte den unbekannten Gott. Einzelne, gerührt durch sein mächtiges Wort, wandten sich dem Glauben zu, der ihn so furchtlos und wohlthätig machte in den Wildnissen. Er taufte die Bekehrten aus allen Klassen; auch einen braminischen Jüngling. Diesen hieß er Sattianaden, das ist: „Wahrheitsbekenner.“ — Ihn und andere der geistvollsten unter den bekehrten Hindus bildete er sich zu Gehilfen. Mit ihnen setzte er fröhlicher sein heiliges Unternehmen fort, die erhabensten Wahrheiten und die

schönsten Hoffnungen des menschlichen Geschlechtes unter Völkern zu verbreiten, denen davon noch keine Ahnung gekommen war. Oft auch begab er sich mit ihnen zu der großen und volkreichen Stadt Tanjore an den heiligen Flüssen, wo er selbst den Hofbedienten des Rajah das Wort des Evangeliums auslegte.

Der Rajah vernahm es und ließ den fremden Priester vor sich rufen. Schwarz trat zu ihm, wo der Fürst, umgeben von aller Pracht des Morgenlandes, seine Fragen vom Thron herab an ihn richtete. Schwarz entwickelte ihm geschichtlich den Gang der Offenbarungen Gottes im menschlichen Geschlecht. — Der Rajah horchte aufmerksam. Plötzlich trat der höchsten Braminen einer in den Saal, und nahm einen erhabenen Sitz ein, während der Fürst sich vor demselben auf den Boden niederwarf, und dann mit gefalteten Händen aufgerichtet stehen blieb. Schwarz mußte seinen Vortrag wiederholen. Vieles fragte der Fürst. Der Bramine schwieg. Jenem blieb ein großer Eindruck; dieser entfernte sich finster.

Die Stunde ward entscheidend für das Land. Von nun an kam der deutsche Glaubensbote öfter nach Tanjore, wenn auch nur, um den vielen europäischen Christen, die daselbst wohnten, Gelegenheit zu feierlichen, gemeinschaftlichen Got-

tesverehrungen zu geben, und sie in ihren religiösen Ueberzeugungen zu stärken — eine Wohlthat, deren Größe nicht fühlt, der im Schooße eines zivilisirten Welttheils, von Kirchen, Schulen und zahllosen Hilfsmitteln religiöser Erweckung umgeben, wohnt. Auch Katholiken wandten sich hier und da, weil sie an Geistlichen Mangel hatten, zuweilen an evangelische Katecheten, was ihnen die Jesuiten zur Todsünde rechneten. Ueberhaupt hatten die evangelischen Glaubenslehrer in Ostindien weniger von den Heiden selbst, als von der Eifersucht der Jesuiten Verfolgung zu leiden. Diese, wo sie Evangelische erblickten, wiegelten nicht nur mit allen in ihrer Gewalt liegenden Mitteln die Katholiken gegen sie auf, sondern selbst den Hindu-Pöbel; denn sie sagten, vertreibe man die evangelischen Katecheten nicht, würden Brama's Tempel zertrümmern, die heiligen Pagoden zerfallen und die Opfer und Feiertage aufhören.

Bei aller Freiheit oder Duldung, welche Schwarz und seine Gehilfen unter den Hindus genossen, waren ihre Arbeiten zur Aufklärung des Volks doch bei weitem nicht so fruchtbar, als man von Lehrern, wie diesen, oder von der siegreichen Einfalt christlicher Wahrheit vielleicht erwarten konnte. Allein wie viel Schwierigkeiten waren in einem Lande zu besiegen, wo vieltau-

sendjährige Gewohnheiten, vieltausendjähriges Kastenthum den Geist der Nation verkrüppelt und verunstaltet hatte! — Einen Hindu von seinen Uebungen und Vorurtheilen zu entfesseln, ist nicht leichter, als einen von Kindheit in klösterlicher Beschränktheit ergrauten Mönch in die große Welt einzuführen, und zum angenehmen, gewandten Höfling machen.

Allerdings fehlte es unter den Eingebornen nicht an Einzelnen, sogar nicht an Vielen, welche von der Beredsamkeit Schwarzens und von der lichtvollen Wahrheit des Evangeliums überzeugt wurden. „Er hat Recht," sagten die Hindus oft, wenn er ihnen in geselligen Zusammenkünften, oder bei festlichen Anlässen in der Nähe ihrer Pagoden Vorträge hielt, „er hat vollkommen Recht. Es ist nur ein höchstes Wesen, ein Schöpfer, Weltvater und Beseliger der Geister. — Unsere Götterbilder und Zeremonien sind nichts. Er hat Recht!" — Aber der Haufe ging auseinander, ging zu den Götterbildern, und machte sorgfältig die Zeremonien mit. — Das ließ sich nicht ändern.

Ueberdies wagt ein Hindu, wenn er Glauben und Uebung seiner Väter verläßt, zu viel; — er wagt Vaterland, Vermögen, Ehre, Freunde, Alles einzubüßen. Jeder seiner Landsleute verabscheut ihn, wie einen Verpesteten, wie ein Un-

geheuer. Ein junger Mann aus einer höhern Kaste, den Schwarz vollkommen von der Hoheit des Christusglaubens überführt hatte, kämpfte drei Jahre lang mit sich selbst, ehe er sich entschliessen konnte, öffentlich ein Christusbekenner zu werden. In ähnlicher Lage war der Schwiegersohn eines Ortsvorstehers. Und doch mußte Schwarz auf öffentliches Bekenntniß dringen, damit einmal das Beispiel gegeben, und Bahn zur Einführnng des Christenthums gebrochen würde. Es gelang. Jene bekannten sich. Die Verfolgung begann. Schwarz trat dem Sturm entgegen. Er wußte die Gemüther zu besänftigen. Seine Einsichten, seine Tugenden erregten Ehrfurcht. Er söhnte die Gemeinden mit den Abtrünnigen aus, und so mit dem Christenthum selbst.

Leichter war es, Bekehrte aus den untersten Volksklassen, aus den verachteten Kasten der Suders und der noch tiefer stehenden Parayen zu gewinnen. Oft meldeten sie sich sogar ungerufen in Menge zum Unterricht und zur Taufe, gewöhnlich aber nur, wenn üble Witterung oder Kriegsverheerungen die Aernten des Feldes vernichtet und Hungersnoth gebracht hatten; dann kamen sie. Aber sobald die Lebensmittel wieder wohlfeil wurden, und sie der Almosen und Unterstützungen von Christen nicht mehr bedurften, verschwanden sie meistens wieder.

Dies machte den starkmüthigen Schwarz nicht verdrossen. Aber sorgfältiger richtete er seine Thätigkeit auf bessere Vorbildung der Jugend, auf Stiftung von Schulen. Die Achtung, welche er bei angesehenen Britten genoß, wie beim Oberst Wood, beim Gouverneur Campbell und dessen Gattin, dem General Minero, dem brittischen Resident J. Sullirom, zu Tanjore, beim Rajah von Tanjore selbst und dessen Gemahlin Tuljah Maha, so wie bei dessen Sohn Serfodschi, setzten ihn in den Stand, Geschenke und Beiträge genug zur Gründung von Lehranstalten zu sammeln. Für sich selbst forderte er nie. Und so groß war seine Uneigennützigkeit, daß er es sogar ablehnte, als ihm die Regierung von Madras ein jährliches Geschenk von 100 Pf. St. für ihr geleistete, wichtige Dienste bestimmen wollte. Er bat, man solle dies einem seiner Amtsgenossen in Tirutschinapalli, Namens Pohle, gewähren; überzeugt, dieser werde es zum Besten der Schule und der Unterstützung der Katecheten anwenden.

Jene Dienste selbst, die er der Regierung von Madras leistete, zeugen von der Hochachtung, welche man für ihn allgemein hegte. — Der Gouverneur Rumbold, von Madras, war nämlich in Furcht gerathen, Hyder-Ali, der mächtigste und tapferste von Indostans Fürsten,

Eroberer und Gründer eines gewaltigen Reichs, rüste kriegerisch gegen die ostindischen Besitzungen Englands. Es kam darauf an, die Gesinnungen des furchtbaren Monarchen auf sichere Weise und ohne Geräusch auszuforschen. Dazu taugte keine förmliche Gesandtschaft; besser ein Privatmann, der durch seine Gelehrsamkeit und eigenthümliche Würde dem aufgeklärten Beherrscher von Mysore schätzbar sein, und mit demselben sich ohne Zwischentritt eines Dollmetsch in der Landessprache unterhalten könnte. Jedermann rieth auf Schwarz, als den Einzigen, und zu einem solchen Werke Geeignetsten. Rumbold berief ihn zu sich. Schwarz, welcher damals im Begriff war, den Bau einer Kirche für die brittische Besatzung zu Tanjore zu unternehmen, willigte, da ihm der Gouverneur alle Hilfe zum Kirchenbau zusagte, um so lieber in die Reise nach Mysore und in die angetragene Sendung, weil er hoffen konnte, den Frieden des Landes zu erhalten. — Es war im Jahre 1779. Schwarz brachte ein Vierteljahr in Hyder-Ali's Reich zu. Er fand da Portugiesen, Engländer, Deutsche und Malabaren, die schon zu Tirutschinapalli christlichen Unterricht genossen hatten. Er gelangte zum Hyder-Ali; erreichte bei demselben vollkommen den Zweck der Sendung; war nebenbei der Prediger der dortigen Christen — ein Zelt auf dem Glacis der Festung

Mysore vertrat Tempelstelle —, und so kehrte er zurück, die Palme des Friedens tragend.

Als er sich von Hyder-Ali beurlaubte, in dessen prachtvollem, weitläufigen Palast er das Wort von Christus mehrmals und in mancherlei Sprache verkündigt hatte — denn dafür ließ er keine Gelegenheit ungenutzt —, bezeugte sich der große Monarch sehr huldvoll gegen ihn. Hyder-Ali hatte ihn liebgewonnen. Er bot ihm einen Beutel voller Rupien dar, damit er die Kosten einer bequemen Heimreise bestreiten möge. Der fromme Deutsche gab dem Könige das Geschenk in die Hand zurück, weil er schon das erforderliche Reisegeld von der Regierung zu Madras empfangen hätte. Der hindostanische Monarch, nur gewöhnt, goldlüsternen Schmeichlern zu begegnen, erstaunte, lächelte und beharrte. Schwarz mußte den Beutel annehmen. Dieser nahm ihn endlich unter der Bedingung, daß der König erlaube, diese Gabe zur ersten Grundlage für eine neue Armenschule in Tanjore zu verwenden. Wie gern gewährte der edelsinnige Hyder-Ali, welcher selbst so viel und rastlos für Verbesserung seines Staates arbeitete! Gern hätte er den uneigennützigen Menschenfreund in seinem Reich behalten, wo jede Religionspartei gleiche Rechte genoß, und man nicht fragte, weß Bekenntnisses, sondern welcher Gemüthsart Einer sei. Doch Schwarz kehrte zurück in die Gegen-

den, wo er schon des Löblichen so viel begonnen hatte, welches noch der Stütze und Vollendung bedürftig war.

Denn hier waren viele Häuser für arme Wittwen von ihm gebaut, die er, reichlich geholfen vom jungen Fürsten Serfodschi, verpflegte; hier viele Schulen der Kinder für Europäer und Hindus, Anstalten, die ihm ihr Dasein dankten; hier mehrere neue Kirchen, die durch sein Steuersammeln zu gemeinschaftlicher und feierlicher Gottesverehrung entstanden waren. Die Anzahl der bekehrten Hindus war im Raume mehrerer Jahrzehende zu groß geworden, als daß die wenigen einzelnen und zerstreuten Tempel der Christen sie alle hätten fassen können.

Die Vielthätigkeit dieses deutschen Mannes in jenen Landschaften genau darzustellen, verbietet der Raum dieser Blätter, und würde die Aufmerksamkeit des Lesers ermüden. Er brachte mit dem Christenthum zugleich wahre Aufklärung und Gesittung unter die Heiden. Durch sein vorzügliches Mitwirken wurden jene Provinzial-Schulen der Präsidentschaft Madras gegründet, vermittelst welcher, weil in ihnen die englische Sprache gelehrt ward, der Verkehr der Eingebornen mit den Engländern erleichtert werden sollte, und wo Kinder angesehener Familien, Söhne von Braminen und britischen Kaufleuten, unterrichtet wurden. Noch

gegenwärtig blühen sie zum großen Vortheil Indostans. In kurzer Zeit (in den Jahren 1791 und 1792) entstanden deren mehrere zu Tanjore, Ramanadapuram, Sinagenga und Kumbagonam; viele andere in nachfolgenden Jahren. Die Regierung von Madras wies späterhin jeder dieser Provinzialschulen eine Beihilfe von hundert Pfund Sterling an. — Mit dem Christenthum führte Schwarz, so viel an ihm lag, zugleich den Genius christlicher Freiheit — den Geist erhabener Menschlichkeit — das Gefühl des Bruderthums aller Sterblichen in das Leben des Volks und seiner Herren ein. — Er half die schauerlichen Opfer des Budda-Glaubens ändern, so weit hinaus er wirken konnte; er bekämpfte, mit kluger Schonung jedoch, das von Jahrtausenden erstärkte Vorurtheil des menschlichen Unterschiedes nach Kasten unter den Neubekehrten; ja er trug nicht wenig selbst zur Vermenschlichung und Veredlung der Regierungsart in Ostindien bei; kein geringes Werk! — Denn kein gemeineres und verderblicheres Uebel ist zum Unglück der Völker überall, als daß die Regierenden auf oder um und neben dem Fürstenstuhl, ertrunken im Genuß eines behaglichen Seins, in dem berauschenden Gefühl oder Wahn einer gewissen Allwissenheit und Allmacht, den Geist, das Leiden und Bedürfniß der Regierten verkennen. Sie nehmen gewöhnlich erst ihre

eigene Unweisheit und Ohnmacht wahr, wenn sie das unabwehrliche Verderben hereinbrechen sehen, welchem sie selbst durch leichtsinnige Machtsprüche und Fehlgriffe Thor und Riegel öffneten.

Freilich der Glaubensbote mischte sich so selten, als möglich, in weltliche Angelegenheiten und Staatsgeschäfte. Aber wenn die Noth vorhanden war, und soldatische Herrlichkeit nicht mehr aushalf, dann rief man ihn, als den Weisen, um Hilfe an. Und dann half er. Es wäre ihm ein Leichtes gewesen, auf die Staatsführung bleibenden Einfluß zu erhalten. Er verschmähte das. Er hatte wohl Größeres zu thun, was jedoch gemeinen Staatsmännern immer sehr klein scheint, aus Menschen nämlich selbstdenkende, gottverwandte, freie Wesen zu schaffen, während jene es oft für groß halten, aus Menschen Automaten zu machen, deren sie zehntausend, wie einen, durch einen Federzug lenken können.

Als der alte Rajah von Tanjore das Ende seiner Tage nahe fühlte, rief er den edeln Schwarz im Jahr 1787 zu sich, stellte ihm seinen Thronerben, einen an Kindesstatt angenommenen, neunjährigen Knaben vor, und sagte: „Vater Schwarz, Sie sollen künftig Vater des Thronerben sein. — Ich übergebe das Kind in Ihre Hand und Pflege. Sie werden dasselbe und das Land nach meinem Tode wohl leiten!“ Ein Missionär gewöhnlichen

Schlages, wie man deren aus der Schule der Jesuiten genug kennt, würde den Antrag ohne Zweifel mit tiefster Bescheidenheit angenommen haben. Schwarz aber erwiederte: „Euer Hoheit wissen, wie bereitwillig ich bin, Ihnen zu dienen; aber dieser Befehl übersteigt meine schwachen Kräfte. Ihr Hof, Sie wissen es, ist von Parteien bewegt. Ich kann nicht immer gegenwärtig sein. Heiligere und ältere Verpflichtungen rufen mich oft ab. — Vielleicht würde ich monatlich kaum ein- oder zweimal den jungen Fürsten sehen können. Ich fürchte, daß auf solche Weise Ihr Land in Verwirrung, das Leben des edeln Kindes selbst in Gefahr gerathen könnte. Sie müssen auf einen andern Ausweg denken."

„Aber welchen rathen Sie mir an?" fragte der Rajah.

„Sie haben einen Bruder," entgegnete Schwarz, „vertrauen Sie ihm den Sohn. Er soll Vater sein. Er wird das Leben des Kindes und die Ruhe des Landes am sichersten bewahren."

Der Rajah ward nachdenkend. — Am folgenden Morgen ward Schwarz in den Palast berufen. Der Bruder des Rajah und das Kind saßen im Prachtsaal unter einem Thronzelt. Unter den Anwesenden war auch ein brittischer Obrist.

„Ich habe den Rath des Vaters Schwarz befolgt,“ sagte der Rajah, „mein Bruder ist Vater dieses Kindes. Er soll nach mir den Staat regieren; er wird, wenn das Kind volljährig ist, als Vater gegen dasselbe handeln. — Sie, meine Herren, sind Zeugen dessen, was ich hier sage. Ich hoffe, die ostindische Kompagnie wird meinen letzten Willen bestätigen.“

Das Land Tanjore war im Jahr 1787 in der traurigsten Lage. Die Regierung hatte für nichts gesorgt, als eine lange Dürre die Aernte vernichtet hatte. Die Abgaben des Volks dauerten fort. Die Einwohner konnten den Druck nicht mehr ertragen. Viele wanderten aus. Man sah ganze Städte und Dörfer fast menschenleer. Der Gouverneur fürchtete, die Auswanderungen mögten die allgemeinste Hungersnoth zu Folge haben. Er berief also den frommen Schwarz, und trug ihm und drei andern Männern auf, über die Führung der Landesangelegenheiten Aufsicht zu führen. Der Rajah gab ihm die Anweisung, den Einwohnern in seinem Namen zur erklären, daß künftig Alles gerecht und billig regiert werden solle. Schwarz that es. Sein Wort verbreitete sich schnell. Auf seine Zusage hatte Jeder Vertrauen. — Siebentausend Ausgewanderte kamen auf einmal zurück; Familienweis folgten die Andern nach. Und obgleich schon die beste Jahrszeit zum Anbau

des Landes vorüber war, griff doch Alles muthig zu den Ackerwerkzeugen und baute die Felder in Hoffnung besserer Zeiten wieder an.

Ein langes, thatenreiches Leben, ein tägliches Wiedererscheinen stiller und seltener Tugenden, eine heitere Frömmigkeit, welcher jede Lebensbequemlichkeit, jeder Rang, aller Eigennutz, aller Reichthum gleichgültig war, mußten den Missionär mit allgemeiner Ehrfurcht umringen. Christen und Heiden bewunderten ihn. Er schien ein göttlich geweihter Bote Gottes. Nur er selbst zweifelte an seinem Werthe, während er überall durch die herrlichen Wirkungen seiner Mühen hinwandelte. Der Hindu betrachtete ihn fast mit abergläubiger Hochachtung. Diesem Einzigen, der, in unbegrenzter Zuversicht auf die Gottheit, nichts fürchtete, schien nichts schaden zu können. — Man konnte sich noch lange davon erzählen, wie, da am 14. Januar 1772 der Pulverthurm der Festung von Tirutschinapalli in die Luft flog, und zahllose Menschen nahe und fern ums Leben kamen, oder verwundet wurden, er ruhig in seinem Zimmer saß, und die Kugeln, welche zerschmetternd um ihn her flogen, ihn unverletzt liessen. — Oder wie, als im Jahr 1773 eine ansteckende Seuche Tirutschinapalli verödete, daß binnen vierzehn Tagen mehr als tausend Menschen umkamen, er ohne Grauen, tröstend, helfend, segnend zwischen Kran-

ken, Sterbenden und Leichen umherwanderte, und die Pestilenz keine Macht an ihm hatte.

Auch sahen in späterer Zeit Heiden wie Christen den siebenzigjährigen Greis als ihren gemeinschaftlichen Vater und Schutzengel an. Und da er erkrankte, ward das Land voll Trauer. Hindus und Europäer drängten sich zu seinem Sterbebette. Auch der jetzige Rajah Serfodschi, damals noch Erbprinz des Reiches Tanjore, besuchte ihn. Schwarz wandte sich voll patriarchischer Hoheit gegen ihn und sagte: „Wenn mich Gott von hier abruft, Fürst, bitte ich Sie, ergeben Sie sich nicht der Liebe zum Prunk und nichtigem Glänzen. Darin besteht keine Fürstengröße. Sie haben meine Dienste zuweilen belohnen wollen. Ich fordere jetzt mit sterbender Stimme den Lohn: Handeln Sie gnädig gegen die Christen in ihren Staaten. Gerechtigkeitspflege ist die wahre Seele der öffentlichen Wohlfahrt. — Führen Sie regelmäßige Gerichtsstellen ein, und sorgen Sie dafür, daß überall unparteiisch und streng Recht gepflegt werde. Und wie sehr wünsche ich, daß Sie Ihrem Götzendienste entsagen, und dem allein wahren Gott, den Sie kennen, dienen mögten! Er sei Ihnen gnädig und gebe Ihnen Lust und Kraft, es zu thun.“

Frommruhig, wie sein Leben, war sein Sterben. Im zweiundsiebenzigsten Jahre seines Alters,

am 13. Hornung 1798, starb er zu Tanjore. Sein Leichnam ward in der Kapelle ausserhalb des Forts beigesetzt, die er in dem von der Königin Tulja Maha ihm geschenkten Garten neben seinem Wohnhause hatte erbauen lassen. Der Rajah wollte den Leichnam des Ehrwürdigen noch einmal sehen. Der Fürst sank im tiefen Schmerz neben der Bahre nieder, benetzte mit einem Strom von Thränen die Leiche und bedeckte sie darauf mit einem goldgestickten Kleide. — Auf dem Wege zum Grabe hatten die Christen beschlossen, ein Leichenlied zu singen; aber der Zudrang einer unübersehbaren Volksmenge, und das Wehklagen der Armen, die ihren Vater verloren hatten, war so groß, so laut, daß der Gesang unterbleiben mußte.

Einige Jahre nach dem Tode Schwarzens errichtete ihm der Rajah Serfodschi in der Kirche von Tanjore ein würdiges Denkmal von Marmor, um, wie sich der Fürst in einem Schreiben vom 28. Mai 1801 ausdrückte, „das Andenken unsers verstorbenen, ehrwürdigen Vaters Schwarz unter uns zu verewigen, und meine Achtung öffentlich zu erkennen zu geben, die ich für den Karakter dieses großen und guten Mannes in meinem Herzen trage.“ Der edelsinnige Hindufürst ließ es nicht beim kalten Marmor bewenden. — Nie vergaß er das Wort des sterbenden Gerechten. Noch mehrere Jahre nachher ließ er südöstlich von

Tanjore, sechszehn Meilen von dieser Hauptstadt ein sehr ansehnliches Gebäude zum Besten der Braminen und Reisenden aufführen, und weil er in demselben eine bedeutende Lehranstalt zur Erziehung hinduischer Kinder verschiedener Kasten angelegt hatte, begründete er auch, in zarter Anhänglichkeit an den vollendeten Schwarz, in einem nahe gelegenen Dorfe, für fünfzig arme Christenkinder eine Erziehungsanstalt. Auch befahl er, daß allen Bekennern des Christenthums in seinem Reiche, sie mögen Zivil- oder Militärstellen bekleiden, von ihren Vorgesetzten erlaubt werden solle, den Gottesdienst an Sonn- und Festtagen zu besuchen, und daß sie an solchen Tagen frei von Berufsgeschäften sein sollen.

So wirkte Schwarz von Sonnenburg. Er war ein Deutscher! —

Ludwig Burkhard von Basel,

der Bereiser des innern Afrika's.

Eine der rühmlichsten Bestrebungen großherziger Privatleute unsers Zeitalters war die Wiedereroberung Afrika's für die Wissenschaft, für die Menschheit. Aber dies verlorne Afrika, welches zum Theil selbst dem Zeitalter Herodots bekannter als uns war, liegt unter seiner glühenden Sonne verborgen mit allen seinen Wundern, und verschlossen dem Entschlossensten, als wär' es von einer unsichtbaren Zaubermacht eifersüchtig gehütet. Auch Burkhard von Basel starb, da er im Begriff war, die Schwellen des afrikanischen Innern zu überschreiten, und konnte weder seine Sehnsucht, noch die Erwartungen der europäischen gebildetern Welt stillen. Es hatte dieser herrliche Schweizer das traurige Loos seiner Vorgänger; und doch war er nicht minder, denn sie alle, mit den erforderlichen Eigenschaften eines Weltentdeckers ausgerüstet.

So ging schon der muthige Friedrich Hornemann unter, der vom edeln Blumenbach in Göttingen dem Sir Joseph Banks empfohlen, von der afrikanischen Gesellschaft zu London erkoren, im Herbst 1797 Kairo erreichte. Es bleibt ein ehrenwerther Zug im Leben Napoleon Bonaparte's, daß dieser, da er Aegypten eroberte, und Hornemanns, des Deutschen, Anwesenheit und Bestimmung erfuhr, demselben sogleich nicht nur Schutz, Pässe und Empfehlungen gab, sondern auch aufs freigebigste Summen zur Unterstützung des großen Unternehmens anbot. Es ist bekannt, wie Hornemann im Herbst des Jahres 1799 mit einer Karavane nach Fezzan zog; nach zehn Tagereisen das Dörflein Ummesogeir an Felsenwänden erreichte, zwei Tage später die von ihrem Dattelreichthum berühmte Oase Siwah in der Wüste sah mit Ummebeda's Trümmern, vielleicht Trümmern vom Tempel des Jupiter Ammon. Durch Schiaca, Augita, Harutsch das Schwarze (der Alten Mons ater) kam die Karavane durch die endlosen Ebenen des weissen Harutsch gen Temissa, an Fezzans Grenzen, und endlich nach vierundsiebenzigtägiger Reise in Murzuk, der fezzanischen Hauptstadt an. Von hier nach Tripoli machte Hornemann nur einen kurzen Abstecher. Schon im Jänner 1800 sah man ihn wieder zu Fezzan; von da reisete er

mit einer Karavane im April nach Burnu, dem Hauptort der nomadischen Tibbu's, ab. Und von da hörte man nichts Sicheres mehr über den muthigen Jussuph (unter diesem Namen reisete er). Daß man ihn im Brachmond 1803 in den Gebirgen von Kaschna gesehen, diese Sage eines maurischen Kaufmanns, welche der brittische Konsul zu Tripoli, Herr Donogh, nach Europa sandte, belebte nur schwach die Hoffnung, den Wanderer wieder zu erblicken. Jetzt ist sie gänzlich erloschen. Es ist nur allzuwahrscheinlich, daß es Hornemann gewesen, von welchem der Bei von Fezzan dem Schiffshauptmann Smith vor Kurzem erzählte, daß vor siebenzehn Jahren ihn ein Engländer auf einem Zuge südwärts Fezzan begleitet habe, der an den Folgen eines Fiebers gestorben und zu Ancalas begraben sei.

Den Nachforschungen Smiths über Hornemanns Leben danken wir zufällig noch einige merkwürdige Angaben vom Innern Afrika's. Der Mameluk Reis, Bei von Fezzan, erzählte dem Schiffshauptmann nämlich: Er habe unlängst an der Spitze seines Kriegsvolks südwärts von Murzuk einen Streifzug durch Burnu gethan bis in ein weites Land, von schönen Negern bewohnt, mit denen er feindselig zusammentraf. Er drang inzwischen bis zu einem großen Fluß, welchen er Nil nannte, und der nach Osten strömt. Auf

seiner Rückkehr sei er zu den Trümmern einer unbekannten großen Stadt gekommen, deren zusammengestürzte, weitläuftige Paläste so voller Bildsäulen gewesen, als wenn sie von denselben bewohnt wäre. Diese Nachricht reizte Smiths Neugier in so hohem Grade, daß er sich ohne anders entschloß, die Stadt in der Wüste selbst zu sehen. Man nannte sie Ghirza oder Naz Sim.

Am 28. Hornung 1816 verließ Smith, begleitet von Janitscharen, die ihm der Bei als Schutzwache mitgab, Tripoli; am 3. März kam er nach Benulyt. Hier schon vernahm er von der „versteinerten Stadt", und wie er darin eine Menge von Männern, Weibern, Kindern finden würde, zwischen Pferden, Tigern, Kameelen, Straußen, Hunden, alle steinern, durch den Spruch des Schicksals über die sündige Stadt. Durch eine traurige bergige Gegend kam Smith nach Zemzem, ungefähr drei bis vier englische Meilen von Ghirza. Und als er auf der berühmten Stelle anlangte, fand er seine Erwartungen gänzlich betrogen: nur einige übelgebaute Häuser am Bruch eines Felshügels; nicht weit davon eine Anzahl Grabmäler in schlechtem Geschmack gebaut mit unförmlichen Säulen, plumpen Knaufen und Friesen und Gebälken; überladen mit elenden Darstellungen in erhabener Arbeit von

Kriegern, Frauen, Hunden, Kameelen und andern Thieren, alles Zeugen rohen Anfangs der Bildhauerei. — Das also war die todte Stadt mit den versteinerten Muselmännern! und das ist ohne Zweifel auch das Nassim, welchem unsere Erdbeschreiber den Beisatz geben: „mit versteinertem Holz und Felsen."

Nachdem alle Hoffnung auf Hornemann erloschen war, erboten sich der afrikanischen Gesellschaft zwei junge Männer zu Entdeckungsreisen. Der eine, Namens Fitzgerald, wollte vom Vorgebirg der guten Hoffnung ausgehen. Aber sein Antrag ward verworfen. Der andere, Namens Nicholls, wurde hingegen nach Kalabari, im Meerbusen von Benin, an der Sklavenküste, geschickt, um in die Fußstapfen des verschwundenen Mungo Park zum Niger zu gelangen. Nicholls kam im Jänner 1805 in Kalabari an, wo er von den Menschen, die aus dem Innern des Landes kamen, erfuhr, daß der Fluß Kalabar nicht weit hinauf schiffbar, sondern häufig durch Fälle unterbrochen und wildreissend sei. Nicholls war im Begriff, sich in die Wildnisse hineinzubegeben, als ihn das Fieber der Gegend befiel und hinwegraffte.

Nach diesem machte sich wieder ein Deutscher auf, das gefährliche Abentheuer zu bestehen; es

war Herr Röntgen von Neuwied, ein trefflicher Jüngling. Er hatte sich schon zu Göttingen ziemlich in Allem vorbeitet, was zum Gelingen seines Wagstücks führen konnte. Wie zart und schwächlich auch beim ersten Anblick seine Leibesgestalt schien, hatte er sich doch durch mannigfache Entbehrungen und Anstrengungen zu dem großen Werk abgehärtet, dem er in jugendlicher Begeisterung sein Leben weihen wollte. Er hatte sich selbst im Entbehren gewöhnlicher Lebensmittel, und seinen Hunger mit Insekten zu stillen geübt. Auf einer Fußreise durch Deutschland und in die Schweizeralpen, da er bald unter freiem Himmel, bald in Ställen übernachtete, hatte er den Versuch gemacht, sich der europäischen Bequemlichkeit zu entwöhnen. Auf derselben Reise war es, da der hoffnungsvolle Jüngling einige Tage bei dem Verfasser dieser Denkblätter verweilte, und mit demselben im Geiste die unbekannte Welt durchschwärmte. Gern hätte ich den Jüngling beredet, ein reiferes Alter (denn er hatte kaum zweiundzwanzig Jahre) zu erwarten, und bestimmtere Kenntniß in der Geognosie, Mineralogie und Botanik — besonders in Bezug auf die Tropenwelt — zu sammeln. Er war nicht zu halten. Mit einer Empfehlung von Blumenbach an Joseph Banks kam er nach England. Durch Unterschriften waren bald für

ihn drittbalbhundert Pf. Sterling gesammelt, die ihm für den ersten Ausflug hinlänglich schienen.

Im Jahr 1811 reisete er nach Afrika. Hier ward ihm Mogador der Hauptort, wo er sich an Sprache, Sitte und Himmel des Welttheils gewöhnen wollte, um dann als Muselmann und Sherif (die Beschneidung hatte er überstanden) mit einer Karavane nach Tombuktu zu gehen. Er erreichte sein Ziel nicht, für das er nur allzuheftig entzündet war. Und sein Glaube, es habe die Vorsehung eben seine Person erwählt und bestimmt, die Entdeckung Nordafrika's zu vollenden, trog ihn.

Man weiß sein Schicksal. Allzugutmüthig, allzubegeistert und allzuunvorsichtig ward er, wie in Europa, auch von Freunden in Afrika nicht vergebens gewarnt. Schon einmal hatte er sich den argwöhnischen Mauren verdächtig gemacht, als er auf der Reise beim ersten Anblick der Stadt Marokko und der hohen Bergkette des Atlas in so unmäßigen Jubel ausbrach, daß die Mauren, seine Reisegefährten, aus seinen Worten und Geberden schlossen, er sei toll geworden. Mit derselben Unvorsichtigkeit schloß er zu Mogador Bekanntschaft und Vertrauen mit einem gewissen Renegaten, der von deutschen Aeltern zu Yorkshire geboren, sich nach Afrika geabentheuert, den alten Glauben abgethan, und schon eine Wallfahrt nach

Mekka gethan hatte. Diesen Landstreicher, den man selbst zu Mogador nicht genug kannte, nahm Röntgen in seinen Dienst und zum Begleiter. Mit dieser Uebereilung verband er die zweite, daß er sich auf gut Glück in's wüste Afrika hineinwagen wollte, ehe er die arabische Sprache vollkommen geläufig reden konnte, also von seinem Begleiter mehr oder weniger abhängig, und den Mauren, als Fremdling, verdächtig werden mußte. — Genug, wider Rath, selbst wider Wissen seiner britischen Freunde zu Mogador, nur mit Ausnahme eines Einzigen, der ihn nicht mehr abhalten konnte, machte er sich auf, begleitet von seinem Renegaten und zwei Maulthieren mit Gepäck beladen. Dies bestand in zwei oder drei Haiks oder Wollendecken, einigen Handelswaaren, einem Arzneikästchen, einem Koran und arabischen Wörterbuch nebst wenigen mathematischen und astronomischen Werkzeugen. Röntgen hatte ausserdem ungefähr 700 Dollars bei sich, die er theils selbst, theils sein Reisegefährte im Gürtel trug.

Einige Tage später kam Nachricht: man habe ihn ermordet gefunden. In Mogado liefen verschiedene Muthmaßungen über den Mörder ein. Der allgemeinste Verdacht fiel auf den Renegaten. Der Kerl ward nachher nicht wieder gesehen. Man verhaftete zwar einen armen Araber späterhin in Marokko, der, um Salz zu kaufen, einige Sachen

feil bot, die dem unglücklichen Röntgen gehört zu haben schienen; der Araber konnte aber, auch gefoltert, zu keinem aufklärenden Geständniß gebracht werden.

Wir wollen hier nichts von Legh's Wanderung durch Aegypten und Nubien, nichts von den unwillkührlichen Reisen des Reilli und Adams durch die Wüsten von Sahara, oder des Hauptmanns Light Reise sagen; nichts von dem Unglück des wackern Schiffshauptmanns Tukey auf der Zaire — es ist bekannt genug —, sondern uns auf die Lebensanzeige des Schweizers Ludwig Burkhard von Basel beschränken, der wohl des dankbaren Gedächtnisses der Zeitgenossen und Nachkommen würdig ist, für die er sich opferte. Es sind diese Nachrichten zum Theil aus den Angaben geschöpft, welche seine britischen Freunde im Edinburgher Quaterly Review 1818 bekannt machten; zum Theil aus denen, welche, zur Berichtigung oder Ergänzung, einer seiner Verwandten in Basel mitgetheilt hat.

J. Ludwig Burkhard, der jüngere Sohn aus einer der angesehensten Familien von Basel in der Schweiz, war zu Lausanne geboren, den 25. November 1784. Zu einer Zeit, da Frankreichs Gewaltherrschaft der Jugend des Festlandes fast jeden Weg zur höhern Auszeichnung, ausser dem Kriegerstand, verschlossen hatte kam er, der

diese Laufbahn nicht betreten wollte, nach England, mit einem Empfehlungsschreiben an Sir Joseph Banks versehen. Nach einem kurzen Aufenthalte in London bot er seine Dienste der afrikanischen Gesellschaft an. Das Ergebniß von Parks erstem Versuch belebte seine Hoffnung eines endlichen Erfolgs viel stärker, als das unglückliche Schicksal von Houghton, Hornemann und Ledyard solche daniederschlug. Mit dauerhafter Gesundheit, gefälligem Aeussern, Adel der Denkart und Fähigkeit, seine Anlagen durch Anstrengung in jedem Fache, das zu seinem Unternehmen dienlich schien, zu vervollkommnen, wurde er alsobald in den Dienst der afrikanischen Gesellschaft aufgenommen, und erhielt von mehrern Seiten jede Unterstützung, welche die verschiedenen wissenschaftlichen Zweige, denen er seine Aufmerksamkeit geschenkt, nur immer erforderte.

Burkhard verließ England den 2. März 1809, schiffte nach Malta, und von da nach Aleppo, wo er den 6. Juli d. J. anlangte. Hier und zu Damask brachte er einen großen Theil der drei folgenden Jahre zu, während welcher er verschiedene Ausflüge nach dem Hauran und Lesgien machte, die Ruinen von Palmyra und Baalbek besuchte; einige Zeit unter den Turkomanen in den nördlichen Provinzen Syriens verlebte, und sich in der Kenntniß der Religion, Sitten und

Sprache der muhamedanischen Araber vervollkommnete, indem er sich öfters und lange unter den Beduinen der Wüste aufhielt. Die Frucht seiner Nachforschungen in diesen Ländern, die er lediglich als vorbereitend zu seinem großen Entwurfe betrachtete, befindet sich gegenwärtig in den Händen der afrikanischen Gesellschaft, in Form von Tagebüchern, und von politischen, geographischen und statistischen Notizen.

Am 18. Juni 1812 reisete er von Damask nach Kairo, und indem er der gewöhnlichen Straße längs der Seeküste und durch die Wüste zwischen El Arisch und den Grenzen von Aegypten auswich, und in der Verkleidung des ärmsten Beduinen vom heiligen Land östlich des Jordans bei Szalt ins steinige Arabien und durch die große Wüste El Ty seinen Lauf richtete, kam er am 4. September nach Kairo, wo er die erste Gelegenheit, ins Innere vön Afrika zu dringen, ergreifen wollte, die ihm die Abreise einer Fezzanischen oder Darfourkaravane anbieten möchte.

Da er jedoch fand, daß dieses nicht so bald geschehen könnte, beschloß er in der Zwischenzeit, Aegypten und das Land oberhalb der Wasserfälle zu durchforschen, und war so im Stande, zwei sehr schwierige und denkwürdige Reisen ins alte Aethiopien zu vollbringen; die ein längs der Ufer

des Nils, von Assouan nach Dar el Mahaß an den Grenzen von Dongola, in den Monaten Februar und März 1813, während welcher er viele Ueberreste alter ägyptischer und nubischer Baukunst, mit griechischen Inschriften, entdeckte, wie solche in den Tempeln von Philä vorkommen; die andere Reise vom März bis Juli des folgenden Jahres durch Nubien nach Suakim und Djedda. Die Beschreibung dieser Reise enthält die besten Angaben, die man je in Europa über den gegenwärtigen Zustand der Gesellschaft, der Handlung, Manufakturen und Regierungsform dieser Wiege alter ägyptischer Weisheit erlangt hat.

Unsers Reisenden nächster Ausflug scheint von Kairo nach der Halbinsel von Arabien gewesen zu sein, um die heiligen Städte Mekka und Medina zu besuchen. In ersterer brachte er vier bis fünf Monate zu, indem er seine Bemerkungen unter dem Karakter eines mahomedanischen Hadje's oder Pilgrims in Sicherheit sammelte, unterstützt durch allen Vortheil einer vollkommenen Kenntniß der Religion, Sitten und Sprache der Einwohner, die er nunmehr erlangt hatte.

Sein Aufenthalt in diesem Theile des Ostens brachte ihn nothwendigerweise in Berührung mit den Wechabiten, und die afrikanische Gesellschaft hat von ihm, ausser einer vollständigen Beschreibung von Mekka und von den frühern und

spätern abergläubischen Begriffen, die in diesem Erdtheil herrschten, auch eine sehr ausführliche Darstellung von dem Ursprung und Fortgang jener ausserordentlichen Sekte von mahomedanischen Puritanern erhalten, die ihre ganze politische Geschichte umfaßt, von Gründung dieser Sekte vor fünfzig bis sechszig Jahren durch Abd el Wahab und Mohammed Ibn Saoud, bis zum Frieden zwischen Abdullah Ibn Saoud und Toosen Pascha von Seite Mahommeds Ali Pascha von Aegypten im Jahr 1815.

Burkhards letzte Reise war von Cairo nach dem Berge Sinai und der östlichen Küste des rothen Meeres. Das Tagebuch dieser anziehenden Reise ist mit einer Menge geschichtlicher Bemerkungen über den frühern Zustand des Landes durchsäet, und am Schlusse befindet sich eine Abhandlung über die Wanderungen der Israeliten nach ihrem Auszug aus dem Reiche Pharao's.

Wir vernehmen mit Vergnügen, daß ausser diesen Werken die Gesellschaft noch eine Menge Bemerkungen über das Innere von Afrika und mehrere Wörterbücher afrikanischer Sprachen Hrn. Burkhard verdankt, die dieser von den Eingebornen gesammelt, welche Aegypten während seines dortigen Aufenthalts besuchten.

Auch befindet sich dabei eine Reihe von neunhundert neunundneunzig arabischen Sprichwörtern

in der Ursprache mit englischer Uebersetzung und Erklärung ihrer verschiedenen Anspielungen, und eine getreue und geistreiche Uebersetzung eines burlesken epischen Gedichtes in der Volksmundart von Kairo, dessen Hauptgegenstand ein Streit zwischen Wein und Bast ausmacht. Letzteres ist nämlich eine allgemeine Bezeichnung für alle berauschende Substanzen, die aus Hanfblumen und Opium bereitet und in Form von Pasten, Pillen oder Konfekt gebracht werden.

Das ist jedoch nur ein geringer Theil der Arbeiten dieses ausserordentlichen Menschen, dessen Vortrefflichkeit und Ausdauer ihm gewiß, bei längerm Leben, einen hohen Rang unter den berühmtesten Reisenden dieses oder irgend eines Zeitalters erworben hätten. In der That hat er Sammlungen hinterlassen, denen kaum ähnliche von irgend einem seiner Vorgänger an die Seite zu stellen sind, sowohl in Rücksicht auf das Anziehende und Wichtige des Inhalts, und der Mannigfaltigkeit der Bemerkungen, als auch selbst in Rücksicht auf Adel der Schreibart, obwohl in einer ihm fremden Sprache verfaßt.

Der letzte Bericht Burkhards ist, wie wir hören, vom 25. März 1817, da der annähernde Sommer ihm die angenehme Aussicht eröffnete, mit einer Karavane nach Murfuk abzureisen, und einen Weg zu machen, den er schon lange als

den zweckmäßigsten angesehen, ihn zum Ziele zu führen, das schon seit mehrern Jahren die Aufgabe seines Leben gewesen war.

Seine Gefühle bei dieser Gelegenheit, die wir aus einem der letzten Briefe, der ihm zu schreiben vergönnt war, ausheben, können gegenwärtig nicht ohne die Empfindung des tiefsten Bedauerns betrachtet werden.

„Ich schreibe an Sir Joseph Banks und wiederhole Ihnen, daß ich in ungeduldiger Erwartung einer Karavane nach Libien bin, und habe mich schon lange bereit gehalten, bei der ersten Nachricht aufzubrechen. Ich verlasse Aegypten nunmehr desto lieber, da meine Tagebücher nicht mehr in einem unausgearbeitten Zustande sind; wie dies vor einem Jahre der Fall gewesen wäre, und auf meinen künftigen Reisen wird mir der Gedanke nicht wenig Trost gewähren, daß, welches auch mein Geschick sei, doch bereits einiger Nutzen aus meinen Nachforschungen entsprungen ist, und daß die Gesellschaft bereits mehrere Tagebücher von mir besitzt, die über neue und merkwürdige Länder Auskunft geben.“

So war die lebendige und wißbegierige Hoffnung, mit welcher er sich an die abreisende Karavane anzuschliessen gedachte. — Aber die Vorsehung hatte es anders beschlossen. Am 5. Okto=

ber 1817 wurde er plötzlich von einem Durchfall ergriffen, welcher, der Hilfe eines englischen Arztes ungeachtet, ihn am 15. des gleichen Monats allzufrüh der Welt entriß.

Keine Worte können besser die letzten Augenblicke dieses beklagenswerthen jungen Mannes schildern, als ein Brief des englischen Generalkonsuls in Aegypten an den Sekretär der afrikanischen Gesellschaft, von welchem Folgendes der Auszug ist:

„Ich habe die traurige Pflicht, Ihnen sehr herzzerreissende Botschaft mitzutheilen. Unser theure Reisende und Freund, Scheik Ibrahim (so nannte sich Burkhard) ist nicht mehr. Er starb letzten Mittwoch, nach einer Krankheit von zehn Tagen, an einer Dysenterie, gegen welche die ganze Kunst des Dr. Richardson nichts vermochte. Dieser Arzt, in Begleitung des Lord Belmore reisend, befand sich glücklicherweise gerade zu Anfang des Uebels gegenwärtig und besorgte den Kranken mit großer Güte und unermüdetem Eifer während des ganzen Verlaufs des Leidens; der Doktor versicherte mir, noch keinen Fall gesehen zu haben, wo die Natur so wenig Anstrengung zur Besserung gemacht hätte. Die Krankheit ward unaufhaltsam schlimmer und schlimmer, bis das traurige Opfer ihrer Zerstörung unterlag. Mittwoch Morgens war die Gefahr seiner

Lage offenbar, und er selbst fühlte so deutlich sein herannahendes Ende, daß er nach mir schikken ließ.

„Sogleich begab ich mich zu ihm hinüber, und kann nicht beschreiben, wie schrecklich die Veränderung war, die in so kurzer Zeit mit ihm vorgegangen. Dienstags vor einer Woche war er noch in meinem Garten mit aller anscheinenden Gesundheit gelustwandelt, indem er mit der gewöhnlichen Lebhaftigkeit und Kraft sich unterredete. Gegenwärtig vermochte er kaum seine Worte auszusprechen, war von leichenblasser Farbe, mit kaltem klebrigem Schweiße bedeckt, und hatte die ganze todverkündende Unruhe eines Sterbenden; jedoch behielt er sein Bewußtsein vollkommen ungetrübt, war erstaunlich fest und gesammelt und bat mich, Feder und Papier zu nehmen, und niederzuschreiben, was er mir diktiren würde. Folgendes sind so zu sagen vollkommen seine eigenen Worte.

„„Sollte ich nunmehr sterben, so ersuche ich Sie, auf Hrn. Hamilton 250 Pf. Sterling zu ziehen, die mir die afrikanische Gesellschaft noch schuldig ist. Von diesem und demjenigen, was ich den Händen des Hrn. Boghoz habe, nämlich 2000 Piaster, machen Sie folgende Vertheilung: Bezahlen Sie meinen Antheil an dem Memnoni-

schen Kopf *). (Dieses wiederholte er nachher öfters, wahrscheinlich aus Furcht, ich möchte glauben, daß er schon genugsam dazu beigetragen hätte, wie ich früher geäussert.) Geben Sie 2000 Piaster dem Osman (einem Engländer, den ich auf Scheik Ibrahims besondere Fürbitte den Pascha vermocht hatte, freizulassen); 400 Piaster meinem Diener Shaharty. Mein Sklav und meine Sklavin, sammt allem, was ich noch im Hause besitze, welches nicht viel ist, sollen dem Osman zukommen."

„„Senden Sie 1000 Piaster den Armen meiner Vaterstadt. Meine ganze Bibliothek, mit Ausnahme meiner europäischen Bücher, wünsche ich der Universität Cambridge zu schenken, unter der Aufsicht des Bibliothekars Dr. Clarke, auch mit Inbegriff derer, die sich in den Händen meines Freundes Sir Joseph Banks befinden. Meine europäischen Bücher vermache ich Ihnen, Hr. Salt. Aus meinen Schriften treffen Sie eine Wahl, die Ihnen dienlich scheint, und übersenden solche an Hrn. Hamilton für die afrikanische Gesellschaft. Es ist nichts darunter über Afrika. Ich wollte in zwei Monaten mit der Karavane aufbrechen, die

*) Ein kolossaler steinerner antiker Kopf, den Burkhard und der Generalkonsul auf gemeinschaftliche Unkosten nach England bringen liessen.

von Mekka zurückkehrt, und nach Fezzan gehen, und von dort nach Tombuktu. Aber es ist anders beschlossen. — Meinen Freunden den herzlichsten Gruß." Dabei benannte er mehrere Personen, mit denen er vertrauten Umgang hatte. Dann schwieg er still und schien innerlich bewegt zu sein. Endlich sagte er mit großer Anstrengung: „Lassen Sie durch Hrn. Hamilton meine Mutter von meinem Tode benachrichtigen, und ihr sagen, daß meine letzten Gedanken immer bei Ihr gewesen sind." Seiner Mutter Namen wurde sichtbar von ihm einige Zeit zurückgehalten, als ob er sich nicht Kraft zugetraut hätte, solchen zu berühren. Auch lag in dem Ausdruck seines Gesichts, als er von seiner vorgehabten Reise sprach, ein deutlicher Kampf zwischen fehlgeschlagener Hoffnung und männlicher Ergebung.

„Vielleicht wurde wohl auf keinem Sterbebette weniger von der Schwachheit der menschlichen Natur gezeugt. Etwa ein Viertel vor zwölf Uhr in der Nacht verschied er ohne den geringsten Seufzer ungefähr sechs Stunden nach obiger Unterredung. Sein Leichenbegängniß war, wie er selbst gewünscht, nach muhamedanischer Sitte, ganz dem angesehenen Range gemäß gehalten, den er in den Augen der Eingebornen besaß. Ich kann Ihnen versichern, daß sein Verlust mir ein harter Schlag gewesen ist. Ich bewunderte seine Talente,

seine hohe Rechtschaffenheit, und seinen edeln unabhängigen Karakter, und da ich täglich Zeuge der ungemeinen Klugheit war, mit welcher er sich gegen die Eingebornen betrug, so hatte ich mir die günstigsten Hoffnungen zu dem endlichen Gelingen seines großen Unternehmens gemacht, welchem er sein ganzes Leben gewidmet hatte. Ich liebte ihn auch wegen seines guten Herzens, welches sich gegen Alle, die er im Unglück wußte, auf die freigebigste Weise offenbarte, wozu er bei seinem beschränkten Einkommen sich oft nicht bloß überflüssige, sondern auch wesentliche Lebensbedürfnisse versagen mußte. Seine Unterhaltung war überaus angenehm; ein lebhaftes Funkeln in den Augen, und ein mannigfaltiger Ausdruck in der Haltung, wenn er sich belebte, erweckten die wärmste Theilnahme in dem Geiste der Personen, an die seine Rede gerichtet war, und die Wärme und Kraft seiner Gesinnung und seines Ausdrucks erwiesen sattsam, daß er von Herzen sprach.

„Einen Menschen, der bloß eigener Zwecke wegen gegen die Interessen der menschlichen Gesellschaft handelte, verabscheute er so sehr, daß er von einem solchen nicht mit Geduld sprechen konnte.

„Täglich pflegte er mich in meinem Garten in den Nachmittagsstunden zwischen drei und sechs Uhr zu besuchen. Aber selten ließ er sich zum

Mittagsessen erbitten, da dieses seine gewohnte Lebensweise zu sehr störte. Ueber alle Maaßen war er besonders gegen Reisende, die Aegypten besuchten, gefällig. Er gab ihnen alle mögliche Anweisung über den besten Weg, den sie verfolgen mußten. Kaum eine Woche vor seinem Tode war er beschäftigt, Bücher für Lord Belmore anzukaufen, und fand darunter ein Exemplar des Antar's *) für Ihren Bruder, daß sich gegenwärtig in meinen Händen befindet."

*) Der Antar, ein episches Gedicht, über welches sich Burkhard in einem andern Briefe mit vielem Lobe äussert.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Zschokke, Heinrich,

Ausgewählte Schriften

Bd.: 2. Der Aufruhr von Stans u. der Urkantone 1799. Friedrich Cäsar Laharp
e. Nikolaus Friedr. v. Steiger

Aarau 1799

Opp. 582 t-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10604819-7